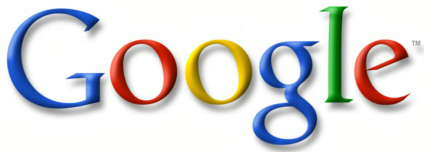
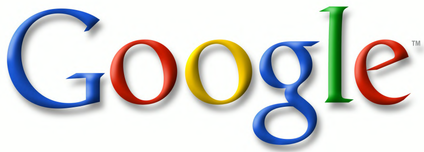





1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

1

Ästhetische und historische Einleitung

nebst

fortlaufender Erläuterung

zu

Goethes Hermann und Dorothea.

Von

Dr. C. Cholevius,
weil. Professor am Kneiphöf'schen Stadtgymnasium
zu Königsberg i. Pr.

Dritte verbesserte Auflage

von

Dr. Gotthold Klee,
Professor am Gymnasium zu Bautzen.



Leipzig,
Druck und Verlag von B. G. Teubner.
1897.



Vorwort zur ersten Auflage.

In meiner Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen (2 Bde., 1854—56) habe ich zu zeigen versucht, wie unsere Dichtung bei ihrer fortschreitenden Entwickelung von den ältesten Zeiten her bis zur Gegenwart sich um zwei Gegensätze bewegt hat, die in jeder Periode, wenn auch unter anderen Namen und in verschiedenen Beziehungen, wiederkehrten. Das Romantische und das Antike, Natur und Kunst, das Reale und das Ideale traten abwechselnd mit größerer oder geringerer Klarheit und Kraft hervor, indem eins das andere zu verdrängen bestrebt war, bis zuletzt in dem Zeitalter Schillers und Goethes mit einer tiefern Erfassung dieser Gegensätze zugleich eine Verschmelzung derselben gelang, und eben durch eine solche Ausgleichung das Höchste hervorgebracht wurde, was bisher dem dichterischen Geiste unsrer Nation zu leisten beschieden war. Die moderne Kritik will diese Wahrheit nicht durchweg anerkennen, die modernen Dichter haben jenen Bund der Kräfte, welche mit solchem Erfolge zusammengewirkt, wieder aufgelöst, und so war es mein Wunsch, mit dieser Arbeit über Hermann und Dorothea an einem besondern Beispiele darzuthun, wie einem so vorzüglichen Werke aller Adel und Reiz der echten Schönheit wirklich nur dadurch zu teil geworden ist, daß der Dichter sich bei seinem idealen Kunstsinn nicht von der Natur trennte, und daß er umgekehrt die Natur nicht ohne das durchgebildete Bewußtsein des Künstlers darstellte.

Außerdem habe ich mich als Schulmann angeregt gefühlt, zur Erklärung solcher Schöpfungen der vaterländischen Poesie, die vornehmlich der deutschen Jugend gehören, meinen Beitrag zu liefern.

Die klassische Philologie steht in den Gymnasien an der Spitze der Unterrichtsgegenstände; den alten Schriftstellern soll die Jugend hauptsächlich ihren Fleiß, ihre Kräfte, ihr Herz und ihre Gedanken widmen. Gegen diese Einrichtung habe ich am wenigsten etwas einzuwenden, da auch nach meiner Überzeugung nächst der Religion kein andres Bildungsmittel mit derselben Tiefe und Vielseitigkeit wie das Studium der Alten den Geist des Jünglings zu wahrer Menschenwürde zu erziehen vermag. Doch wir leben nicht mehr im Altertume, wir sind nicht Griechen oder Römer. Allerdings sollen wir vor allem Menschen sein, und die Erziehung des Menschen zum Menschen ist der schöne Zweck der Humanitätsstudien, aber wir sind Menschen, denen Abstammung und Geschichte, denen das Zeitalter mit dem, was es als das Ergebnis vieler Jahrhunderte geworden ist, und was es für die Zukunft werden soll, ein besondres Gepräge aufdrückt und eine besondre Lebensbahn vorzeichnet. Wie die Kultur der alten Welt von den neueren Völkern zwar aufgenommen, aber nach höheren Gesichtspunkten umgestaltet und fortgeführt ist, so muß auch die klassische Philologie eine Ergänzung erhalten. Ohne die Bekanntschaft mit dem Altertume ist kein gründliches Verständnis der neuern Kultur möglich, weil diese mit ihren Wurzeln in das Altertum zurückreicht, ebenso verliert sich jedoch auch die Philologie in ein unlebendiges Schulwissen, wenn nicht ihre Erkenntnisse mit dem geistigen Leben der neuern Zeit in Verbindung treten. Ist es nicht eine Thatsache, daß vielleicht die meisten Schüler einen alten Autor zum letzten Male beim Abiturientenexamen in der Hand haben und sich gar bald ihren zehnjährigen Verkehr mit Grammatik und Lexikon wie einen bösen Traum aus dem Sinne schlagen? Eine gewichtige Ursache dieser Erscheinung liegt darin, daß die Schule es versäumt hat, ihnen durch eine stete Hinweisung auf den genetischen Zusammenhang des Alten und des Neuen zu der Überzeugung zu verhelfen, daß ihre Beschäftigung mit den griechischen und lateinischen Schriftstellern nicht bloß zum Verständnis einer grauen Vorzeit diente, da diejenigen Männer, welche der Kunst und Wissenschaft ihre gegenwärtige Gestalt verliehen, durch dieselben Studien in ihrem Streben wesentlich gefördert wurden. Es ist aber jener Zusammenhang

zwischen dem Altertume und der neuen Welt nirgends deutlicher wahrzunehmen und an wichtigeren Gegenständen sichtbar, als in dem Bildungsgange der deutschen Litteratur. Ein gründlicher Unterricht in derselben ist eine naturgemäße Ergänzung der klassischen Philologie, und diese versteht sich schlecht auf ihren Vorteil, wenn sie, um auf einem isolierten Gebiete zu walten, nicht allein selbst das Altertum nur aus dem Altertum erklärt, sondern auch in dem Studium der deutschen Poesie einen überflüssigen Zierat sieht, den sich die Schule nur aus Nachgiebigkeit gefallen lasse.

Der deutsche Unterricht hat außerdem seinen wichtigen nationalen Beruf. Er ist mit Ausnahme einzelner Teile der Geschichte das einzige Fach, welches die deutsche Jugend unmittelbar mit dem Leben und Wesen ihrer Nation bekannt macht. Er giebt dem Schüler die geliebte Heimat wieder, während ihn die anderen Wissenschaften in fremde Länder oder in das allgemeine abstrakte Reich des Geistes führen. Der vertrautere Verkehr mit den hochbegabten und edeldenkenden Männern, die voll vaterländischen Gefühls das Beste, was ihr Nachdenken ersonnen und ihr Herz empfunden, zur Ehre und Freude ihres Volkes in den anmutigen Formen der Kunst aussprachen, kann ihn nicht gleichgültig lassen. Er wird die Sprache der Väter, deutschen Sinn, deutsche Bildung und Kunst, er wird jene Männer selbst, welche in mühevollem Ringen so köstliche Schätze aus der Tiefe des Volksgeistes an das Licht gefördert, mit treuer kindlicher Anhänglichkeit achten und lieben lernen. Hätte man einige Jahrhunderte hindurch den edelsten Teil der griechischen Jugend bis zum zwanzigsten Jahre vornehmlich mit hebräischer, ägyptischer, indischer Sprache und Litteratur beschäftigt, so hätte Hellas, davon abgesehen, daß die alte Welt auch sonst eine andere Geschichte haben würde, niemals eine Kunst und Litteratur von so scharfem nationalem Gepräge erschaffen. An dem Geiste unserer Jünglinge arbeitet ohne Unterlaß das Lateinische und das Griechische, das Französische und das Englische. Welchen Schaden haben wir aber schmerzlicher zu beklagen als den Mangel an Nationalgefühl, welcher seit Jahrhunderten der Wohlfahrt und Ehre der deutschen Lande die tiefsten Wunden geschlagen? Erschwert man durch unbillige Beschränkung der Mittel dem deutschen Unterrichte

seine Wirksamkeit, so zerschneidet man damit das stärkste, fast das einzige Band, welches die deutsche Schule und die deutsche Jugend an das Vaterland knüpft. Man versteckt sich umsonst hinter den Einwand, daß die deutsche Litteratur so vieles enthält, was kennen zu lernen der Jugend nicht gut thut; auch aus der nicht minder gefährlichen altklassischen Litteratur hat man erst einen passenden Lehrstoff aussondern müssen.

Wie verlautet, geht man damit um, der altdeutschen Grammatik in den Schulen Raum zu schaffen. Möchte es nur nicht auf Kosten der neuern Litteratur geschehen. Denn wenn nur eins gewählt werden darf, so ist es für die Jugend weit ersprießlicher, sich mit der lichten Prosa eines Lessing und Goethe oder mit der feurigen Rede eines Herder und Schiller, als mit der Sprache des Nibelungenliedes in Zusammenhang zu fühlen, und niemand sollte das höhere Geistesleben, welches uns aus den Werken dieser und anderer neuer Schriftsteller zuströmt, der Ehrfurcht für unser deutsches Altertum aufopfern wollen. Die Schule machte sich alsdann zum zweiten Male jener Einseitigkeit schuldig, mit der man einst Homer durch das Nibelungenlied zu verdrängen beabsichtigte. Von den Schöpfungen der neueren Poesie verdienen aber diejenigen, welche in dem Zeitraume des klassischen Idealismus entstanden sind, eine vorzügliche Beachtung. Denn sie haben an sich einen hohen Wert, und ferner sind sie gerade wegen ihrer antiken Seite recht geeignet, in dem Bewußtsein des Jünglings, welcher mit seinen Studien in der alten, mit seinen Interessen dagegen in der neuen Welt heimisch ist, die Verbindung zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart herzustellen, in seine Kenntnisse Einheit und Leben, ja sogar in seine Beschäftigung mit den Alten selbst einen frischen Schwung zu bringen, wenn er erkennt, daß Griechen und Römer noch so mächtig in die Kultur der jüngsten Zeitalter eingegriffen.

Diese Erwägungen haben mich veranlaßt, eine Erläuterungsschrift über Hermann und Dorothea abzufassen, und ich hoffe, dieselbe wird sowohl den Freunden der Litteratur als besonders der Schule willkommen sein. Denn welcher Lehrer, dem es am Herzen liegt, daß der deutsche Unterricht jenen Zwecken nachstrebt, hätte nicht täglich Anlaß, die übergroße Sparsamkeit zu beklagen, mit

der man bei der Verteilung der Lehrstunden in betreff seines Faches zu Werke gegangen? Daher wird er kein irgend brauchbares Hilfsbuch verschmähen, welches seine Erklärungen der vaterländischen Dichtungen wirksamer machen und auch die Schüler selbst zum eignen liebevollen Studium derselben anregen und in Stand setzen könnte.

Bei der Behandlung meiner Aufgabe bin ich von folgenden Ansichten ausgegangen. Man hat die Jugend darauf hinzuführen, daß das Gedicht, welches sie liest, ein Gebilde des erfindenden und gestaltenden Geistes, daß es ein Werk der Kunst sei. Unzählige Male machen wir die Erfahrung, daß der Schüler von der eigentlichen Arbeit des Dichters keine richtige Vorstellung hat und auch nur mit Mühe zu einer solchen gelangt. Wenn die Ereignisse so recht natürlich aufeinander folgen, wenn die Reden und Handlungen der Personen mit ihren Charakteren übereinstimmen, wenn Zeit Ort und Umstände den Thatsachen gemäß sind, kurz wenn das dichterische Bild mit dem wirklichen Leben eine täuschende Ähnlichkeit hat, so liegt die Meinung nahe, es sei alles mit dem Talente abgethan, für diese Dinge, die sich mit solcher Leichtigkeit vor unseren Augen entwickeln, nur unter den erschwerenden Bedingungen des Versmaßes und des Reimes die schönen Worte zu finden. Niemand kommt von selbst darauf, sich zu fragen, ob nicht diese und jene Szene fehlen oder eine ganz andere Gestalt haben könnte, warum der Dichter seinen Personen gerade diese und keine anderen Grundsätze und Sitten geben mußte. Niemand stellt es sich als möglich vor, daß der Dichter so manches zehnmal überdachte, zehnmal umarbeitete und endlich vielleicht dennoch verwarf. Ich lasse daher, wenn wir etwa ein Drama lesen, die Schüler bisweilen das Buch aus der Hand legen und nach dem, was das Gedicht bis dahin mitgeteilt, den Inhalt einer Szene oder das, was die Personen nach ihrer Denkweise und unter dem Eindrucke eines Ereignisses miteinander zu verhandeln haben, im voraus erraten, damit sie dann das Ergebnis ihres Nachdenkens mit dem, was der Dichter sagt, vergleichen. Schon diese einfache Übung erweckt in ihnen die Ahnung, daß das Dichten ein bewußtes, von Kunstgesetzen geleitetes Erfinden ist. Dann entwickelt man bei erster

Gelegenheit einige Grundbegriffe, um zeigen zu können, wie sie im weitern Verlaufe den Gang der Darstellung bestimmen. Denn alles mit einem Worte: man versteht nicht den Dichter, wenn man ihm nicht selbst nachdichtet. Es ist nicht genug, daß man eine fertige Schöpfung nach ihren Teilen betrachtet; man muß sich an den Schreibtisch des Dichters versetzen, man muß zusehen, wie das Werk nach und nach unter seiner Hand entsteht, wie sich jeder Teil ergänzend und vorbereitend zu dem andern gesellt, wie in jedem einzelnen Punkte der Gedanke den Stoff, das Schönheitsgesetz die Form beherrscht, bis der Schlußstein den ganzen Bau vollendet. Deshalb besteht der Hauptteil meiner Erklärungen darin, daß ich in jedem Abschnitte des Gedichtes den Inhalt entwickele, jedoch nicht bloß angebe, was geschieht und gesprochen wird, sondern darauf hinweise, wie die Handlung sich allmählich aus einer Reihe von Momenten zusammensetzt, die einander bedingen und zusammenwirken, wie die Charakteristik der Personen immer bestimmter und vollständiger wird, wie dabei die Ausführung des Einzelnen von dem Begriffe der Dichtungsgattung und von den Gesetzen der Darstellung beherrscht wird.

Die Erklärung hat ferner die Aufgabe, den Jüngling die sittliche Schönheit und den idealen Gehalt des in der Dichtung entworfenen Lebensbildes wahrnehmen zu lassen. Soll ihm dasselbe Geist und Herz erfüllen, soll es ihm für sein eignes Denken und Wollen wie ein befreundeter Leitstern vor der Seele stehen, so ist dem Unwesen zu steuern, daß er nur liest, um die Phantasie mit einem gaukelnden Traume zu unterhalten und das Gemüt in eine unklare auf- und niederwallende Bewegung zu versetzen. Er muß die Charaktere, Handlungen und Zustände mit Bestimmtheit auffassen und in ihnen ein höheres Dasein gewahr werden. Man fürchte jedoch nicht, daß ich dabei jene luftigen Abstraktionen im Sinne habe, welche alles Konkrete in Ideen verflüchtigen. Goethe hat seine Personen nicht zu allegorischen Masken, die Erscheinungen nicht zu bloßen Symbolen machen wollen, um gewisse philosophische und kulturhistorische Ansichten mittels sinnlicher Merkzeichen auseinanderzusetzen. Ein solches Verfahren lag ihm in seiner besten Zeit sehr ferne. Er liebte es, Natur und Leben in ihrer frischen Wirk-

lichkeit darzustellen; sie sind nicht wesenlose Schatten, sondern haben für sich eine bestimmte Existenz, wenn er auch das Einzelne auf ein Allgemeines, Höheres bezog. Wir folgen ihm hierin mit derselben Mäßigung. Wir werden seinen Phantasiebildern keine Ideen unterlegen, an die er selbst schwerlich gedacht, wir werden jedoch ebenso wenig die idealische Läuterung verkennen, durch welche auch der realistische Dichter, wenn er überhaupt ein Dichter ist, alles Stoffliche veredelt. So wollte Goethe selbst ohne Zweifel nicht bloß Personen mit diesen oder jenen Eigenschaften, sondern er wollte in diesen Personen das Wesen des Menschen zeichnen; er erzählt nicht, wie ein Jüngling mit dem Vater in Streit gerät, und die Mutter den Frieden vermittelt, sondern er will den Familienbund nach seiner Gliederung und nach der heiligen Kraft der Kindes- und der Elternliebe darstellen; er schildert nicht eine Reihe wechselnder Abenteuer, sondern er zeigt, wie das Menschenherz in Freud und Leid, in Irrtum und Erhebung, in Hoffnung und Entsagung, in bangem Sorgen und in entschlossenem Handeln heranreift ꝛc. Indem so schon in dem Gedichte selbst das Individuelle stets auf ein Allgemeineres hinweist, stellen sich uns der Mensch und das Leben nicht mehr in einzelnen Beispielen, sondern in einer bedeutsamen Gesamtheit vor Augen, und beide erscheinen hier in einer so herzerfreuenden, anregenden und edlen Gestaltung, daß sich wohl niemand finden möchte, bei dem nicht mit der wachsenden Lebenskenntnis zugleich die Lust, in froher Gemeinschaft mit den Brüdern, an den Zwecken des Daseins zu wirken, einen Zuwachs erhielte.

Endlich sind der Erklärung jedes Abschnittes noch einige besondere Bemerkungen beigefügt; sie betreffen Einzelnheiten des Inhaltes und der Darstellung, die in die Entwickelung der Handlung nicht gut aufgenommen werden konnten.

Natürlich wird man bei der mündlichen Erklärung den Schüler anleiten, dasjenige durch sein eignes Nachdenken zu finden, was ein Buch nur in der Form der Mitteilung darbieten kann. Er muß dem Dichter Schritt für Schritt folgen lernen. Wie das Gedicht selbst sich aus Einzelnheiten zusammensetzt, so müssen sich seine Wahrnehmungen allmählich zur Auffassung größerer Teile und all-

gemeinerer Eigentümlichkeiten der Darstellung ansammeln, worauf ihn zuletzt ein nach bestimmten Gesichtspunkten geordneter Rückblick veranlaßt, sich das Ganze zu vergegenwärtigen. Die heuristische Weise des Unterriches bringt es mit sich, daß man ihn daneben über manches zu Hause seine Meinung aufschreiben läßt. Wird das Gedicht zur Privatlektüre gewählt, so sollte man überhaupt im voraus eine Anzahl von Fragen zur schriftlichen Beantwortung aufstellen, was das beste Mittel ist, das bloße Lesen in ein aufmerksames und ersprießliches Studium zu verwandeln. Es geschieht wohl häufig, daß eine Charakteristik dieser oder jener Person gefordert wird; das Gedicht bietet aber außerdem viele passende Themata dar, und wenn manches etwa für eine Monatsarbeit kein ausreichendes Material zu enthalten scheint, so könnte man ja mehrere zugleich aufgeben. Auch zu diesen Übungen findet sich in meinem, Kommentare ein Anhalt, da er durchweg solche Fragen behandelt, und ich will, um diese Art ihrer Verwendung zu veranschaulichen, einige derselben hiehersetzen.

1. Ob Hermann nach seiner ersten Unterredung mit Dorotheen wirklich in heiterer Stimmung nach Hause zurückkehren konnte.
2. Auf welche Eigentümlichkeiten sein Benehmen im Hause des Kaufmannes, die seltsame Weise, wie sich sein Verdruß Luft machte, ferner sein monatlanges Schweigen von dem Begegnisse hindeutet, und weshalb der Dichter es wagen konnte, ihn einmal eine lächerliche Rolle spielen zu lassen.
3. Worin sich seine patriotischen Reden im 4. und im 9. Gesange voneinander unterscheiden.
4. Über die Lebensansicht, welche der erste Verlobte Dorotheens ausspricht, als er von ihr Abschied nimmt.
5. Ob Hermann durch die glänzende Erscheinung des jungen Republikaners in Schatten gestellt wird.
6. Was Dorothea erlebt hat, bevor sie in dem Gedichte auftritt.
7. Durch welche unscheinbare Tugend (die Dienstfertigkeit) der Dichter hauptsächlich Dorotheen auszeichnet, und weshalb es kaum möglich war, ihr ein höheres Lob zu erteilen.
8. Was den Vater zur Unzufriedenheit mit Hermann berechtigte,

und woraus sich ergiebt, daß er gleichwohl an dem braven Sohne seine Freude hatte.

9. Inwiefern der Vater ein wahrhaft großes Opfer brachte, als er Hermanns Wünschen nachgab.

10. Nach Dorotheens Worten gebührt der Frau die Gewalt im Hause. Daß Hermanns Mutter diese Herrschaft wirklich besaß, und wie sie dieselbe ausübte.

11. In welchen Szenen die Wirtin als eine lebhafte, ungeduldige Frau erscheint, und woraus sich ihre Gemütsruhe erklärt, als sie Hermann aufsucht.

12. Wie der Pfarrer seinen Sonntag zubringt und in welchem nähern Zusammenhange fast alle seine Reden und Handlungen mit seinem Amte stehen.

13. Weshalb er zuletzt Dorotheen auf die Probe stellte, und ob sein gewaltsames Verfahren wirklich den beabsichtigten Erfolg haben mußte.

14. Woraus sich der Widerspruch erklärt, daß der Pfarrer von Dorotheens erster Verlobung Kenntnis hat, und dennoch in Erstaunen gerät, als er an ihrer Hand einen Ring entdeckt.

15. Weshalb uns der Dorfrichter als ein Charakter von epischer Größe erscheint, obgleich wir ihn doch nur sehr gewöhnliche Dinge thun sehen.

16. Daß der Apotheker bei allen seinen Schwächen kein verächtlicher Mann sein konnte, da der Geistliche und der Wirt mit ihm so vertraulich umgingen.

17. Der Garten des Apothekers und der Garten des Wirtes als Bezeichnungen für das verirrte und für das reine Naturgefühl der ältern und der neuern Zeit.

18. Wie der Dichter die Natur geschildert, und welche Stellen ausnahmsweise an das Sentimentale streifen.

19. Weshalb die Erfindung des Brandes, der einst das Städtchen verwüstet hat, von einem wahrhaft epischen Geiste zeugt, und in welchen wichtigen Beziehungen der Dichter das Ereignis nachwirken läßt.

20. Wie vielfach der abgelegte Schlafrock des Wirtes mit sittlichen Momenten in Verbindung gebracht ist.

21. Eine Zusammenstellung der hauptsächlichsten epischen Verzahnungen.
22. Auf welche Weise der Dichter in den Schilderungen das Allgemeine individualisiert.
23. Welche Episoden das Gedicht enthält, und wie sie in jedem einzelnen Falle motiviert sind.
24. Wie die französische Revolution aufzufassen war, wenn sie in ein idyllisches Gedicht hineinspielen sollte, das weder in den Hauptpersonen noch in der eigentlichen Handlung und in den Zuständen ein politisches Moment zur Anschauung bringt.

Endlich will ich noch ein Wort über das Verhältnis meiner Erläuterungsschrift zu den bereits vorhandenen Monographien hinzufügen. Arbeiten von kleinerm Umfange sind eine Rezension von A. W. Schlegel (1797; abgedruckt in den sämtlichen Werken herausgeg. v. Böcking, Bd. 11, S. 183 ff.), die einfache, aber treffliche Bemerkungen über die homerische Seite des Gedichtes enthält, ferner ein Vortrag von E. F. Yrem im Neuen Jahrbuch der Berlinischen Gesellschaft ꝛc., Zweiter Band, 1836, S. 98 ff.), hauptsächlich eine Hinweisung auf die allgemeinere Bedeutung des Individuellen, dann ein Schriftchen von G. Th. Becker („Goethes Hermann und Dorothea", 1852), in welchem Handlung und Charaktere nach dem analytischen und dem synthetischen Gesichtspunkte betrachtet werden, und eine Rede von R. H. Hiecke („Goethes Größe", 1860), fast nur eine stoffliche Reproduktion. Von umfassenderen Schriften über das Gedicht nenne ich zuerst die von W. von Humboldt („Ästhetische Versuche", Erster Teil, 1799, herausg. v. Hettner 1861) und von H. Düntzer („Erläuterungen zu Goethes Werken", 1. Bändchen, 1855). Humboldt bemerkt im Vorworte, daß die Erklärung des Gedichtes für ihn nur ein untergeordneter Zweck gewesen, und daß er hauptsächlich beabsichtigt habe, den gesamten Vorrat seiner Ideen über die Grundprinzipien der Kunst zu einem in sich selbstvollendeten Ganzen systematisch zu ordnen. Wahrlich lehrreich und anziehend sind einige Anwendungen auf das Gedicht, die ausführlichere Besprechung einer Szene, eines Charakterzuges, einer Eigentümlichkeit der Darstellung. Während Humboldt es mehr mit der Kunstphilosophie als mit dem Gedichte

zu thun hat, bleibt bei Düntzer das Theoretische sehr im Hintergrunde. Zum Schlusse wird zwar auf manche Eigentümlichkeiten der Form hingewiesen, aber der Hauptteil des Buches, die Charakteristik der Personen und die Darlegung der Handlung, besteht doch nur in Relationen, welche das Gedicht als ein fertiges Werk behandeln und uns wohl mit dem, was es enthält, bekannt machen, aber dabei sehr selten die Frage aufnehmen, warum die schaffende und bildende Phantasie alles eben auf diese Weise und in dieser Folge hingestellt hat. Düntzer hat wohl hauptsächlich für diejenigen schreiben wollen, welche sich mit einer bloß aufnehmenden Anschauung der Dinge zu begnügen, pflegen und diesen kann man keinen bessern Leitfaden empfehlen.

Es bleiben noch die Schriften von H. Viehoff (Archiv für den Unterricht im Deutschen, Erster Jahrgang, 1843) und von Timm (1856) zu erwähnen, die das Gedicht mit einem fortlaufenden Kommentare erläutern. Die erste Arbeit mag heute wohl der Verfasser selbst für einen dürftigen Versuch ansehen. Wir finden zunächst den gewöhnlichen Auszug aus der Erzählung. Bei den ersten Gesängen ist noch einiges, was sich auf allgemeine Gesetze der Darstellung bezieht, nachgeholt, später beschränkt sich die Erläuterung meistens darauf, daß bei dem einen Gesange diese, bei dem andern eine andere Person nach ihrem Charakter geschildert wird, und es sind nur einzelne sprachliche und metrische Bemerkungen hinzugefügt. Der Behandlungsweise, die Timm gewählt, ist ohne Zweifel von mancher Seite eine Anerkennung zu teil geworden, denn die Ansichten und Bedürfnisse der Menschen sind sehr verschieden. Mir fehlt alles Verständnis für Behauptungen wie die (S. 20), daß in diesem kleinen Stücke die ganze göttliche Weltregierung in ihrem tiefsten ewigen Grunde und in ihrem, höchsten irdisch-himmlischen Ziele an unser Bewußtsein herantritt- und daß es sich in die unergründlichen Tiefen des menschlichen Daseins ausdehnt. Wenn man diese dithyrambischen Einleitungen liest, wird man mit Erstaunen gewahr, daß Humboldts Symbolik noch lange nicht das Äußerste gewagt hatte. Ich darf meine Schrift, wenn ich auch ab und zu bei einer Bemerkung mit einem Vorgänger zusammentreffe, für eine durchaus selbständige Arbeit

ausgeben. Die Einleitung, in der ich einige Grundbegriffe erläutere, deren richtige Auffassung zum Verständnisse des Gedichtes notwendig ist, hat mit den Abhandlungen Humboldts nur einige Überschriften gemein. Es ist durchweg auf alles Bemerkenswerte hingewiesen. Man wird in meinen Erläuterungen wenigstens finden, daß ich mich nie gescheut habe, einer Schwierigkeit ins Auge zu sehen.

Natürlich ist nicht darauf gerechnet, daß jemand mein Buch zur Unterhaltungslektüre in die Hand nimmt. Leser dieser Art brauchen keine Kommentare. Erst wenn man jeden Abschnitt, der erklärt wird, zuerst in dem Gedichte durchliest und sich selbst fragt, was nach Inhalt und Form bemerkenswert oder dunkel ist, darf ich hoffen, daß meine Arbeit dem Leser Nutzen und Freude gewährt, und daß ihr anderseits ein billiges Urteil entgegenkommt. Das Gedicht wenigstens verdient ein liebevolles und sorgsames Studium; denn ist es schon als das Erzeugnis einer modernen naiven Poesie äußerst merkwürdig, so kann auch gegen dieses vaterländische Lebensbild voll herrlicher Kraft und Schönheit kein deutsches Herz unempfindlich sein.

Der Verfasser.

Vorwort zur dritten Auflage.

Die Aufforderung des Herrn Verlegers, die Schrift des trefflichen Cholevius über Hermann und Dorothea neu herauszugeben, stellte mich vor eine nicht ganz leichte und einfache Aufgabe, der ich mich mit Gewissenhaftigkeit unterzogen habe; ob mit Glück, darüber müssen andere entscheiden.

Die meisten Veränderungen habe ich vollzogen, um das Buch dem praktischen Nutzen, d. h. der Verwertung für Freunde der Litteratur, für Lehrer und für reifere Schüler, dienstbarer zu machen. Die Rücksicht auf die Schule, die schon dem Verfasser im Vordergrunde stand, hat auch dem Bearbeiter in den meisten Fällen, wo es sich um Änderung, Zusatz oder Kürzung handelte, den Ausschlag gegeben. Ganz weggefallen ist daher die lange einleitende Abhandlung über die Frage nach der Dichtungsart, zu der Hermann und Dorothea zu rechnen sei, zumal ihr nicht mit Unrecht vorgeworfen worden ist, daß sie den Begriff des Idylls in unstatthafter, weil willkürlicher Weise ausdehne, indem nicht einmal ein Unterschied zwischen einem Idyll und einem idyllischen Epos gemacht werde. Jedenfalls ist das Ergebnis, zu dem sie gelangte, von den meisten und bedeutendsten Beurteilern nicht anerkannt worden; dem Lernenden aber theoretische Erörterungen aufzuzwingen, deren Resultate mindestens zweifelhaft erscheinen, hat keinen Zweck. So ist diese Abhandlung in der vorliegenden Ausgabe verschwunden und damit auch die unerfreuliche Polemik gegen einen Mann, dessen Namen wir Deutsche, insbesondere unsere studierende Jugend, nur mit höchster Achtung aussprechen sollten, gegen Wilhelm von Humboldt. Durch diesen Abstrich wurde zugleich Raum gewonnen für

manchen notwendigen Zusatz. Ganz verschwiegen werden konnte jene Streitfrage nicht; ein paar knappe, anspruchslose Bemerkungen (S. 1—6) wenigstens mußten an die Stelle der ausführlichen Abhandlung treten. Die historische Einleitung bedurfte der Umarbeitung und Erweiterung. Daß in der Überschrift S. 67 die Bezeichnung „Idyll" statt „Epos" oder „Gedicht" stehen geblieben ist, bitte ich zu entschuldigen. Die Erklärungen der einzelnen Gesänge verlangten manche Zusätze. Ich habe aber auch einiges ohne Scheu gestrichen, was früher vielen Lesern den Genuß des vortrefflichen Buches beeinträchtigt hat, nämlich gewisse tadelnde Bemerkungen, die nicht den geistvollen und feinsinnigen Ästhetiker, der sonst überall spricht, sondern den allzu peinlichen Verstandesmenschen verrieten und die zarte poetische Schöpfung ein wenig zu derb angriffen. Ich hoffe dadurch den Wert des Choleviusschen Werkes nicht geschmälert, sondern erhöht zu haben. So darf es denn wohl auch in der neuen Gestalt trotz mancher Konkurrenten, die zum großen Teil aus ihm geschöpft haben, und selbst neben den neuerdings veröffentlichten ausgezeichneten Vorlesungen Viktor Hehns (Über Hermann und Dorothea, herausgegeben von Leitzmann und Schiemann, Stuttgart 1893) auf die wohlwollende Beachtung weiterer Kreise rechnen, zumal da der Verleger den Preis nicht unbeträchtlich herabgesetzt hat.

Aus der seit der zweiten Auflage erschienenen Litteratur, die ich vollständig zu kennen glaube, hebe ich außer dem eben genannten Buche Hehns besonders hervor die 4. Auflage von Düntzers Erläuterungen (1887) und Schreyers Aufsatz im 10. Bande des Goethe-Jahrbuches (1889). Die beiden auf S. 252 erwähnten Arbeiten wurden mir erst nach der Drucklegung der bezüglichen Stellen bekannt und machten daher einen kleinen Nachtrag nötig.

Bautzen, im Dezember 1896.

Gotthold Klee.

Inhalt.

I. Ästhetische Einleitung.

II. Historische Einleitung.

III. Erläuterung.

Ästhetische und historische Einleitung

zu

Goethes Hermann und Dorothea.

I. Ästhetische Einleitung.

Über die Frage, welcher Dichtungsart Hermann und Dorothea zuzurechnen sei.

Die vielfach aufgeworfene Frage, ob Hermann und Dorothea ein Idyll oder ein Epos sei, wird nicht eher einwandsfrei beantwortet werden, als bis eine allgemein anerkannte Poetik die Begriffe Idyll und Epos ein- für allemal festgesetzt hat. Da dies bis jetzt nicht geschehen ist, so werden wir uns bei der Behandlung obiger Frage darauf beschränken zu untersuchen, ob nach den zumeist gebilligten, herkömmlichen Begriffsbestimmungen unser Gedicht unter diese oder unter jene Dichtungsart eingeordnet werden müsse, werden uns aber hüten, falls dabei eine unzweideutige Antwort nicht herausspringen sollte, eine solche zu erzwingen oder zu erschleichen, indem wir jene üblichen Begriffsbestimmungen beliebig erweiterten oder beschränkten.

Zuerst wird es nützlich zu erfahren sein: wie hat sich der Dichter selbst zu dieser Frage verhalten? Goethe hat anfangs, als er sich durch Vossens Luise zu dichterischer Gestaltung des deutschen kleinbürgerlichen Lebens in homerischem Tone angeregt fühlte, die ihm vorschwebende Dichtung als „bürgerliche Idylle" (Briefentwurf an Schiller v. 2. oder 3. Juli 1796), „große Idylle" (an Christiane 9. Sept., Tagebuch von demselben Tage), auch kurzweg als „Idylle" (an Christiane 13. Sept., Tagebuch 11. bis 16. Sept.) bezeichnet. Seit er aber die ersten zwei Drittel des Gedichtes im ersten Entwurf vollendet hatte, nannte er es niemals mehr „Idylle", sondern ausschließlich „episches Gedicht", ein einziges Mal (Brief an Körner 20. Juli 1797) „idyllisch-episches

Gedicht". Dazu stimmt anderes. Er schrieb an Jacobi (17. Okt. 1796), er habe sich mit allen Kräften „auf das Epische geworfen" (ähnlich an Knebel, Ende Oktober: in das epische Fach gewendet), an Meyer (5. Dez.), er sei durch seine Idylle (Alexis und Dora) „in das verwandte epische Fach" geführt worden, indem sich ein Gegenstand, der zu einem ähnlichen kleinen Gedichte (also einem Idyll) bestimmt war, zu einem größeren ausgedehnt habe, das sich „völlig in der epischen Form" darstelle. Aus alledem ergiebt sich, daß Goethe, nachdem er sich völlig über den Charakter des Gedichtes klar geworden war, nicht ein Idyll geben wollte, und dies wird bestätigt durch die an Schiller gerichtete Bemerkung (Brief vom 4. März 1797), es sei merkwürdig, wie das Gedicht gegen sein Ende sich ganz zu seinem „idyllischen Ursprunge" hinneige; denn von einem Idyll kann man dies nicht sagen, ohne einen Unsinn auszusprechen. Auch Folgendes bleibt zu erwägen: Goethe liest in der Zeit, wo er Hermann und Dorothea schafft, Friedrich August Wolfs Prolegomena zum Homer und einen Kommentar über die rein epischen Bücher Mose, er verhandelt mündlich und schriftlich mit Schiller eifrig über das Wesen der epischen Dichtkunst und vergleicht prüfend sein Werk ganz unbefangen mit der Odyssee (z. B. an Schiller 15. u. 22. April 1797), später schreibt er einen Aufsatz über epische (und dramatische) Dichtung und hält den darin aufgestellten Maßstab an Hermann und Dorothea (Brief an Schiller 23. Dez. 1797). Immer wieder kommt er auf den „epischen Altvater" zu sprechen, nicht ein einziges Mal begegnet in mündlichen oder schriftlichen Äußerungen der Name des Schöpfers des antiken Idylls, Theokrits, oder überhaupt eines Idyllendichters. Nur Voß macht eine Ausnahme, denn in dessen Geiste, nach dessen Vorgange wollte Goethe deutsches Leben in homerischem Tone darstellen; er bekennt dankbar, daß Voß „ihm den Weg gezeigt" (an Voß 6. Dez., an Wolf 26. Dez. 1796), aber eben nur — gezeigt. Der Ausdruck ist mit Bedacht gewählt; sein Weg führte ihn weiter als Voß. Nach alledem kann man unser Gedicht nicht als ein Idyll bezeichnen, ohne sich mit dem Dichter selbst, dessen Stimme doch gehört werden muß, in einen Widerspruch zu setzen.

Aber Goethe könnte vielleicht eine irrige Vorstellung vom Wesen des Idylls sowohl als des Epos gehabt haben; oder seine Ansichten könnten doch wenigstens den für gewöhnlich geltenden widersprochen haben. Zwar ein unwahrscheinlicher Fall, aber doch immerhin möglich. Es gilt zu prüfen. Man möchte wohl sagen: das Gedicht enthält eine Erzählung, also ist es ein Epos. Aber das Idyll kann ebensowohl in epischer, wie in dramatischer oder lyrischer Form auftreten; auch in Vossens Luise, die doch sicher ein Idyll ist, wird etwas erzählt. Es wird also wohl darauf ankommen, was und wie das Epos, was und wie das in epische Form gekleidete Idyll erzählt. Jean Paul sagt, das Idyll stelle das Vollglück in der Beschränkung dar; damit ist nicht gemeint, daß es sich auf die Darstellung gewisser Stände beschränken müsse, die in den einfachsten, dem Naturzustande nahestehenden Verhältnissen leben, wie Hirten, Fischer, Bauern u. s. w. Es giebt in der That keinen Grund, warum das Idyll sich an irgend einen Stand binden sollte, obwohl es die ländlichen Kreise natürlich gern bevorzugt. Unter dem idyllischen Vollglück ist vielmehr das zu verstehen, das nur einer vollkommenen Harmonie des Menschen mit sich selbst und voller Befriedigung nach außen entspringt. Werfen wir einen vergleichenden Blick auf unser Gedicht! Von den Eltern Hermanns, von den beiden Hausfreunden ließe sich beides mit mehr oder weniger Berechtigung behaupten; aber auch von Hermann und Dorothea selbst, um von den anderen Vertriebenen zu schweigen? Wird nicht Hermann durch einen heftigen Zwiespalt in sich selbst aus seiner Seelenruhe gescheucht? versetzt ihn nicht erst der Widerspruch des Vaters, dann die Furcht, daß Dorothea schon verlobt sei, in einen Zustand, der mit einer vollen Befriedigung, auch nach außen, wenig Ähnlichkeit hat? Und vollends Dorothea! die Vertriebene, die Verarmte! kann man von ihr sagen, sie lebe in voller Befriedigung? Sie trägt schweres Leid, innerlich und äußerlich, das erst am Ende des Gedichtes von ihr genommen wird. Man sieht mithin, daß das oben nach Jean Paul angegebene Merkmal des Idylls sich an einzelnen Teilen unseres Gedichtes, nicht aber im ganzen und überall, namentlich nicht bei den beiden Hauptpersonen nachweisen läßt.

Doch noch anderes steht entgegen, und das giebt wohl schließlich den Ausschlag: die Seele des Epos ist Handlung, es stellt eine Handlung mit ihren Bedingungen und Beweggründen, in ihrem Verlaufe erzählend in langsamem, gleichmäßigen Fortschritte dar. Vom Idyll ist man dies nicht zu verlangen gewöhnt, weil es die größten Muster dieser Dichtungsart nicht aufweisen. Begebenheiten werden zwar auch von Theokrit, von Geßner, von Voß berichtet; aber eine Begebenheit ist noch keine Handlung. Diese unterscheidet sich von jener dadurch, „daß sich dort nur Dinge ereignen, hier jedoch mit Überwindung von Hindernissen nach einem bestimmten Ziele hingestrebt wird" (Cholevius). Wer wollte bestreiten, daß Goethes Gedicht eine Handlung darstellt? — Das Idyll bevorzugt die Darstellung des Zuständlichen, Fertigen, darum auch wohl die des Alltäglichen; die Personen, die es vorführt, sollen uns zwar auch ihr Gemütsleben offenbaren, aber sie sind innerlich fertig, sie bleiben durch das Gedicht hindurch dieselben; sie machen keine innere Entwicklung durch. Wer könnte bestreiten, daß auch dieses Merkmal der idyllischen Dichtung nur auf die Nebenpersonen unseres Gedichtes, nicht auf die beiden Hauptgestalten, vor allem nicht auf Hermann paßte? Der epische Charakter des Goetheschen Werkes steht somit wohl fest und ist auch im Ernste nie bezweifelt worden; warum also das Gedicht ein Idyll nennen, da es doch Elemente enthält, die kein anderes Gedicht, das diesen Namen ohne Widerspruch führt, aufweist? — Noch ein Punkt bedarf der Erwägung: durch die ganze Dichtung zieht sich ein großer Gegensatz, der zwischen dem Wirren, Unsteten, Gewaltsamen und dem Geordneten, Stetigen, Sittlichen. Dies geschieht durch den großen geschichtlichen Hintergrund, der zugleich die erste Bedingung der Handlung ist: die französische Revolution, ohne die Dorothea nie ihren Hermann kennen gelernt hätte, hat in einem Epos wohl ihren Platz, ob aber auch in einem Idyll? Wie gesagt, sie bildet nur den Hintergrund der Handlung, der diese in eine bedeutsame Beleuchtung stellen, der uns den Segen geordneter Zustände, verständigen Maßhaltens gegenüber der „fürchterlichen Bewegung", der Maßlosigkeit fühlbar machen soll. Wozu aber die ergreifenden Schilderungen vom Elend der Flüchtigen, wozu die großartigen

Ausblicke des Richters, wozu die Hereinziehung jenes ersten Bräutigams, der ein Opfer der Revolution, ein Opfer seiner edlen, aber maßlosen Begeisterung wurde, wozu die ruhig großen, männlichen, vaterländischen Worte Hermanns am Schluß, wenn wir nur ein Idyll lesen wollen? Wird uns dies alles nicht vielmehr in der Empfindung des beschränkt Behaglichen, die das Idyll hervorzubringen pflegt, vielmehr stören? — Goethe selbst sagt: „Ich habe das reine Menschliche der Existenz einer kleinen Stadt in dem epischen Tiegel von seinen Schlacken abzuscheiden gesucht und zugleich die großen Bewegungen und Veränderungen des Welttheaters aus einem kleinen Spiegel zurückzuwerfen getrachtet" (Goethe an Meyer 5. Dez. 1796). Und nicht minder deutlich sprechen die Worte, mit denen er den Schluß des Gedichtes der Herzogin Luise übersandte (13. Juni 1797): „Das Ganze schien mir zu fordern, daß die zwei Gesinnungen, in die sich jetzt beinahe die ganze Welt teilt, neben einander, und zwar auf die Weise, wie es geschehen ist, dargestellt würden." — Dieser Blick auf das Weltganze, der über die engen Grenzen des Alltäglichen, des Kleinbürgerlichen hinausweist, verleiht dem Gedicht eine epische Größe, deren kein Idyll sich rühmen kann oder will. — Daß ein in moderner Zeit spielendes Epos keinen Platz für die Einmischung des Wunderbaren im gewöhnlichen Sinne, d. h. einer übernatürlichen Welt hat, versteht sich von selbst; ebenso daß Goethes Gedicht nach dem Lebenskreise, den es schildert, keinen Raum für Helden, die mit dem Schwerte dreinschlagen oder mit ihrem Willen die Welt lenken, bietet. Ein Epos hört es deshalb ebenso wenig auf zu sein, als eine Tragödie, die in kleinen bürgerlichen Kreisen spielt, deshalb keinen Anspruch auf den Namen Tragödie erheben könnte. Die Handlung und die Schicksale der Hauptpersonen und diese Personen selbst sind fesselnd genug, um unsere innigste Teilnahme zu erregen, eine milde Spannung auf die endliche Überwindung der Hindernisse, die sich der Vereinigung zweier für einander geschaffenen herrlichen Wesen entgegenzustellen scheinen. Das Interesse an der verinnerlichten Handlung, d. h. an der Charakterentwickelung der Handelnden, überwiegt bei weitem die an einzelnen Stellen erregte Freude am Zuständlichen, und des-

halb werden wir unser Gedicht wohl ein idyllisches Epos, schwerlich aber ein Idyll nennen dürfen.

Das ideale Element der Dichtung im Gegensatze zum Realismus.

Das Verhältnis der geschilderten Lebenszustände und Personen zur ethischen und ästhetischen Idealität.

Zustände, Ereignisse und Personen treten uns in Hermann und Dorothea mit solcher Lebendigkeit vor Augen, daß man ohne weiteres zu glauben geneigt ist, das alles sei aus der Natur genommen und unmittelbar aus der Wirklichkeit in die Dichtung übergegangen. Der realistische Stil gehört zu den hervorstechendsten Eigentümlichkeiten, die Goethes Poesie auszeichnen, und vor allem scheint unser Gedicht einen Beweis dafür zu liefern, daß er es sich zur höchsten Aufgabe gemacht, das wirkliche Leben bis zu seinen unscheinbaren Einzelheiten hin zu erfassen und mit der größten Wahrheit und Treue abzubilden. Nun teilten wir aber schon seine Äußerung mit, daß er die Existenz, die er darstelle, von Schlacken gereinigt, und so hat er uns in der That zwar die Natur, aber nicht die gemeine, sondern eine ideale Natur geschildert. Idealisieren heißt nicht ins Schöne malen, nicht die Gegenstände mit Goldfirnis überziehen und lauter Süßigkeiten auftischen, wie sie der verzärtelte Geschmack liebt. Die Vollkommenheit der Dichtung beruht darauf, daß das Leben und die Menschen in das rechte Verhältnis zum sittlichen Ideale gesetzt sind, daß ihnen andererseits der künstlerische Idealismus die rechte Gestalt gegeben hat. Inwieweit Goethe mit künstlerischem Bewußtsein zu Werke gegangen und inwieweit sich nur seinem glücklichen Instinkte überlassen, das kann man nicht genauer bestimmen, doch ist die Sache vorhanden, das Gedicht hat in beiden Beziehungen eine ideale Durchbildung erhalten.

Unter dem Ideale verstehen wir im allgemeinen ein durch und für die Phantasie entworfenes Bild des Vollkommenen, unter dem

ethischen Ideale im besonderen die Vorstellung dessen, was durchaus als wahr, recht und geziemend anerkannt wird und den höchsten Begriffen der Vernunft gemäß ist. Wie das Leben selbst, so ist freilich auch die Welt des Künstlers ein Schauplatz der Entzweiung, in beiden ringen die bösen und die guten Mächte um den Sieg. Doch darin unterscheiden sie sich, daß die Wirklichkeit nur selten, die Kunst aber stets solche Kämpfe zu einem versöhnenden Abschlusse hinführt. So viele herzerfreuende und wahrhaft dichterische Situationen uns das Leben darbietet, die Erfahrung lehrt täglich, daß in der Wirklichkeit das Vernünftige und Rechte sich nur mühsam emporarbeitet, daß die Wahrheit mit dem Scheine in einem ewigen Streite begriffen ist, daß viele Rätsel ungelöst, viele Thränen ungetrocknet bleiben, daß das Verdienst verkümmert und die Niederträchtigkeit den Sieg behält. Nach dem Rate der Gottheit sollte manches Zeitliche erst in der Ewigkeit zur Ergänzung kommen, und es ward dem Menschen, den solche Zustände von außen bedrängen und in seinem Innersten erschüttern, in dieser Nacht des Zweifels und der Sorge kein Trost gegeben als der Glaube. In derjenigen Welt, die der Dichter aus seinem Geiste aufbaut, die er mit unbeschränkter Macht nach den Ideen konstruiert, tritt aber die Erfüllung an die Stelle der Verheißung; er erhebt uns in ein Reich, wo die Vernunft gebietet und die Dinge gehorchen. Doch nicht nach einzelnen Szenen, nach einzelnen Charakteren, sondern nach dem Geiste des Ganzen ist die ideale Haltung eines Kunstwerks zu bemessen. Mag sich immerhin das Häßliche unter seinen Elementen finden, die Forderung der ethischen Idealität ist erfüllt, wenn jede geistige und sittliche Unvollkommenheit in das rechte Verhältnis zu den Ideen des Wahren und Geziemenden gestellt wird, wenn jede Verblendung des Geistes, jede leidenschaftliche Verkehrtheit als solche gerichtet und uns nicht zugemutet wird, an etwas Gefallen zu finden, was dem uns eingeborenen Sinne für das Wahre, Gehaltvolle, für das Edle und Würdige widerspricht.

Nun ist leicht zu erkennen, wie das in dem Gedichte aufgestellte Lebensbild uns das Dasein von seiner erfreulichsten Seite zeigt, wie es diesen glücklichen Zustand auf das rege und reine Zusammenwirken sittlicher Kräfte gründet, wie es

die mancherlei Unvollkommenheiten, mit denen uns die Wirklichkeit einengt, nicht verschweigt, aber die äußere Welt dem festen, beharrlichen Sinne, den Mächten der Sittlichkeit unterordnet und die Bekümmernis in eine erfrischende Hoffnung umwandelt. Goethe sagt einmal zu den jungen Dichtern (in dem kleinen Aufsatz „Noch ein Wort für junge Dichter): „Ihr seid nicht gefördert, wenn ihr eine Geliebte, die ihr durch Entfernung, Untreue, Tod verloren habt, immerfort betrauert. Das ist gar nichts wert, und wenn ihr noch so viel Geschick und Talent dabei aufopfert. Man halte sich ans fortschreitende Leben und prüfe sich bei Gelegenheiten; denn da beweist sich's im Augenblick, ob wir lebendig sind, und bei späterer Betrachtung, ob wir lebendig waren." Ebenso ist es mit dem Idyll, wenn es uns nur durch Bilder einer behaglichen Ruhe einwiegt; sehen wir aber, wie tüchtige Kräfte in harmonischer Zusammenstimmung mit Glück gestrebt haben und fortstreben, geht dieser regsame und anregende Geist durch das Gedicht und erweckt es, wie Schiller wollte, das Gefühl eines unendlichen Vermögens, so stimmt es das Gemüt zur heitersten Befriedigung, und diese Wirkung verdankt es der rechten ethischen Verklärung des Lebens.

Ich will hier nur an einigen Beispielen darthun, daß selbst die Äußerlichkeiten in diesem idyllischen Epos die Bestimmung haben, uns das Glück einer frohen und hoffnungsreichen Thätigkeit empfinden zu lassen. Das Städtchen wurde vor zwanzig Jahren durch einen Brand verwüstet. Jetzt prangt es mit neuen oder neu geschmückten Häusern, das Gewerbe ist in Flor, man legt Fabriken an, der regere Handelsverkehr erheischt eine bequeme Verbindung mit der Landstraße. Ist dies ein kleines Spiegelbild des Welttheaters, so werden die Flammen, die sich von Paris her der deutschen Grenze zuwälzen, nicht alles vernichten, zu seiner Zeit erhebt sich der Phönix aus der Asche. Zu dieser ethischen Idealität stimmt ferner die Auffassung der Natur. Unsere Idyllen sind meistens sentimentale Landschaftsgemälde; man glaubt, daß die Dichtungsgattung selbst dies fordert. Nur Goethe, der Dichter, welcher sich mit pantheistischer Hingabe in die Herrlichkeit der Schöpfung versenkte, scheint sich in seinem idyllischen Epos gegen die Schönheit

der Natur sehr spröde bewiesen zu haben. Es giebt hier keinen See mit Schilf und Mummeln, keinen Anger mit Schäfchen. Die Wirtin sieht in ihrem Garten nicht nach Rosen und Nelken, sondern nach dem unromantischen Kohl. Der Wirt und seine Gäste bleiben den ganzen Tag im Sälchen, obgleich sie sogar Voß wenigstens gegen Abend in eine duftige Geisblattlaube geführt hätte. An dem Lindenbrunnen und in den Weingärten zwitschert kein Vogel, während alle Gedichte der Romantiker von Blüten und Düften, von Sang und Klang überfließen. Goethe beteiligt sich nicht an der zierlichen Kleinmalerei, mit welcher Matthisson und Salis ihre idyllischen Lieder ausfüllen. Es genügt ihm, die Handlung mit einem einfachen Landschaftsbilde zu umfassen. Auf einem Hügel liegt das freundliche, wohlhabende Städtchen. Den Markt mit seinem Brunnen, an dem die Kinder spielen, umgeben stattliche Häuser. Hinter den Straßen laufen Höfe und Gärten bis an die Ringmauer fort, wo dem Rufenden das geschwätzige Echo von den Türmen antwortet. Den Hügel hinab ziehen sich Getreidefelder. Unten ist ein Wiesengrund, den ein Dammweg durchschneidet. Jenseits führt die Landstraße über einen wellenförmigen Höhenzug. Man kommt an dem Brunnen mit den schönen Linden vorüber und gelangt ins nächste Kirchdorf. Ein Bach, in dem die Kinder herumwaten, durchschneidet es. An den Seiten der Straße liegen die Häuser mit Scheunen und Gärten. Mit solchen zwar anschaulichen, aber ganz schlichten Worten beschreibt Goethe auch das Besitztum des Wirtes. Woher diese auffallende Zurückhaltung? Weil uns die Natur nur als die liebliche Werkstätte, die Erde nur als die allnährende Mutter der Menschen erscheinen sollte, als die sie den Personen, die uns hier in ihr gezeigt werden, erscheint; daher spricht der Dichter nicht von den himmelblauen Cyanen, sondern von dem mannshohen Korne, dessen kraftvolle Ähren sich der Sichel entgegenneigen, von den Reben und Obstbäumen, die volle Kammern versprechen; die zarten Schäfchen und singenden Vögelein müssen vor den starken Zugochsen und mutigen Hengsten weichen. Über diesen fruchtbaren Gefilden und Gärten schwebt der Mond gerade mit voller Scheibe, und nach dem schwülen Tage strömt aus den Wetterwolken neuer Segen hernieder.

Betrachten wir nun das Verhältnis des ethischen Ideals zu der Natur in Betreff der Charaktere. Die durch Auerbach und Bitzius beliebt gewordenen Dorfgeschichten, moderne Seitenstücke zum Idyll, stellen gerne den Menschen nach seiner Naturbeschaffenheit dar. Sie — wenigstens die des letztgenannten Schriftstellers — schildern die Kraft und Frische der natürlichen Triebe, an denen die Kultur nichts verdorben, an denen sie aber auch nichts veredelt hat. Die höhere Würde und Schönheit der Menschennatur offenbart sich indessen erst darin, daß die Triebe zu dem Vernunftideale aufstreben. Jene Bilder der rohen Natürlichkeit können ganz anziehend sein, wahrhaft erfreulich und erhebend ist es jedoch nur, zu sehen, wie viel ein vortrefflicher Mensch aus seiner Natur zu machen weiß. Der Dichter zeichnet aberdings stets Menschen, die einem gewissen Stande angehören, die ein bestimmtes Temperament, einen bestimmten Grad von geistiger Regsamkeit, von Willensstärke und somit ihre Naturseite haben, ja er wird sie nicht über alle Mängel und Verirrungen hinwegheben: sollen sie aber an die Spitze unseres Geschlechtes treten, so muß er einen bedeutenden Bruchteil des Vernunftideales in ihrem Wesen sicher stellen, so muß aus ihnen das Höchste geworden sein, was nach ihrer Natur und ihren Lebensverhältnissen aus ihnen werden konnte.

Das Gedicht stellt uns in den Bildungskreis einer schlichten Bürgerfamilie. Doch zwei Dinge giebt es, die das Gemeingut aller Menschen sind, in denen es der Höchste und der Niedrigste nur gleich weit bringen kann: ein verständiges Urteil bei den reinmenschlichen Erfahrungen des äußern und innern Lebens und im sittlichen Verhalten die gesunde Stärke und Zartheit des Sinnes. Kein Vater, und wenn ihn Gelehrsamkeit und Philosophie noch so hoch stellen, könnte z. B. in der Heiratssache seines Sohnes vernünftiger handeln als Hermanns Vater, keine Mutter könnte mit mehr Geschick und Eifer die Herzen der störrischen Männer versöhnen als Hermanns Mutter, kein Mädchen, und wenn es die reichsten Schätze einer vornehmen Erziehung in seinen Geist aufgenommen, könnte in ähnlichen Konflikten sich würdiger und zarter benehmen als dieses Landmädchen. So macht der reine ethische Gehalt diese einfachen Menschen zu wahren Musterbildern unseres Geschlechtes. Bei der

Darstellung Hermanns hat der Dichter außerdem noch die schöne Aufgabe gelöst, uns in epischer Weise einen Charakter im Momente seiner Entwickelung zu zeigen. Ein Ereignis, das den Jüngling mächtig ergreift, befreit ihn von der Gebundenheit des Puppenstandes und giebt der Kraft des Willens und des Gemütes, die sich bis dahin auf eine verworrene Weise geäußert, die rechte Richtung, so daß seine edle Natur vor unseren Augen zur vollen Klarheit und Ruhe gelangt.

Wir sagten von dem Ideale, es sei das Phantasiebild des Vollkommenen. Nun gilt, wie wir an dem ethischen Idealismus erkannten, einerseits erst das für vollkommen, was den höchsten Begriffen der Vernunft gemäß ist, andererseits hat aber auch schon das Vollkommenheit, was dem Begriffe seiner selbst entspricht. Stellt der Dichter z. B. einen Mann auf, dem stets der eigene Vorteil über Rechtlichkeit und Anstand geht, so schildert er keinen vollkommenen Menschen, aber einen vollkommenen Egoisten; das Musterbild, das ihm dabei vorschwebt, nennt man das ästhetische Ideal.

Man rühmt wohl von dem Realisten, seine Personen seien wie aus dem Leben gegriffen; dies ist nicht unbedingt ein Lob. Ersähe sich z. B. ein Dichter, der eine Betschwester darstellen will, eine bestimmte Person dieser Art aus seiner Umgebung und stellte er ihre Handlungen, Gewohnheiten und gelegentlichen Reden zusammen, so könnte dennoch möglicherweise das Wesen der Verirrung nur oberflächlich und unvollständig ausgedrückt sein. Vielleicht ist Wallenstein in der Wirklichkeit so wie in Schillers Drama gleichsam durch und durch die Herrscherwürde gewesen, vielleicht gab es einen Freund, eine Mutter, einen Höfling, ein liederliches Genie von der Vollkommenheit, wie sie die Dichtkunst in Pylades, in der Fürstin von Messina, in Marinelli, in Falstaff aufstellt. Wahrscheinlicher ist, daß diese Charaktere zwar stückweise sich allenthalben finden, in der Ganzheit und durchgängigen Bestimmtheit ihres Wesens, wie sie im Drama erscheinen, jedoch niemals existiert haben. Das Ideale geht in dieser Hinsicht über die Natur hinaus, und der Idealist ist im Vorteil, wenn er sein Musterbild nach der Idee entwirft und dabei die Natur nur zu Hülfe nimmt, wenn er sich also in unserem Falle fragt, wie

Menschen, die in einen frommen Lippendienst verfallen, von Natur beschaffen sein müssen, welche Verkehrtheit des Verstandes und des Gemütes jener Täuschung über das Wesen und die Pflichten der Religion zum Grunde liegen, welche Fehler weiterhin aus dem einen entspringen müssen oder doch mit ihm im Zusammenhange stehen, wie Hochmut, Argwohn, Härte, sich durch frömmelnde Motive den Schein von Tugenden geben 2c. Indem der Dichter auf diese Weise alle bedeutungsvollen Züge sammelt und ordnet, setzt er sich in den Stand, einen Charakter mit gründlicher Darlegung seines eigentlichen Wesens und erschöpfender Vollständigkeit zu schildern.

Bei der Besprechung der einzelnen Personen werden wir erkennen, welche Wahrheit und Vollständigkeit ihre Charakteristik auszeichnet, und wie namentlich der Apotheker, der nach seiner ethischen Seite am tiefsten steht, in Hinsicht der ästhetischen Idealität vielleicht alle anderen übertrifft. Hier sollen uns nur einige kleine, doch eben deshalb recht bedeutsame Beispiele das Verfahren des Dichters vergegenwärtigen. Wohl frisiert und im Schmucke eines neuen, stattlichen Gewandes, macht Hermann der Familie des Kaufmannes einen Besuch. Man kränkt ihn mit unartigem Spotte; daher betritt er nie mehr die Schwelle des Hauses. Doch wir fragen mit dem Dichter: ist das genug? Nein, die große Entschiedenheit des Willens, die der reifer gewordene Jüngling nachher in ernsteren Sachen an den Tag legt, muß sich hier nicht bloß einfach ankündigen, sie muß als ein knabenhafter Trotz hervortreten. Und so glättet Hermann die gekräuselten Haare gleich mit den Fingern und hängt den unschuldigen Rock gleich in den Schrank, um ihn niemals wieder anzuziehen. In einem reiflich durchdachten Kunstwerke ist jede Einzelnheit charakteristisch; sie muß uns in den Geist des Ganzen einführen, wie schon der fossile Zahn eines Tieres der Vorwelt über Gestalt und Lebensweise der ausgestorbenen Gattung Aufschlüsse giebt. Hermanns Vaterhaus liegt am Markte, er erwählt eine Bank vor der Thüre zu seinem gewöhnlichen Sitze. Weist diese Gewohnheit nicht auf einen Jüngling hin, der mit Hermanns ruhigem Gleichmut stille für sich lebt, mehr beobachtet als spricht, der, wenn er eine Zerstreuung braucht, keine Kameraden aufsucht, sondern sich begnügt, dem Verkehre zu-

zuschauen? Konnte die Mutter daher nicht erraten, daß er sich jenes Mädchen aus einem schlichten Stande zur Lebensgefährtin wünsche?

Gemeinhin bezieht man den ästhetischen Idealismus nur auf die Charaktere. Der Dichter muß jedoch jede Situation, jede Szene so anlegen, daß wir keinen wesentlichen Zug vermissen, daß sie ihre ganze Bedeutung aussprechen. Ja bloße Äußerlichkeiten, Umstände, Ort und Zeit müssen der Handlung vollkommen angemessen sein und ihre Wirkung erhöhen. Hermann hat von dem Vater harte Worte gehört, seine Sehnsucht nach dem fremden Mädchen verdoppelt sich, da sie der Hoffnung beraubt wird. Wohin flieht er nun mit seinem Unmut und Kummer. Etwa in seine Giebelkammer? oder in eine Laube des stillen, weiten Gartens? Nein, es treibt ihn fort aus dem Vaterhause. Was seine Seele sucht, das ist in der Ferne. Daher geht er unwillkürlich auf die Anhöhe an der äußersten Grenze des väterlichen Besitztums. Da kann er nach den Hügeln blicken, über welche die Verlorene fortzieht, da findet er jenen alten Birnbaum, der so einsam und verstoßen scheint, wie er sich selbst fühlt. Hier steht sein Fuß beinahe schon auf fremdem Boden, und sein Herz will für immer mit der Heimat brechen. — Hermann und Dorothea führen ihr erstes trauliches Gespräch bei den schönen Linden, doch nicht an einem bloß anmutigen Orte, sondern der Brunnen soll uns zugleich an die Zeit der Erzväter erinnern und das Brautpaar neben die trefflichen Menschen des biblischen Altertums stellen. — Nicht anders wie mit dem Orte ist es mit der Wahl der Zeit. Hermann führt die Vertriebene am sinkenden Abende in das väterliche Haus. Es ist die Zeit, wenn Menschen und Tiere vom Ackerwerke heimziehen, wenn der Vogel sein Nest sucht, wenn die Herden in die gewohnten Ställe zurückkehren, wenn die Hausgenossen bei des Lichtes geselliger Flamme beisammensitzen; dazu tobt draußen ein schweres Gewitter mit dem rollenden Donner und dem herabstürzenden Regen. Da fühlt man so recht das süße Glück, ein eigenes, festes Obdach zu haben, einem Familienkreise anzugehören, und unter solchen Umständen tritt die heimatlose Fremde an der Hand des Freundes in das Haus seiner und ihrer Eltern. — Wie fein bedacht und glücklich gewählt ist überhaupt die Jahres-

zeit, in der die Handlung vor sich geht! „Der Hochsommer", sagt V. Hehn, „ist die Zeit, wo das nordische Leben für einige Wochen an dem Himmel Joniens teilnimmt, wo die Geschäfte und Zusammenkünfte der Menschen in die freie Natur treten, wo die unförmlichen Hüllen fallen, die farbigen Trachten sich hervorwagen und unter Bäumen, auf Wegen und in Gärten sich Gestalten und Szenen bilden."

So wird man sich davon überzeugen, daß Goethe, obwohl er zu den Realisten gezählt wird, selbst die Äußerlichkeiten auf Ideen bezog und bei aller Natürlichkeit der Darstellung einem sinnvollen Idealismus Rechnung trug.

Das naive Element der Dichtung im Gegensatze zur Sentimentalität.

Die Personen gleichen in der Gefühlsweise den homerischen Menschen.

Es scheint ein Widerspruch, daß wir den Personen des Gedichts, die wir eben als idealische Gestalten kennen gelernt, nun doch noch die Naivetät beilegen wollen. Dort war jedoch nicht das Naive, sondern das Reale oder die wirkliche Natur der Gegensatz der Idealität; dem Naiven aber, wie wir das Wort hier gebrauchen, liegt die Bewußtheit und die Sentimentalität gegenüber, und in diesem Sinne kann auch der ideale Charakter naiv sein. Wir haben gezeigt, wie das höhere Geistesleben der von Goethe geschilderten Personen, weil es ihnen zur Natur geworden, sich fast mit bewußtloser Einfalt darlegt und weder das idyllische Epos aus seiner Gattung, noch die Personen aus ihrem Stande hinausführt. Sehen wir nun, ob diese sich auch nach ihrer Gefühlsweise in den Grenzen der Naivetät bewegen.

Der hauptsächlichste Vorzug der neuern Poesie vor der des klassischen Altertums besteht darin, daß sie die innere Welt des Gemütes auf das vollkommenste ausgebildet. Teils hat sie die Gegenstände, welche unser Gefühl bewegen, nach ihrer ganzen bedeutungs-

vollen Wahrheit aufgefaßt, so daß sie eben deshalb unser Herz tiefer ergreifen, teils hat sie die Organe der Seele, gleichsam die inneren Sinne der Empfindung, mit einer größeren Schärfe, Feinheit und Regsamkeit ausgestattet, so daß sie den leisesten Ton erlauschen und viele Dinge, für die man in der alten Welt keine Empfänglichkeit hatte, mit dem Wohl und Wehe des Herzens in Verbindung setzen. Daher hat in der neueren Poesie die lyrische Dichtung den anderen Gattungen den Preis abgewonnen. Zwar wird niemand behaupten wollen, daß im Altertum das Herz des Menschen ein harter, steiniger Acker gewesen, den die Sonne nicht erwärmt, der Tau des Himmels umsonst befeuchtet, aber die Gemessenheit, das ethische und künstlerische Prinzip der alten Welt, ließ es dem Dichter nicht „reizend erscheinen, sich in den Abgrund hineinzustürzen" und in der Beredsamkeit der Empfindung, in der musikalischen Schilderung der Affekte, kann die antike Kunst nicht mit der modernen wetteifern.

Goethe schloß sich in diesem Punkte an Homer an. Ist seine Dichtung deshalb hinter denen der sentimentalen Dichter zurückgeblieben? Fehlt seinen Personen die Beweglichkeit der Seele, die Stärke und Innigkeit des Gefühles? Es liegt sehr nahe, hier an die Töchter des alten Lear zu denken; zwei derselben schilderten ihre kindliche Liebe mit den prächtigsten Farben, die dritte fand keine Worte für das, was sich von selbst verstand, und sie allein hatte für den Vater ein treues Herz.

Wir wollen nun an einigen Beispielen darauf hinweisen, wie entschieden sich die Personen in dem naiven Gedicht trotz aller Anlässe der romantischen Herzensergießungen enthalten. Hermann sitzt unter dem Birnbaume und blickt nach den Hügeln, über welche Dorothea in die Ferne zieht. Was würde etwa Redwitz, der Verfasser der „Amaranth", aus dieser Situation gemacht haben! Hermann hätte sein tiefes Leid den Winden und den Wolken, den Blumen und den Vögelein geklagt; die hoffnungslose Sehnsucht hätte es sich nicht nehmen lassen, ihr Thema in weichen Ariosos und in leidenschaftlichen Recitationen auszuführen, bis zuletzt die Verzweiflung mit schreienden Accorden den gehörigen Effekt machte. Goethe thut nur, was auch Homer gethan hätte. Der Jüngling flüchtet sich mit seinem Schmerze an einen abgelegenen Ort,

der seiner Stimmung gemäß ist. Eine Thräne fließt ihm über die Wange. Das Vaterhaus hat für ihn keine Freude mehr. Er möchte weit weg, in den Krieg oder in den Tod. Diese Eine wird seine Frau oder keine. Eine so einfache Sprache hat die Leidenschaft des naiven Menschen, aber was sie sagt, sind keine Worte, die der Wind verweht. — Dorothea, die freundliche Helferin unter den heimatlosen Gästen, zieht ohne Eltern und Geschwister in das fremde Land. Das harte Schicksal, das dem Vaterlande den Untergang droht, hat ihr den Verlobten entrissen. All ihre Habe faßt ein kleines Bündel. Wenn uns ein Monolog in ihre Seele blicken ließe, wie viele pathetische Momente könnten da ihre Wirkung thun! Außerdem war ihr Hermann wie ein Engel erschienen! Sie sieht ihn vielleicht nicht wieder, aber ihr Herz ist getroffen, es beschäftigt sich mit ihm, und solche Empfindungen durchkreuzen die treue Erinnerung an den Toten. Abermals eine pikante Situation! Vielleicht fand sich in dem Garten der Bauerhütte, wo Dorothea mit der Wöchnerin rastete, ein romantisches Plätzchen mit Büschen, bemoosten Steinen und einem rinnenden Bache; hier ließ sich das alles des breiteren durchempfinden, hier könnten wir sie belauschen. Wirklich, der Apotheker belauscht sie in dem Garten, aber sie hält keinen Monolog, sondern sie wickelt den Säugling! Selbst von da ab, als wir mit Dorothea unmittelbar in Verkehr treten und ihr Gespräch mit Hermann anhören, bleibt uns das, was eigentlich in ihrer Seele vorgeht, verborgen, bis ihr zuletzt eine leidenschaftliche Aufregung das Geheimnis entreißt. Da erkennen wir denn freilich, daß dies starke Herz, was uns die harmlos heiteren Worte und Blicke nicht vermuten ließen, genug tiefen Gram gehabt und nur die schwere Kunst besaß, schweigend zu dulden und schweigend zu hoffen.

Wie der Dichter selbst jede prunkende Landschaftsmalerei unterließ, so versetzt er seine Personen auch in betreff der Naturliebe auf den naiven Standpunkt. Der Vater hatte nach dem Brande sein Pferd, die Mutter, weil ihr Herz noch kindlich war, ihre Hühner gesucht, Hermann erzog sich seine Fohlen. Vater und Sohn sind Landwirte, und obgleich ihnen ganz andere Dinge Sorgen machen, beobachten sie doch inzwischen mit wahrer Spannung das Wetter, weil morgen die Ernte beginnt. Die Mutter macht einen Gang

durch die wohlgepflegten Gärten, und trotz ihres Kummers um Hermann bringt ihre geschäftige Hand dies und jenes in Ordnung. Die arkadische Natur mit dem azurnen Himmel, den silbernen Quellen und dem sammetweichen Rasen ist nur eine Phrase der Sentimentalität, aber wahrhaft idealisch ist der fromme Bund, in dem der Sohn der Erde, der naive Mensch, mit seinem mütterlichen Grunde lebt. Einmal scheint Hermann sein väterliches Erbe mit pathetischen Worte zu schildern, aber er thut es nicht mit sentimentaler Naturliebe, sondern er will der Mutter nur zeigen, daß alles und jedes ihm keine Freude mache, wenn er der Gattin entbehre, und daß es für ihn ein bitterer Schmerz wäre, wenn das gesegnete Land eine Beute des Feindes werden sollte. Als er mit Dorotheen an dem Brunnen verweilt und als sie heimwandelnd die Abendlandschaft überblicken, sagen sie einander kein Wort über diese Reize der Natur; weshalb schildern, was man sieht, weshalb dem anderen vorempfinden, was er selber fühlt? Wie mancher Dichter hätte sich nicht die Gelegenheit entgehen lassen, hier Dorotheens schöne Seele wenigstens durch einige Ausbrüche des Entzückens zu enthüllen. Nur einmal entschlüpft ihr ein empfindungsvolles, in seiner Einfachheit doppelt rührendes Wort, das sich jedoch sogleich in eine Wendung des Gespräches verliert:

wie find' ich des Mondes
Herrlichen Schein so süß! er ist der Klarheit des Tags gleich.

Nachdem wir nun die hauptsächlichsten Gesichtspunkte erörtert, nach denen der Dichter die Charaktere zu entwerfen pflegt und nach denen der Leser sie aufzufassen hat, gehen wir zur Betrachtung der einzelnen Personen über.

Wie sich die verschiedenen Elemente in den einzelnen Charakteren durchdringen.

Der Vater.

Mit einer tüchtigen Willenskraft, Verstand und gesunden Trieben ausgerüstet, gehörte er nach seinem Temperamente zu den aufstreben-

den, regsamen und lebhaften Naturen. Ein mangelhafter Schulunterricht hatte ihn wenig gefördert. Er war alles durch sich selbst geworden, indem er Verhältnisse, die manchem verderblich gewesen wären, zu seinem Vorteile benutzt hatte. Bei dem frühen Tode des Vaters verwaltete er schon als Jüngling das Hauswesen der Mutter. Das lebhafte Gewerbe, Geschäftsreisen und die Lust, mit den Menschen zu verkehren, verhalfen ihm zur Sicherheit und Gewandtheit in Urteil, Rede und Betragen. Auf diesem Selbstgefühle ruhte seine frische, mutige Stimmung. Als das Feuer sein Vaterhaus verzehrt hatte, sehen wir ihn am folgenden Tage nicht in müßiger Schwermut die Brandstätte betrachten, sondern er denkt gleich an den Aufbau und verlobt sich mit des Nachbars Tochter. Er blickt nicht wie der Apotheker mit Sorgen in die Zukunft, sondern leert sein Glas mit fröhlichem Vertrauen auf bessere Tage. Die Furcht vor dem Übel ist ihm mehr verhaßt als das Übel selbst, und nichts macht ihm mehr Verdruß als die Thränen der Weiber.

Mit seiner Freude an der Thätigkeit verbindet sich ein stetes Fortstreben zum Bessern, der Sinn für das Tüchtige sowohl wie für das Zierliche. Das Haus, die Gärten und Felder, die ganze Schöpfung einer rastlosen, geordneten Thätigkeit, ist das Bild der Gediegenheit und des Wohlstandes. Der glänzend gebohnte Tisch mit den mächtigen Füßen, die geschliffene Flasche auf blankem zinnernem Runde, das neue, bequeme Kütschchen, das, mit den mutigen Pferden bespannt, in gewaltiger Eile dahinrollt, dies alles macht einen sehr freundlichen Eindruck. Nicht nur der Hauswirt, sondern auch der Bürger bewies diese Lust zu schaffen und zu bessern. Er setzte es als Bauherr durch, daß seine Vaterstadt nach dem Brande ein würdiges und zierliches Ansehen erhielt. Sein Eifer teilte sich dem ganzen Rate mit, und so ward manches Nützliche eingerichtet, zu anderem der Beschluß gefaßt. Voll Entrüstung tadelt er eine Obrigkeit, die alles in Verfall, Unordnung und Schmutz geraten lasse; ebenso die jetzige Jugend, die teils nur Vergnügen und Tand liebe, teils ohne Regsamkeit hinter dem Ofen brüte.

War es ihm um die Sache selbst zu thun, so bewegt ihn doch auch ein lebhaftes Ehrgefühl. Er beklagt, daß er bei dem dürftigen

Unterrichte nichts Besseres habe werden können als ein Gastwirt. So geht er denn wenigstens in seiner Sphäre stets auf das Höchste aus. Er erwählte das schönste Mädchen zur Frau, und seine Hausfreunde gehören zu den ersten Männern des Ortes. Es ist ihm eine Ehrensache, die Gäste durch eine gute Bewirtung und durch ein artiges Entgegenkommen zufrieden zu stellen. Mit einiger Genugthuung erwähnt er, daß ihn die Mitbürger sechsmal zum Bauherrn gemacht. Daher wünscht er angelegentlich, daß sein einziger Sohn der Mann werden möchte, der er selbst nicht werden konnte.*) Schule und Privatunterricht waren ihm nicht zu teuer, und als nun Hermanns Ideen doch nicht über das väterliche Gewerbe hinausgehn, soll wenigstens eine passende Heirat den Schaden vergüten. Die Schwiegertochter, ein gebildetes, anmutiges Mädchen aus einer vornehmern Familie, soll sein Haus mit dem höheren Stande in Verbindung bringen. Er will Herren und Damen zu sich einladen, und die Schwiegertochter soll die angenehme Wirtin machen. An Hermanns Eigensinn und Gleichgültigkeit scheiterte auch diese letzte Aussicht. Als Herr des Hauses bewahrt er sein Ansehn. Bei seinem heftigen, reizbaren Wesen tadelt und schilt er vielleicht ein wenig zu viel, doch berechtigt ihn seine eigene Tüchtigkeit, auch von andern etwas zu fordern, und er hat es gern, daß ihm die Hausgenossen Liebe und Ehrerbietung zu erkennen geben. Hermann verstand es lange nicht, dem Vater mit freundlichem Vertrauen entgegenzukommen; auch in dieser Hinsicht sollte ein Schwiegertöchterchen mit ihren kindlichen Schmeicheleien für ihn eintreten.

In dem Ehrgeize liegt ein selbstischer Zug; doch der Vater ist zugleich ein gerechter und wohlwollender Mann. Er bereut es lebhaft, wenn er jemand Unrecht gethan. Gewiß ging er auch nicht um der bloßen Sitte willen Sonntags in die Kirche. Die Religion hatte ihn gelehrt, der Zukunft mit Heiterkeit entgegensehen, er erkennt aber auch mit deutschem Ernst in dem schrecklichen Brande ein Strafgericht Gottes. Vielleicht war sein Gemüt weicher, als man

*) Es ist ein frommer Wunsch aller Väter, das, was ihnen selbst abgegangen, an den Söhnen realisiert zu sehen, so ungefähr, als wenn man zum zweiten Mal lebte und die Erfahrungen des ersten Lebenslaufes nun erst recht nutzen wollte. Goethe, Dichtung u. Wahrh. 1. Buch.

merken sollte. Es schmerzte ihn, daß er Dorotheen verkannt, und als die Dulderin ihm mit kindlichen Sinne die Hand küßte, entflossen ihm Thränen der Rührung. Ein solcher Mann wird nicht immer den Ehrgeiz, Herr im Hause zu sein, behaupten können. Die Mutter weiß sehr wohl, daß man mit einem guten Worte alles von ihm erlangen kann. Dies sollte auch Hermann erfahren. In dem Maße, wie er durch ein Ablassen von seiner selbstischen Energie an Ansehen einbüßt, so wächst durch diese Züge des Wohlwollens seine Liebenswürdigkeit.

Noch ein anderes Gegengewicht wehrte dem strengen Ernst, den ein strebsames Ehrgefühl anzunehmen pflegt. Er war gesellig, redselig, heiter und liebte die Gemächlichkeit, wie es die Jahre, die „Fülle der rundlichen Glieder“ und der Wohlstand mit sich zu bringen pflegen. Gerne saß er mit guten Bekannten beim Glase Wein, und sollte es auch über dem Anstoßen und Disputieren zu einem Räuschchen kommen. Er wollte Dorotheen, die eigentlich nicht das erwünschte Schwiegertöchterchen war, mit einem freundlichen Scherze begrüßen. Als Jüngling wird er gewiß nicht auf den Sürtout und die Pekesche böse gewesen sein; jetzt aber gefällt es ihm nicht, daß der bequeme Schlafrock, Pantoffel und Mütze verbannt sind. Ja, einem so gemütvollen, zu heiterer Behaglichkeit gestimmten Manne konnte es nicht ganz gelingen, eine äußere konventionelle Würde anzunehmen. Als wohlhabender Bürger und angesehener Ratmann kommt er Sonntags im Festkleide mit bedächtigen Schritten aus der Kirche; diese vornehme und steife Ehrbarkeit paßt nicht recht zu seinem gutherzigen, lebhaften Wesen. Es war daher natürlich, daß die leichtfertigen Knaben über ihn lachten, es war aber auch natürlich, daß Hermann dafür über sie herfiel.

So sind denn alle Eigentümlichkeiten von dem Dichter sorgsam gegeneinander abgewogen; das Ernste und Heftige ist gemildert, das Milde durch energische Züge erhoben, und wir haben sowohl in ästhetischer, wie in ethischer Hinsicht einen ganzen Menschen vor uns, der seine Stelle in der Welt, sich selbst und anderen zur Freude, auf eine höchst achtbare und liebenswürdige Weise ausfüllt.

Hermann.

Die meisten Jünglinge, die unser Gedicht lesen, werden für Hermann Partei nehmen, den der Vater doch mit einer unbilligen Strenge zu behandeln scheint. Sie übersehen, wie viele Ursache dieser zur Unzufriedenheit hatte. Für einen so lebhaften, strebsamen und ehrliebenden Mann mußte es Tag für Tag ein großer Schmerz sein, an seinem Sohne diesen Mangel an jugendlicher Regsamkeit, diese Gleichgültigkeit gegen jede Auszeichnung wahrzunehmen. Schon in der Schule war Hermann immer hinter den anderen Knaben zurückgeblieben. Auch später beschränkte sich sein Interesse auf die Wirtschaft. Welchen Jüngling muß man wohl dazu nötigen, ein wenig in der Welt herumzureisen? Hermann bleibt fein zu Hause und hat seine bestimmten Ruheplätzchen, wo ihn die Mutter zu finden weiß. Er ist zu blöde oder zu verschlossen, um Verkehr zu suchen. Es setzt ihn schon in Verlegenheit, einmal einen besseren Rock anzuziehen. Worüber sollte er sich mit den Frauen unterhalten? Von einer Oper, die ganz Europa aufregte, hatte er kein Wort gehört. Der Vater hatte immer die Schönste zum Tanze geführt, der Sohn geht dieser Lustbarkeit aus dem Wege. Er seufzt in der Dachkammer über seine Einsamkeit und schließt sich nicht einmal an einen Freund an. Sogar im Vaterhause ist er ein einsilbiger Träumer, und wir hören von keinem jugendlichen Interesse, außer daß er seine Pferde besorgte. Vom reinen Idyll unterscheidet sich das idyllische Epos dadurch, daß es eine Handlung darstellt. Um diese von einem Zusammenstoß herzuleiten, mußte der Dichter dem Vater und Hermann entgegengesetzte Neigungen geben. Nun wäre es gewiß dem gewöhnlichen natürlichen Verhältnisse entsprechender, wenn die Bedächtigkeit dem Vater zugeteilt wäre, und wenn ihm dann ein feuriger Sohn gegenüberstände, denn jetzt scheint die Jugend alt und das Alter jung zu sein. Wollte aber der Dichter aus seiner Quelle die Thatsache beibehalten, daß der Sohn eines wohlhabenden Bürgers sich mit einer Bäuerin vermählte, so war er genötigt, dem Jünglinge die Lust an beschränkten Verhältnissen als einen hervorstechenden Charakterzug beizulegen. Der Dichter mußte das Phlegma zur Grundlage seines Wesens machen,

und Goethe hat sich nicht gescheut, es mit kräftigen Farben zu schildern. Nun aber versäumt er auch nicht, ein Temperament, dessen übeler Ruf niemanden scheu machen darf, nach seiner höchst würdigen und lieblichen Seite hin auszubilden.

Es fehlt solchen gelassenen Menschen keineswegs an Kraft. Sie wählen einen enge umschriebenen Kreis von Pflichten, aber sie vollenden dann ihr Tagewerk mit der pünktlichsten Sorgfalt und einem immer gleichen, ausdauernden Fleiße. Sie sind zwar wahre Muttersöhne. Sie haben es gerne, selbst wenn sie heranwachsen, daß die Mutter mit liebevoller Hand für ihre Bedürfnisse sorgt, und lassen sich aus Bequemlichkeit oder Dankbarkeit auch gerne von ihr leiten. Wenn aber ein ernstes Interesse ihr Herz ergreift, so beharren sie bei ihrem Beschlusse mit der unbeugsamsten Entschiedenheit des Willens, und es treten selbst Eigensinn und Trotz an die Stelle der gewohnten Lenksamkeit. Sie mögen keinen beherrschen, sie lassen sich vieles von anderen gefallen, doch auch diese Geduld hat ihre Grenze; sie brechen mit den Freunden erst bei einer empfindlichen Beleidigung, vielleicht ohne Zorn, aber für immer. Die Ruhe gewährt uns ein volles Vertrauen zu der festen Entschlossenheit, mit der Hermann sein und Dorotheens schönes Besitztum gegen die Feinde zu schützen gedenkt.

Die Jahre des Gefühls sind die Jahre des Irrens, sobald eine vorwiegende Erregbarkeit den Geist jedem Eindrucke der Außenwelt bloßstellt. Daher gelangen nur Jünglinge, deren Herz nicht so beweglich ist, sehr frühe zur Reife des Verstandes und der Gesinnung. Hermann streckte schon als Knabe nicht die Hand nach diesem und jenem aus, sondern erwählte, was seiner Natur gemäß war, und daran hielt er fest. Er sprach wenig, doch in der Stille versuchte er sein Urteil an der Erwägung der weltlichen Dinge. Meistens giebt die Natur dem Gemüte für den Mangel an Regsamkeit die Stärke und Innigkeit zum Ersatze. Wem eine freudige oder schmerzliche Empfindung wirklich die ganze Seele erfüllt, der scheut jede Mitteilung. Erst lange nachher, als die Wunde geheilt war, erzählt Hermann jenes Unrecht, das ihm der reiche Kaufmann und seine Töchter zugefügt. Welcher auffallende Umstand, daß die Mutter ihn niemals weinen gesehen! Wie rein und stark bleibt das Herz bei

dieser Stille, Sicherheit und Selbstbeherrschung, während so viele Jünglinge sich in dem Feuer ungezähmter Leidenschaften verzehren, ihrer selbst und des Lebens müde sind, ehe sie recht zu leben angefangen. Hermanns sittliche Triebe entwickelten sich in friedlicher Geborgenheit: so seine lautere Redlichkeit. Er haßt jede Unbill. Er empfand es als ein Unrecht, daß der Apotheker nur auf die eigene Wohlfahrt bedacht war. Er schützte als Schulknabe die kleinen Mädchen gegen die Wildheit der Spielgenossen und rächte den Vater. Aus solchen Keimen erwuchs eine reine und starke Menschenliebe. Denn woher dieser mächtige Eindruck, den Dorothea auf ihn bei der ersten Begegnung macht? Er sieht ein Mädchen, das nicht der eigenen Not gedenkt, sondern nur für die Freundin Hilfe begehrt. Und welches ist die erste Regung, die es bewirkt, daß in seinem Herzen die Liebe zu Dorotheen Wurzel faßt? Es ist das Verlangen, der freundlichen Helferin selbst ein Helfer zu werden.

Nach dieser allgemeinen Charakteristik wollen wir Hermanns Verhalten gegen seine Eltern und seine Bewerbung um Dorotheen betrachten, die uns seine starke und reine Natur in einem noch schöneren Lichte zeigen werden.

Wo die wechselseitige Liebe der Eltern und Kinder auf eine Berechnung von Gaben und Gegengaben hinausläuft, da sind die Herzen verdorben, da hat die heilige Kraft der Natur aufgehört, in ihnen wirksam zu sein. Selbst der ungerechte Vater ist immer noch Vater, der ungeratene Sohn bleibt ein Sohn. Indessen wird in unserm Falle die Liebe auf keine so harte Probe gestellt. Wie Hermanns Vater zwar murrt und heftigt tadelt, aber sehr wohl weiß, was er an dem trefflichen Jünglinge besitzt, wie er sich daher von der Mutter und den Freunden leicht bedeuten läßt und endlich mit überraschender Nachgiebigkeit seine Zustimmung zu einer Heirat giebt, gegen die er kurz vorher seinen tiefen Widerwillen erklärt, so hegt Hermann trotz der Scheu, die ihm die Unzufriedenheit des Vaters einflößt, eine kindliche Ehrfurcht gegen diesen.

Denn die Eltern zu ehren, war früh mein Liebstes, und niemand
Schien mir klüger zu sein und weiser, als die mich erzeugten,
Und mit Ernst mir in dunkeler Zeit der Kindheit geboten.

Heil dem Sohne, der nicht das Vertrauen zu dem Vater verliert, auch wenn ihn harter und unverdienter Tadel getroffen. Als die Mutter es Hermann vorhält, daß der Vater das Recht habe, ein gutes Wort zu verlangen, erkennt er augenblicklich seinen Starrsinn. Er verzweifelt nicht an der Güte des Vaterherzens, er wagt die gefährliche Bitte und thut es nicht vergebens. Später soll er Dorotheen die Eltern schildern. Mit welcher gewissenhaften Ängstlichkeit erwähnt er das, was ihm an den Eigenheiten des Vaters tadelhaft scheint. Ihm ist es in der letzten leidenschaftlichen Szene nicht genug, daß der Vater, der sich mißmutig entfernen will, weiter keinen Protest gegen die Heirat einlegt; er brennt danach, das Vaterherz ganz zu versöhnen, und bittet ihn flehend, ganz zu bleiben, damit er erkenne, daß nur dasjenige Mädchen, das ihn selbst als die liebreichste Tochter verehren werde, die Braut des Sohnes sein könne.

Denkt man an Hermanns Verhältnis zu der Mutter, so sucht man unwillkürlich ein stärkeres Wort als Liebe, um dieses innige Zusammenleben beider bezeichnend auszudrücken. Auch hier verstand es Goethe, die höchste Idealität und die reinste Natur in einander aufgehen zu lassen, und diese Seite der Dichtung zeugt wieder in gleichem Grade von künstlerischem Schönheitsgefühle wie von einer sinnigen Betrachtung des menschlichen Herzens.

Das Weib verläßt Vater und Mutter, um dem Manne anzuhangen; es wird auch den Mann im Herzen verlassen, um dem Sohne anzuhangen. Diesen hat sie geboren, sie hat das junge Leben mit Angst und Sorgen überwacht, der liebliche und kräftige Knabe, der heranreifende Jüngling mit seiner hoffnungsreichen Zukunft ist ihr Geschöpf, ihr Stolz, ihre Freude. Sie liebt ihn, nach einem wahrhaft erhabenen Zuge des weiblichen Geschlechtes, schon darum zärtlicher, weil er mehr als der Vater ihrer bedarf. In den ersten Lebensjahren kann ein Vater den Kindern wenig sein. Sie kommen erst in seine Pflege, wenn mit der Entwickelung ihres Geistes Ernst gemacht wird. Sie lernen ihn erst recht verehren und lieben, wenn sie reif genug sind, ihn zu begreifen. Inzwischen hat sich die Anhänglichkeit an die Mutter vom bewußtlosen Lächeln des Säuglings an in fröhlichem Wachstum entfaltet. Während der Vater im Hause den Ernst des Lebens vertritt, bleibt die Mutter die

Spenderin der Freude, ihre Güte und Geduld sind unerschöpflich. Erwägt man nun, daß Hermann sich schon von Natur mehr zu der Sanftmut der Mutter, als zu dem raschen Eifer des Vaters hinneigte, daß er diesen durch seine Langsamkeit ermüdete, daß er gar sehr der Nachsicht bedurfte, daß ihn bei dem häufigen Tadel ein freundliches Wort der Mutter, die er leichter zufrieden stellte, doppelt erquickte, so mußte das Band des innigsten Einverständnisses ihre Seelen umschlingen. Die Mutter hatte nur diesen einen Sohn, Hermann bedurfte keines Freundes, keines Vertrauten: beide fanden an einander ein völliges Genüge. So war es auch natürlich, daß seine Neigungen und Sitten sich mehr nach dem Wesen der Mutter bildeten. Sein stillthätiges Schaffen in der Wirtschaft, sein häuslicher Sinn, die Geduld, die Bescheidenheit, die Keuschheit der Gedanken, das Zartgefühl, dies alles stimmt zu den liebenswürdigsten Tugenden des Weibes.

Jedermann erkennt, wie die Eigentümlichkeiten der drei Personen einander bedingen, wie der Dichter jeden Zug aus der Natur des Menschen genommen und genau nach der Einwirkung der Umstände entwickelt hat, mit welcher Gründlichkeit, Wahrheit und Konsequenz das ganze Bild der kleinen Familie entworfen ist.

Ebenso charakteristisch ist für Hermann die Geschichte seiner Liebe. Der klugen Welt scheint es ein frommer Aberglaube, daß die Ehen im Himmel geschlossen werden; hier hat nun eine höhere Fügung ganz sichtbar dem Jünglinge das Weib zugeführt, das für ihn geschaffen war. Hermann ist hinaus gefahren, die Not der Auswanderer zu lindern. Die Situation macht sein Herz weich und empfänglich. Der junge Landmann hat für die Schönheit kein anderes Maß als die gesunde und reine Kraft der Gestalt und des Gemütes. Nun erblickt er Dorotheen, das frische, wohlgebildete Landmädchen, nicht eins jener zarten Wesen, die einen kurzen Sommer blühen und welken; er vernimmt ihre verständigen, herzlichen Worte und fühlt sich augenblicklich von einer edlen, ihm verwandten Natur angezogen. Es ist aber eine irrige Ansicht, daß er sich schon jetzt gelobte, entweder Dorotheen oder keine heimzuführen, wie man überhaupt, um auch die wunderbaren Wirkungen der Liebe für das Thema des Gedichtes erklären zu können, mit

Übertreibung von einer plötzlichen und völligen Umwandlung seines Wesens spricht. Er kehrte in heiterer Stimmung zurück. Dies war nur möglich, weil er noch gar nicht an eine Verbindung mit dem fremden Mädchen dachte, wie aus der Erläuterung zu II, 1—81 erhellen wird. Die bloße Erscheinung eines Weibes, wie er es ersehnte, hatte ihn so freudig ergriffen. Er überließ sich dem freundlichen Eindrucke ihres Anblicks, ohne sein Herz zu verstehen. Erst als der Apotheker das Glück der Ehelosigkeit preist, kommt es Hermann in den Sinn, daß er selbst gerade jetzt in der gefahrvollen Zeit heiraten müßte, und der bescheidene Jüngling nimmt es sich heraus, den bejahrten Mann mit strengen Worten zu tadeln. Sein Gefühl für Dorotheen wird ihm klarer und geht in ein bestimmtes Verlangen über. Könnte er ihr, die selbst ein Herz für die Leidenden hat, das glücklichste Los bereiten; könnte seinem eigenen freudelosen Leben eine solche Ergänzung zu teil werden! Nun erinnert ihn der Vater an die Kaufmannstöchter. Die Beleidigung, die ihm in dem reichen Hause widerfahren war, hatte ihm wohl die jüngste Schulfreundin noch bis zu diesem Augenblicke nicht ganz entfremdet. Doch jetzt verblaßt ihr Bild vor dem einfachen, liebreichen Mädchen, das er eben gesehen. Wie anders sind auch die Umstände. Während er in jenem Familienkreise nicht vor dem Spotte sicher ist, verwickelt ihn die Fremde, die schlichte Bäuerin, in keinen Verkehr mit vornehmen Verwandten; sie würden allein für einander leben und sich an der Thätigkeit in Haus und Feld erfreuen. Wie eigenwillige Naturen gerade durch Hindernisse in ihrem Vorhaben bestärkt werden, so bewirkt endlich des Vaters heftiger Einspruch gegen ein bäurisches Mädchen, daß Hermann, dem seine Empfindung für Dorotheen jetzt zum völligen Bewußtsein gekommen, die Verbindung mit ihr als das ganze Glück seines Lebens betrachtet, und so blickt er unter dem Birnbaum dem in die Ferne dahinziehenden Mädchen nach, das festzuhalten ihm früher kaum einfallen konnte. Er muß sie besitzen, oder die Verzweiflung treibt ihn in den Tod. Es wird ihm jedoch gestattet, Dorotheen in das Vaterhaus heimzuholen. Dem kühnen Sigfrid schien es ein thörichter Wahn, sich der herrlichen Kriemhild gleich zu stellen. Doch, sprach er, sollte ich von dir lassen, so wäre ich lieber tot! Mit welcher be-

scheidenen Meinung von seinem Werte, mit welcher mädchenhaften Schüchternheit sucht auch der wackere Hermann seine Liebe der Ersehnten mehr zu verheimlichen als anzudeuten; diese Unschuld und Demut ist einer der lieblichsten Züge in dem Wesen des trefflichen Jünglings und mit der männlichen Kraft nicht nur vereinbar, sondern der rechte Gipfel derselben.

Die Mutter.

Dem Vater und Hermann hat der Dichter Charaktere von einer sehr mannigfachen Gliederung gegeben. Zu dieser Vielseitigkeit kommt, daß jeder in sich Eigenschaften vereinigt, die eigentlich ungleichartig sind, woher in bewegteren Augenblicken das Gleichgewicht gestört wird. Das Wesen der Mutter ist dagegen durchaus klar, einfach und ohne Widerspruch mit sich selbst. Charaktere der ersten Gattung stehen, sittlich betrachtet, oft nicht so hoch, aber sie sind meistens in dichterischer Beziehung interessanter, weil alles, was in der Bewegung begriffen ist, uns mehr anspricht als das Ruhende und Abgeschlossene. Die Mutter wird daher hauptsächlich nach ihrer sittlichen Idealität zu würdigen sein.

Zunächst lernen wir ihre Herzensgüte kennen. Hermann hatte in sein Wäglein viele Geschenke für die Flüchtlinge eingepackt; die Mutter kramte noch lange, um ein Bündel alten Leinenzeuges beizufügen. Erst eine Gabe und dann noch eine Zugabe, das ist die rechte Art des fröhlichen Gebers, den Gott lieb hat. Ihr Gefühl ist weich, die Thränen kommen ihr leicht ins Auge. Sie nimmt liebreich an den Menschen teil, wie sie als kindisches Mädchen ihre Küchlein gepflegt. Daß sie ihrem Manne mit Herzlichkeit zugethan war, kann man wohl voraussetzen, doch enthält das Gedicht eben nicht viele Hinweisungen dieser Art. Das heitere und liebevolle Zusammenleben des Paares leuchtet hauptsächlich daraus hervor, daß Mann und Frau sich gleichmäßig mit lebhafter Freude in die Jugend versetzen und erzählen, wie der Nachbarssohn auf der Brandstätte das betrübte Lieschen forttrug

und schnell das Gelübd' der fröhlichen Ehe vollbracht war.

Ihr trauliches Gespräch unter dem Thorweg, das elterliche Geschwätz über Hermanns künftige Braut haben einen sehr anmutigen Hintergrund. Das schönste Zeugnis für das Glück dieser Ehe liegt aber darin, daß der Pfarrer, als er dem jungen Paare die Ringe der Eltern ansteckt, für das neue Band keinen besseren Segenswunsch hat, als daß es völlig gleiche dem alten.

Die Liebe der Mutter zu dem Sohne der Jugend haben wir bereits zu bezeichnen versucht, und herzlich wohlthuend ist die Traulichkeit, mit der sie des Sohnes Verlobte in die Arme schließt.

Wie Homer Penelope, nennt Goethe Hermanns Mutter gerne die gute, verständige Hausfrau, Verständigkeit ist ihr zweiter rühmlicher Vorzug. Sie war die Vermittlerin zwischen dem Vater und dem Sohne, eine solche Stellung kann schon bei einer geringen Unbedachtsamkeit für das Glück des Hauses verderblich werden. Wenige Mütter verstehen es, ihren geliebten Sohn bei dem strengen Tadel des Vaters zu beruhigen und zu ermuntern, ohne daß sie unbewußt gegen den Vater Partei nehmen und ein Unrecht desselben zu vergüten scheinen. Unzählige Male ist die schreckliche Erkältung des kindlichen Vertrauens zu dem Vater keinem andern Umstande zuzuschreiben, als dieser nicht böse gemeinten Verirrung der mütterlichen Zärtlichkeit. Hermanns Mutter ging von dem schönen Grundsatze aus, daß man das Kind mit der Geistesrichtung lieben müsse, die ihm die Natur gegeben, sollten auch viele Wünsche unbefriedigt bleiben. Sie ließ sich ihren Hermann nicht schelten und hielt es dem Vater gelegentlich vor, daß er ihn beständig durch seine Vorwürfe entmutige. Der Vater tadelte keineswegs ohne Grund, doch setzen wir den Fall, er war in der Aufregung hart und und unbillig. Was thut nun die Mutter? Sie geht ihrem Lieblinge nach, um ihn zu trösten. Aber es kommt ihr nicht in den Sinn, in Hermanns Klagen über den Vater einzustimmen; sie sagt ihm im Gegenteil, daß sein Eigensinn das Übel verschlimmere, daß der Vater bei seinem Poltern ein liebreicher Mann sei, daß er ein gutes Wort verlangen könne und das Vertrauen mit Güte erwiedern werde. Sie wollte dem Sohne damit nichts einreden und nichts ausreden; was sie sagt, ist alles buchstäblich wahr, und der brave Jüngling erkennt seinen Fehler. Er kehrt zum Vater um, und der

Friede ist hergestellt, während ein unverständiges Wort den Bruch unheilbar machen konnte.

Bei aller Weichheit des Gefühls ist sie entschlossener als Hermann. Sie bemerkt von den Frauen, daß sie sich nicht leicht von der Verfolgung ihres Zieles abschrecken lassen, sondern, wenn es nicht anders geht, es wenigstens auf Umwegen zu erreichen suchen. Diese Klugheit besaß sie selbst, und die Eigenheiten ihres Mannes gaben ihr Gelegenheit, sie zu üben. Der gute Vater wußte sehr wohl, daß seine raschen Entscheidungen nicht immer die besten waren, und ließ die Mutter gewähren, wenn sie ihm die Meinung beibrachte, daß alles nach seinem Willen geschehe. Mit einer feinen Wendung teilte sie ihm Hermanns Liebe zu der Bäuerin so mit, als ob nur sein eigener innigster Wunsch erfüllt würde. Mit gleicher Sicherheit beherrscht sie Hermann. Sie macht nicht viel aus der patriotischen Kriegslust, die er unter dem Birnbaum an den Tag legt; sie hat sein Geheimnis gleich weg und zeigt ihm selbst, wie es in seinem Innern aussieht. Diese Klugheit hat nichts Falsches und Selbstisches. Sie lenkt den Mann und den Sohn, doch die Herrschaft im Hause ist ihr keine Sache des Ehrgeizes, sondern ein schöner und mühevoller Beruf.

Nach ihrer lebhaften Gemütsart steht sie ihrem Gatten näher. Freundlich, doch ungeduldig unterbricht sie die philosophierenden Männer,

Saget uns, was ihr gesehen; denn das begehrt' ich zu wissen.

Als Hermann und Dorothea so lange ausbleiben, geht sie unruhig umher und macht sogar ihren Gästen und Freunden lebhafte Vorwürfe, daß sie ohne das Paar heimgekommen. Ohne Zweifel hat sie als Hauswirtin eine gleiche Rührigkeit bewiesen, und das Gedicht sucht dies auch anzudeuten.

Darin aber gleicht sie wieder mehr dem Sohne, daß sie an dem stillen Glücke des Hauses genug hat, nicht nach äußerm Glanze strebt und demgemäß auch nicht erst durch äußere Zeichen der Verehrung bestimmt werden darf, jemanden nach seinem Werte zu schätzen und zu lieben. Indem sich ihre größere Innigkeit und Gemütstiefe dem Sohne mitteilte, wurde in dem Wesen des

Jünglings der lebhafte Eifer des Vaters zu einem ausdauernden Fleiße, das aufstrebende Ehrgefühl desselben zu einem stillen Sinne für das Würdige.

Dorothea.

Ihre Gestalt hat Goethe am klarsten vor Augen gestanden, ihr Inneres hat er sich mit dem liebevollsten Herzensanteil vergegenwärtigt. Vielleicht waren ihm Frauen dieser Art begegnet, sie lebten wenigstens in seiner Anschauung, denn von der Lotte in Werthers Leiden ab kehrt dieses Ideal, wie bei einer Seelenwanderung, von Zeit zu Zeit in seiner Dichtung wieder, um unter besonderen Verhältnissen eine neue Geschichte zu durchleben. Die Darstellung Dorotheens hat jeden Vorzug, der die durchdachtesten Bildungen der Kunst verklärt, und zugleich ist ihr wieder eine Leichtigkeit eigen, als hätte sie der unbewußte Instinkt hervorgezaubert.

Das Vorwiegen des Gefühls ist der eigentümlichste Zug im Charakter jedes Weibes, das in Wahrheit ein Weib ist. Das Gefühl ist die logische Ordnung seiner Gedanken, das oberste Gesetz für seine Handlungen, Urteile und Sitten. Zu Klopstocks Zeiten waren die gefühlvollen Mädchen in der Poesie und namentlich in den Idyllen immer gar sanfte, weichgestimmte Seelen, bis Voß dieser sentimentalen Charakterform in seiner Luise die naive Munterkeit entgegenstellte. Dorothea ist nun weder eine zarte Himmelsblume, noch ein fröhliches Kind der Natur; zur Empfindsamkeit verirrt sich niemand, der eine tüchtige Willenskraft besitzt, und mit dem leichtblütigen Tändeln ist es zu Ende, wenn ein verständiger, durch bedeutsame Erlebnisse entwickelter Sinn den Ernst des Lebens erkennt. Eine gehaltene, stille Heiterkeit weist darauf hin, daß schwere Prüfungen dem Gemüte Dorotheens eine höhere Weihe gegeben haben, ohne es zu verdüstern, und hieraus erwächst die wahre Schönheit der Seele, nicht jene Empfindelei, die eine Zeit lang diesen Namen an sich gerissen. Frauen mit einem solchen schönen Gemüte sollen vorzugsweise in unserm Vaterlande zuhause sein; wir finden sie wenigstens oft unter den Idealen unserer Dichter.

Die herrliche Kraft Dorotheens leuchtet zuerst aus der Art hervor, wie sie ihr Schicksal erträgt. Der Dichter hat die Geschichte ihrer ersten Jugend sehr im Dunkel gelassen. Er erzählt nicht, wer die Eltern Dorotheens gewesen und in welchen Verhältnissen sie ihre Kindheit verlebt. Als Waise kommt sie in das Haus eines alten Verwandten, den sie bis zu seinem Tode pflegt. Dann finden wir sie auf einem größern ländlichen Besitztum wieder, wie es scheint, als Gehilfin der Hausfrau, der sie mehr aus Liebe als aus Verwandtschaft ihre Dienste widmet und deren Kinder an ihr wie an einer zweiten Mutter hängen. Wo der Gutsherr hingekommen ist, erfahren wir nicht. Nun muß die Frau eilig der auswandernden Gemeinde folgen. Sie hat nicht einmal ihre Töchter bei sich, sie selbst nebst dem auf der Flucht gebornen Säugling entbehrt, bei dem Ungemache des Wetters und von dem verfolgenden Feinde geängstigt, jedes männlichen Beistandes. Dorothea allein ist ihr Schutz und ihre Hilfe. Diese selbst, von Kindheit an vereinsamt, kann, wenn sie für sich oder ihre Schützlinge eines Rates bedürftig ist, nicht einmal zu einem Haupte einer verwandten Familie ihre Zuflucht nehmen, sondern als eine rechte Waise wendet sie sich an den Vorstand der Gemeinde. Von welchem Gewichte war für sie unter solchen Umständen ihre Verlobung mit dem hochherzigen Jünglinge gewesen, der in Paris seinen Tod fand! Mit ihm vermählt, konnte sie sich von neuem als ein Glied in dem Familienbunde der Gesellschaft fühlen. Aus der Heimat vertrieben, verlassen, verarmt, nur mit dem frischen Andenken an den Verlust ihrer letzten, liebsten Hoffnung — so finden wir Dorotheen, als Hermann sie kennen lernt. Aber wir vernehmen nichts von einer auflösenden Schwermut oder von einer bittern Stimmung gegen die Menschen und das Leben. Zufrieden und freundlich zieht sie auf ihrem dornenvollen Pfade dahin. Als wären ihre eignen Angelegenheiten in der besten Ordnung, sorgt sie nur für die Bedürfnisse anderer. Unerwartet bietet sich ihr in Hermanns Vaterhause ein Zufluchtsort dar. Sie wagt es neue Hoffnungen zu hegen, da wird ihr Zartgefühl beleidigt. Sofort will sie umkehren, Nacht und Unwetter sollen sie nicht daran hindern, das hat sie alles ertragen. Diese Leidensgeschichte bekundet so hinlänglich die ent-

schlossene Kraft ihrer Seele, daß der Dichter wohl kaum nötig hatte, noch ein Gefecht mit Soldaten hinzuzufügen. Das Weib soll nicht heldenmütig gestimmt sein, außer in dem Augenblicke der Gefahr und unter dem Drucke des Leidens; so wie die äußere Nötigung vorüber ist, soll sie zu einer sanfteren Gefühlsweise zurückkehren, denn diese ist ihr natürlicher Zustand. Doch sehen wir nicht hier dieselbe Veränderung? Jetzt ist Dorothea in ein beglücktes Haus eingetreten, und als sie über ihren ersten Verlobten zu sprechen genötigt wird, mit welcher tiefen Bewegung gedenkt sie seines Scheidens, und wie rührend bittet sie Hermann, es ihr zu verzeihen, daß sie selbst an seiner Hand noch bebe und nur schüchtern in die Zukunft blicke. Der Kampf ist beendigt, die Heldin ist wieder das weiche, zärtliche Weib.

Dorothea war frühe auf sich selbst angewiesen, sie mußte schon als jüngeres Mädchen selbständig einem Hauswesen vorstehen, und ihre ganze mühselige Jugend machte es ihr zur Gewohnheit, sich in der Welt mit verständigen Blicken umzusehen. Dazu erwuchs sie in einem Lande, wo gewaltige politische Ideen und erschütternde Thatsachen den Geist auf das öffentliche Leben lenkten, wo schon die Gefahr jeden Einzelnen zum Anteile nötigte, und wer das Auge an Gegenständen von solcher Größe geübt, wer gleichsam den Ozean unter Stürmen befahren, den konnte nicht leicht ein Hindernis oder ein Unfall auf dem Binnenwasser des täglichen Lebens in Verwirrung setzen. Diese schöne Sicherheit des Betragens machte auf Hermann einen tiefen Eindruck und trug gewiß dazu bei, daß er sich gleich anfangs zu ihr hingezogen fühlte, und so lauschte er später am Lindenbrunnen und auf dem Gange zur Stadt wohl mit Freude, aber auch fast mit ehrerbietiger Scheu den verständigen Reden; ja der helle Verstand, der aus ihrem Auge blickte, ließ ihn nicht einmal ihre freundliche Zuneigung wahrnehmen. Hermann bedachte ängstlich, ob sie es verstehen würde, dem Vater zu gefallen; als sie dessen Ansprüche erfuhr, erklärte sie es für eine Kleinigkeit, da sie es schon gelernt hätte, eine herzliche Ergebenheit mit gefälligen Sitten zu verbinden. In allem, was sie spricht und thut, offenbart sich ihre vorbedenkende Einsicht. Nur einmal schien sie durch ihr Herz zur Thorheit verführt zu sein. Sie folgte Hermann in das Haus

seiner Eltern mit der dunkeln Ahnung oder Hoffnung, daß sie daselbst nicht immer Magd bleiben würde. Aber es ist ihr auch im Augenblick klar, welche übeln Folgen ihre Unbedachtsamkeit für sie haben mußte, und sie bestraft sich selbst mit einem schmerzlichen Bekenntnisse ihrer Übereilung. Zum Glück hatte indessen in diesem Falle ihr Gefühl sie richtiger geleitet als die Überlegung. Als den höchsten Beweis von ihrem verständigen Sinne müssen wir ihre klare Ansicht von der Bestimmung des Weibes betrachten. Wer in Wahrheit von der Überzeugung durchdrungen ist, er sei zum Dienen geboren, dessen Herz ist friedlich und freundlich, geduldig und bescheiden; die entgegengesetzten Untugenden kommen nur zum Vorschein, wo ein eigensüchtiges Interesse einen dem andern entgegenstellt. Denn die Liebe sucht nicht das Ihrige, sondern kleidet die Nackten und labt die Durstigen. Man sagt, die Tiere wissen selbst Unbekannten mit besonderm Instinkte die Freundlichkeit und die Lieblosigkeit anzumerken. In solchen Dingen ist auch das Urteil der Kinder entscheidend. Als Dorothea sich von den Ihrigen trennte, fielen ihr die Kinder mit Schreien und Weinen in die Kleider; der dankbaren Wöchnerin aber war das Herz zu voll, sie hatte nur Thränen und lispelte ein Wort des Segens.

Nach der Quelle, aus der das Gedicht geflossen ist, überreichte die fremde Magd ihrem Verlobten einen Mahl-Schatz von zweihundert Dukaten. Dorothea kam in das reiche Haus mit leeren Händen und gleichwohl mit einer Ausstattung, die weit köstlicher war als Steine und Perlen.

Der Geistliche.

Wir haben uns nun mit den beiden Hausfreunden der Familie zu beschäftigen. Die Darstellung des Geistlichen hat eigentümliche Bedenken erregt. Was er spricht und thut, das ist nämlich allerdings nicht nur von Welt- und Menschenkenntnis, sondern auch von frommem Sinne durchdrungen. Aber der Gesichtspunkt, von dem er die Dinge betrachtet, seine ganze Redeweise erinnert nicht recht an seine Amtstracht, und es scheint sehr ungeistlich, daß dieser Pfarrer nicht einmal bei der feierlichen Verlobung des Paares Anlaß hat, den Namen Christi auszusprechen. Er wird nur dadurch zu einem

Geistlichen, daß man sich die Laien nach der Mehrzahl als weniger milde, menschenfreundlich und fromm vorstellt, daß man diese Eigenschaften vorzugsweise als die Kennzeichen des geistlichen Berufes betrachtet. Wer nun mit der religiösen Denkart der gebildeten Laien und vieler Theologen des 18. Jahrhunderts bekannt ist, als es Sitte geworden war, dem Christentume nur die allgemeinsten deistischen Wahrheiten zu entnehmen, in Christus selbst nicht den Sohn Gottes, sondern vielmehr das Vorbild des geläuterten Humanismus und einen vollendeteren Sokrates zu sehen, der wird in unserm Geistlichen leicht das Ideal jener Zeitrichtung wiedererkennen. Man ging darauf aus, die Religion mit der weltlichen Bildung zu verschmelzen und suchte dies durch eine Verallgemeinerung mancher Glaubenssätze zu erreichen. Der Geistliche selbst sollte zwar in seinen Sitten Würde zeigen, sich jedoch nicht durch eine pedantisch strenge Ehrbarkeit von anderen Leuten absondern. Es wird daher hier ausdrücklich von dem Pfarrer erwähnt, daß er außer der Bibel die besten weltlichen Schriften kenne. Er ist noch jung, vielleicht unverheiratet und nicht durch ein Hauswesen an strengere Rücksichten gewöhnt. Er geht daher gleich nach dem Gottesdienste, wiewohl nicht aus bloßer Neugierde, ebenfalls zu den Vertriebenen hinaus; er bringt dann den Rest des Sonntages außer dem Hause zu, er nimmt, wie er oft in Straßburg als Kandidat den Wagen gelenkt, auch jetzt noch unbedenklich die Leine in die Hand: kurz, es haben Amt und Stand den Gang seiner Gedanken, die Rede und das Betragen noch nicht an ihre charakteristischen Formen gebunden, und gerade darin sollte sich wohl seine Aufgeklärtheit und Freisinnigkeit kundgeben. Aber hat er nun gleichsam keine Bäffchen vorgebunden und entbehrt seine Sprache allerdings nicht nur der Salbung, sondern auch der dogmatischen Bestimmtheit, so erscheint er gleichwohl als ein hervorragender Lehrer und Führer der Gemeinde. Seine tiefe Geistesbildung giebt den Gesprächen eine gehaltvolle Wendung und einen überzeugenden Abschluß. Während sich die Anderen bisweilen leidenschaftlich zu Einseitigkeiten verirren, bleibt er selbst stets ruhig und klar. Er kennt die Menschennatur und kennt auch den einzelnen Menschen. Der Erfolg bestätigt sein Urteil über Hermann und auch über Dorotheen, deren Wert ihm der erste Anblick offen-

bart. Wie Hermann seines eignen Gefühles sicher war, so ist er auch dessen sicher, daß der geistliche Herr das wackere Mädchen nicht verkennen werde, und daher macht er unbedenklich sein Glück von dessen Entscheidung abhängig. Mit menschenfreundlichem Sinne verteilt der Geistliche sein Silbergeld unter die Bedürftigen und giebt auch das gesparte Goldstück hin. Sehr schön hat der Dichter es verstanden, ihn auf die Denkweise der anderen im harmlosen Gespräche einwirken zu lassen, ohne daß im geringsten eine zudringliche Belehrung kenntlich wird. Wir sehen nämlich, wie er durchweg und mehr aus Gewohnheit als aus Absicht den Frieden des Menschen mit sich selbst, mit anderen, mit Natur und Leben ins Auge faßt, wie er unrichtigen Ansichten, namentlich wenn sie zu unbilligen Handlungen oder zu einer Verstimmung des Gemütes führen könnten, die versöhnende Wahrheit entgegenstellt und so als ein rechter Apostel des Friedensfürsten thätig ist. Er läßt die Mutter Natur nicht schelten, wenn sie schlimme Neigungen in das Herz des Menschen gelegt zu haben scheine, da ein jeder Trieb bei angemessener Pflege das Gute fördere. Weiß jemand allein ein eifriges Fortstreben zu schätzen, so führt er ihm auch den Wert eines ruhigen Schaffens zu Gemüte. Er lobt es, daß der Wirt dem verzagten Nachbar gegenüber ein fröhliches Vertrauen zu der Vorsehung hegt. Als der Richter durch den Anblick der Not und der Bosheit an den Menschen und am Leben irre geworden, lenkt der Pfarrer dessen Gedanken auf Beweise des Edelmutes, der gerade in der Gefahr und Bedrängnis hervortrete. Er billigt es nicht, daß man sich die Erinnerung an den Tod zum lähmenden Schreckbild macht. Nur einmal scheint der Geistliche am Zwiespalt Freude zu empfinden und absichtlich wehe zu thun. Dorothea hält sich für verspottet und vergießt bittere Thränen. Der Pfarrer vermag es sie zu beruhigen, aber er zieht es vor, ihren Schmerz durch einen kühl berechneten Vorwurf zu mehren. Doch wir wollen später erwägen, was dieses seltsame Verfahren erklärt.

Der Apotheker.

Der Apotheker unterscheidet sich von den übrigen Personen dadurch, daß sein Charakter nicht zu der sittlichen Idealität auf-

steigt; dafür hat er eine interessante Besonderheit erhalten, und diese ist nach dem ästhetischen Idealismus am reichsten entwickelt. Seine üblen Eigenschaften gruppieren sich um die Eigensucht und um die Beschränktheit. Doch wollen wir gleich im voraus bemerken, daß diese Mängel einmal nicht das Maß überschreiten, sondern fast für falsch geleitete Tugenden gelten könnten, und daß der Apotheker sich seiner Schwächen nicht bewußt, sondern mitunter auf sie stolz ist, weshalb man sie seiner Einfalt zu gute hält. Es liegt uns hier ein poetisches Kunststück vor: der Apotheker prahlt mit einer bewußten Bildung und ist dennoch naiv, weil er von der Verkehrtheit dieser Bildung keine Ahnung hat; er leidet unter dem Drucke der Beschränktheit und genießt dennoch ein idyllisches Glück, weil er zwar nicht mit der Welt, aber desto mehr mit seiner eignen Person zufrieden ist und niemandem Anlaß giebt, ihn in seinem Wahne zu stören. Eine solche Charakterform streift an das Komische, ihre Darstellung muß einen Anflug von Ironie haben, und so gehört der Apotheker bei aller sonstigen Unähnlichkeit in die Klasse jener idyllischen Naturen Jean Pauls, die in ihrer Einfalt selig sind.

Der Neigung, bei allem auf das eigne Interesse zu sehen, hat der Dichter reichlich Gelegenheit gegeben, sich geltend zu machen. Zunächst äußert sie sich in einer übergroßen Sparsamkeit. Haus und Garten verfallen; der Besitzer kann jedoch rühmen, daß sie einst sehr schön gewesen. Auf einer Flucht, bei der es sich um Leben und Tod handelte, würde es ihn schmerzen, müßte er die Kräuter zurücklassen. Dem Beispiele der Barmherzigkeit folgend, verschenkt er etwas Tabak, denn er trägt kein Geld bei sich. Alte Kleinodien werden sorgsam aufbewahrt, zum Teil allerdings aus Pietät. Er hat zwar, als er ehelos blieb, nicht Weib und Kind in die eine, Austern und Champagner in die andere Wagschale gelegt, aber er freut sich, in schlimmen Zeiten nur für sich allein sorgen zu dürfen, und ein größerer Hausstand wäre ihm ohnehin zu teuer gewesen. Diese Sparsamkeit wächst nun nicht zu dem Grade an, daß sie in Geiz und Habsucht umschlüge; sie zieht ihm keine Verachtung zu, doch wird man über den guten Haushalter gelächelt haben. Vielleicht wurde es ihm sogar nicht zu schwer, bisweilen die Ehren=

pflicht der Gastfreiheit zu erfüllen; wir hören wenigstens von einem Kaffee in der Muschelgrotte des Gartens, doch ist das allerdings lange her. Eine ängstliche Rücksicht auf die eigne Wohlfahrt bezeigt die zur Vorsicht mahnende Lebensregel: Eile mit Weile, deren Wahrheit er mit der Autorität des Kaisers Augustus belegt. Die Mittelstraße ist ihm der goldene Weg, als der sicherste. Den schlimmsten Schaden hatte er durch seine eigensüchtige Bedenklichkeit wohl sich selbst zugefügt; denn das „Eile mit Weile" hinderte ihn, eine Frau zu nehmen, und so ging ihm mit der Erweckung des Familiensinnes das wirksamste Mittel gegen die Selbstsucht verloren. Doch tritt auch hier ein milderndes Moment ein. Nach Düntzers feiner Bemerkung bewahrt der Apotheker seinen längst verstorbenen Eltern eine liebevolle Anhänglichkeit; wie die goldenen Ketten der seligen Mutter, so hält er ein pädagogisches Heilmittel des Vaters in Ehren.

Die geistige Entwickelung des Apothekers war auf der Stufe der praktischen Klugheit stehen geblieben. Schon sein beredtes Lob der vormaligen Sitte, um eine Braut zu werben, beweist seine Unfähigkeit zu jeder idealischen Erhebung. Er rühmt die Kunstwerke in seinem Garten ohne eine Ahnung von ihrer Geschmacklosigkeit. Charakteristisch ist auch seine Gewohnheit, sich der Sprichwörter zu bedienen. Zwar haben viele vortreffliche Männer einen Denkvers zur beständigen Richtschnur ihrer Handlungen gemacht. Ein solcher Grundsatz, in den sie gleichsam den innersten Kern ihrer Persönlichkeit zusammenfaßten, nötigte sie zur Konsequenz und bestellte das Urteil der Welt zum Aufseher über ihre Handlungen. Ganz anders ist es jedoch, wenn jemand, wie unser Apotheker, nicht einen einzigen Satz zur Quelle seiner Denkweise macht, sondern eine Menge von Sprüchen mit sich herumträgt, um gleich einem ordentlichen Familienvater, der eine Anzahl erprobter Rezepte gesammelt, in vorkommenden Fällen bald diesen, bald jenen anzuwenden. Das Geschichtchen aus seiner Kindheit zeigt uns, wie mechanisch er dabei verfährt. Überkommt ihn einmal die Ungeduld, so sieht er sich nicht nach Gründen um, die ihn beruhigen könnten, sondern er greift zu jenem Hausmittel, das ihm einmal der Vater verordnet hat.

Er rühmt sich, ein Menschenkenner zu sein, aber seine Vorsicht hat ihn verleitet, seine Erfahrungen damit abzuschließen, daß man keinem trauen dürfe, ehe man mit ihm einen Scheffel Salz verzehrt. Daher setzt er gern das Schlimmere voraus. Die Neugierde der Städter, als sie zu den Auswanderern hinauseilen, führt er auf die Schadenfreude zurück. Des Pfarrers günstiges Vorurteil für Dorotheen überzeugt ihn nicht, da ein gefälliges Äußere trügen könne. Er eignet sich daher recht zu einem Späher. Er liebt es, ganz unschuldigen Zwecken mit heimlicher List nachzugehen. Er sagt wispernd, was jeder hören könnte.

Wie gegen die Menschen, so ist er gegen das Schicksal mißtrauisch. Daher seine ängstliche Vorsicht, die ihm für Weisheit gilt. Der Feind ist noch nicht nahe, aber er hat schon seine Sachen gepackt. Heiter klingen die Gläser der anderen,

Doch unbeweglich hielt der dritte denkend das seine.

Als der Pfarrer ihn von dem Lindenbrunnen heimfahren wollte, stieg er zaudernd ein; er konnte nicht recht an das Talent des Führers glauben und

Saß wie einer, der sich zum weislichen Sprunge bereitet.

Trotz seiner Beschränktheit hält er sich für einen gescheiten Mann. Er rühmt, daß ihn niemand so leicht betrügen werde, und spricht nur aus Höflichkeit von seinem geringen Verstande. Die Eitelkeit macht ihn redselig. Er nimmt gerne das Wort und fängt, wenn er sich nähert, schon von weitem zu sprechen an. Besonders scheint ihm die Jugend seines Rates bedürftig.

Der Oberflächlichkeit seiner Bildung und dem Wunsche, für einen feinen Mann zu gelten, entspricht es, daß er sich eine formelle Zierlichkeit angeeignet. Er öffnet seinen Tabaksbeutel mit Anmut. Seine Segenswünsche begleitet er, während die Herzen der Anderen von Rührung überquellen, mit höflichen Verbeugungen. Er spricht mit lebhaftem Interesse von der alten Sitte, eine Heirat durch einen Hausfreund zu vermitteln, und wir können ihm zutrauen, daß er einen solchen Auftrag mit Feinheit und Artigkeit ausgerichtet hätte. In seiner Apotheke mag es sehr sauber ausgesehen haben, und nach dem Beispiele der Herren und Damen

auf den Wandgemälden in seinem Gartensaale überreichte er gewiß die Pillenschächtelchen höflichst mit spitzen Fingern.

Es kostet wenig, diesem Philister gegenüber den Simson zu machen. Indessen war es unmöglich des Dichters Absicht, das schöne Bild seines Gedichtes durch die Einführung eines lächerlichen oder verächtlichen Menschen zu entstellen. Die Schwächen des Apothekers sind belustigend, aber sie vertreten nur die dunkele Farbenlage, von der sich die lichtvolle Natur der übrigen Personen abhebt. Der Mann ist auch nicht immer im Unrecht. Sein „Eile mit Weile" war sehr passend angebracht, als man eine vorschnelle Entscheidung des hitzigen Vaters besorgen mußte. Mit einem niedrig gesinnten und langweiligen Manne würden der Gastwirt und der Geistliche nicht auf einem so vertrauten Fuße umgegangen sein. Er ist dienstfertig, wenn es kein Geld kostet, lebhaft, gesprächig, selbst durch seine Einseitigkeit unterhaltend, und bisweilen mag ihm ein trockener Scherz in den Mund kommen, der mehr Witz enthält, als er selber weiß, wie wenn er dem Pfarrer vorhält:

Leib und Gebein ist nicht zum besten verwahret,
Wenn die geistliche Hand der weltlichen Zügel sich anmaßt.

Der Richter der Gemeinde.

Wir lernen den Richter als Schultheiß der Vertriebenen nur im Vorübergehen kennen, und obgleich er nichts Bedeutendes ausführt, sondern nur die Schicksale der Gemeinde erzählt, hinterläßt seine Erscheinung einen sehr bestimmten und würdigen Eindruck. Ja spräche er keine Silbe, wir würden ihn für einen bedeutenden Menschen halten. Die Dichtung erreicht dies dadurch, daß sie auf seine Persönlichkeit die Wirkungen einer großartiger Situation überträgt. In dem kleinen Städtchen sind bis dahin das Straßenpflaster, eine verdeckte Wasserleitung, eine kurze Landstraße für Rat und Bürgerschaft eine wichtige Angelegenheit gewesen, für manchen Einzelnen kommt es in Frage, ob nicht der neue Abputz des Wohnhauses in der teuern Zeit ein gar zu verwegenes Unternehmen sei. Da hört man, daß eine gewaltsame Aufregung das ganze Nachbarland ergriffen habe, daß auf eine erhabene Begeisterung ein furchtbarer Niederschlag gefolgt sei, daß Raub und Mord die Welt ver-

wüste. Ganze Gemeinden flüchten mit den Trümmern ihres Wohlstandes und ihres häuslichen Glückes aus der Heimat über die Grenze. Eine von ihnen rastet in der Nähe des Städtchens. An ihre friedliche Beschränkung gewöhnt, erblicken die Bürger auf einmal den schweren Ernst des Schicksals. Dieses ist es, was der Gemeinde und namentlich ihrem Oberhaupte eine tragische Würde mitteilt. Der alte Dorfrichter hat selbst die ganze schwungvolle Erhebung erlebt und wieder auch die ganze Bitterkeit vieler Leidensjahre gekostet, erschütternde Erfahrungen sind durch seinen Geist gegangen, und es ist ihm selbst, als ob bereits ein graues Alter auf seinem Haupte liege, obgleich die Kraft noch lebendig ist. Das Schicksal giebt dem schlichten Landmanne eine Überlegenheit, die sogar der Geistliche empfindet, da ihm selbst ein solcher Lebensernst doch nur aus Schriften bekannt ist. Mit bescheidener Unterordnung begrüßt er daher den würdigen Vater als einen Josua oder Moses, und als ihm dessen Mitteilungen von einer zu herben Lebensauffassung durchdrungen scheinen, kleidet er seinen Einwand in die mildeste Form.

So hat Goethe dem Richter von vornherein durch seine Stellung, die ihn zum Mittelpunkte eines tragisch erhöhten Lebensbildes macht, eine gehaltvolle Idealität verliehen, und daraus müssen wir uns den Eindruck seiner Persönlichkeit erklären; denn die wenigen Einzelnheiten, die uns sein besonnenes und thätiges Walten in diesen verworrenen Zuständen veranschaulichen, würden nicht eine solche Wirkung hervorbringen. Wollte man allein auf diese Einzelheiten achten und deshalb hervorheben, wie der Dorfrichter einmal seinen Leuten ihre Unverträglichkeit vorhält, wie er abberufen wird, weil man seiner ordnenden Hand bedarf, wie er die Kinder, die sich im Getümmel verloren, der Mutter zurückbringt, so würde man Mühe haben, von diesen Dingen, die auch einem weit geringeren Manne zugeschrieben sein könnten, die Größe des Charakters abzuleiten. Diese liegt nicht in solchen einzelnen Handlungen, sondern in seiner ganzen Stellung, und eher könnte geltend gemacht werden, daß seine Erzählung von den Leiden der Gemeinde sich zu einem Zeitgemälde erweitert, wie es nur ein Mann von gebildetem, klar und lebhaft aufnehmendem Geiste aufzustellen vermag. Gleich-

wohl sollte der Richter uns damit nicht aus dem Kreise der schlichten Landleute entrückt scheinen, und nicht ohne Absicht läßt Goethe ihn für seine Tabakspfeife eine Gabe löblichen Knasters empfangen.

So sind denn alle diese Personen wie aus dem Leben gegriffen und nach dem Leben dargestellt. Zugleich hat aber jeder Charakter seine bestimmten Grundzüge, die im Verhältnis zu einander und zu den Umständen mit durchdachter Folgerichtigkeit entwickelt sind; in dieser Einheit, Vollständigkeit und Wahrheit liegt ihre ästhetische Idealität. Sie sind ferner nach ihrem Stande, ihren Sitten, ihren Lebensumständen naive Menschen; aber ihr Geistesleben ist bei aller Einfachheit von einem so verständigen Sinne, von einer so gemütvollen Herzlichkeit erfüllt, daß wir mit ihnen in eine höhere sittliche Welt eintreten, und darin liegt ihre ethische Idealität. Dies ist die rechte Verschmelzung des Ideales und der Natur; auf ihr beruht die unverwelkliche Schönheit des Gedichtes.

Die Naivetät des epischen Stiles.

Zu der Naivetät des dargestellten Lebens kommt nun die Naivetät der Darstellung selbst hinzu, durch die sich Hermann und Dorothea, obwohl es eine so neue Kunstschöpfung ist, an das griechische oder altdeutsche Volksepos anreiht. Das Wesen und die schöne Wirkung des naiven Stiles offenbaren sich hauptsächlich in drei Eigentümlichkeiten: in der Objektivität, in der plastischen Sinnlichkeit und in der scheinbaren Absichtslosigkeit bei der Anordnung und Ausführung.

Die Objektivität.

Sie fordert, daß Charaktere, Handlungen, Begebenheiten und was sonst der Inhalt der Darstellung ist, in der Erzählung nur als etwas thatsächlich Vorhandenes ans Licht treten, ohne daß der Dichter seine Gedanken über die Gegenstände oder seinen Anteil an ihnen durch

ein Zwischenreden kundgiebt. Hieraus folgt natürlich keineswegs, daß das epische Gedicht nicht wie jedes andere Erzeugnis der Kunst durchaus ein Werk der Subjektivität sein sollte. Was in dem Gedichte für thöricht und abscheulich oder für wahr, groß und liebenswert gilt, das hat dem Dichter selbst dafür gegolten. Das Ideal, nach dem die Charaktere, Handlungen und Umstände sich abstufen oder gemessen werden, ist eben sein eignes Ideal. Was uns froh oder schmerzlich bewegen soll, das hat ihn ebenso bewegt. Mit einem Worte, seine ganze Schöpfung ist nichts anderes als die Entfaltung seines eignen Innern, und mag die Welt, die er schildert, von ihm nicht erfunden, sondern aus Sage und Geschichte entlehnt sein, er stellt sie, indem der gegebene Stoff durch seinen Geist hindurchgeht und sich in ein Gebilde seiner gestaltenden Phantasie verwandelt, unter dasselbe Gesetz, das er persönlich als das Maß des Vernünftigen, Rechten und Schönen erkannt hat und liebt. In diesem Sinne ist also auch das naive Epos völlig subjektiv. Die Darstellung des Epikers aber, die Mitteilung durch das Wort, soll uns nicht zeigen, wie ein Lebensbild erst im Geiste des Dichters entsteht, sondern sie soll uns ein klares und in sich vollendetes Dasein überliefern, das mit dem Dichter nichts mehr zu schaffen hat, und dieser selbst ist, da er abgeschlossene Ereignisse der Vergangenheit berichtet, nicht mehr Dichter, sondern nur Erzähler. Aus diesem Verhältnis, in das sich der naive Dichter zu seinem Werke setzt, entspringt für ihn selbst die so genannte epische Ruhe. Das Wechselspiel der Ereignisse, der Streit der Interessen, der Gegensatz der Ansichten und Neigungen bringt zwar die Personen aus dem Gleichmaß der Stimmung, nicht aber ihn selbst, da er im voraus von der friedlichen Entwickelung und dem heitern Ausgange jeder Entzweiung unterrichtet ist und die ganze Handlung von ihrem ersten bis zu dem letzten Augenblick überblickt. Daher wird seine Sprache bei der Darstellung empfindungsvoller Szenen und aufgeregter Gemütszustände zwar eine lebhaftere Bewegung und eine leise lyrische Färbung annehmen, aber schneller als die Personen sich sammeln, kehrt er selbst zu dem schlichten, leidenschaftslosen Tone der Erzählung zurück. So ist Goethes Sprache hier durchaus einfach, bisweilen beinahe lässig; nicht das

Wort, sondern die Sache soll wirken. Zwar schafft sich die Bedeutsamkeit der Gegenstände mitunter unwillkürlich einen sinnlich starken und volltönenden Ausdruck, aber der Dichter verschmäht jenen rhetorischen Schwung und Glanz, die für sich selbst Effekt machen oder der Wirkung der Dinge nachhelfen wollen. Daher bewahrt sich die Erzählung bei aller Lebendigkeit des Fortschreitens stets so viel Ruhe, daß sie mit Leichtigkeit von dem ernsten Pathos zum Gewöhnlichen, ja zum Scherze übergeht und, ohne daß ein Abfall die Einheit stört, uns auch Nebendinge mit homerischer Umständlichkeit vor Augen stellt. Für den Leser hat diese Objektivität des Stils die Folge, daß sich ihm die Gegenstände selbst in aller Reinheit als wirkliche Thatsachen darstellen, indem er den Dichter vergißt und kaum das anspruchslose, geflügelte Wort gewahr wird. Erst wenn jede Vermittelung der Art fortfällt, fühlen wir uns in eine Wirklichkeit versetzt, die uns mit völliger Illusion, nicht wie ein Phantasiebild, sondern wie das Leben selbst ergreift und zum Mitleben nötigt. Musäus hat seine „Volksmärchen der Deutschen" auf eine gewandte und geistvolle Weise erzählt. Aber die mancherlei Anspielungen und feinen Scherze, der ironische Ton, die gebildete Sprache machen uns eine ruhige Aufnahme der Gegenstände unmöglich; wir hören nicht mehr die Legende, sondern wir nehmen nur wahr, wie diese kindlichen Sagen sich in dem Geiste eines Schriftstellers abspiegeln, der am unrechten Orte die Bewußtheit der modernen Kultur höher schätzte als den Zauber der Naivetät. So pflegte auch Wieland durch Reflexionen, launige Einfälle, durch eine mutwillige Ironie oder auch durch sympathetische Kundgebungen die Aufmerksamkeit von den Gegenständen der Erzählung auf seine Persönlichkeit abzulenken. Nur im „Oberon" und in „Geron dem Adeligen" hat er mehr Selbstverleugnung bewiesen.

Wenn aber der Dichter, jede persönliche Einmischung vermeidend, sich damit begnügt, die Thatsachen reden zu lassen, so darf uns dies dennoch nicht zu der Meinung verleiten, daß die epische Ruhe sich zu einer stumpfen Gleichgültigkeit gegen Personen und Ereignisse, die ihn beschäftigen, steigern müsse. Goethe bemerkt einmal über Hermann und Dorothea (Tag- und Jahreshefte 1796): „Mit Leichtigkeit und Behagen war das Gedicht geschrieben und es

teilte diese Empfindungen mit. Mich selbst hatte Gegenstand und Ausführung dergestalt durchdrungen, daß ich das Gedicht niemals ohne große Rührung vorlesen konnte, und dieselbe Wirkung ist mir seit so vielen Jahren noch immer geblieben." Sollte nun dieser Anteil an Personen und Sachen nicht auch in der Darstellung selbst hervortreten? Es ist im einzelnen nicht der Fall, außer daß der Dichter einmal gegen den Schluß, wo er eine Pause macht, im eignen Namen das Wort nimmt und für das liebende Paar die Gunst der Musen erbittet. Wohl aber hat die tiefe Freude an dem Bilde, das sich unter seiner Hand gestaltete, dem ganzen Tone der Sprache und Darstellung ihren Geist eingehaucht. Natur und Menschen, Umstände und Begebenheiten sind der Art, daß Leben aus Leben quillt; das innige Behagen an einer so gehaltvollen und anmutig blühenden Existenz, die tiefe heitere Rührung, die bei der Wahrnehmung des sittlich Vollkommenen unsere Seele erfüllt, diese volle idyllische Befriedigung, die das Gedicht dem Leser einflößt, ward von dem Dichter schon während der Darstellung selbst empfunden und machte, daß ihm für jeden Gedanken ein lebendiges, taufrisches und herzliches Wort in den Sinn kam.

Es giebt noch eine indirekte Subjektivität. Sie besteht darin, daß der Dichter seine eigenen Gedanken und Empfindungen, die selbst auszusprechen ihm das Gesetz der Objektivität verbietet, den Personen in den Mund legt, obgleich diese sie nach ihrem Standpunkte oder nach den Umständen gar nicht haben können. Melchthal hört in Schillers Tell die Blendung seines Vaters und ruft: „O eine edle Himmelsgabe ist das Licht des Auges ꝛc." Die Worte sind schön, aber sie gehören nicht Melchthal, sondern dem Dichter; denn kein Sohn würde, wenn ihn der erste Schmerz ergreift, imstande sein, mit so viel Bewußtheit die Himmelsgabe des Augenlichtes zu preisen. Von der Verirrung zu einer Subjektivität dieser Art ist Hermann und Dorothea ganz frei geblieben.

Die plastische Sinnlichkeit.

Der naive Mensch beschäftigt sich nicht mit Begriffen, die er von den Dingen abzieht, sondern mit Vorstellungen, in denen Be-

griff und Sache ungeschieden sind. Demgemäß verlangt auch die Naivetät des epischen Stiles einerseits, daß das Konkrete selbst in kräftigen Umrissen und mit seinen hervorstechenden Eigentümlichkeiten vor die Phantasie tritt, andrerseits aber auch sogar, daß das Geistige nicht auf abstrakte Weise auseinandergesetzt wird, sondern, mit einer Gestalt bekleidet, sich in Thatsachen kundgiebt und in Handlungen darlegt.

So erhält der einfache sinnliche Gegenstand sein bezeichnendes Beiwort. „Des Birnbaums lastende Zweige", „der kräftig strotzende Kohl", „der wohlumzäunte Weinberg", „das herrlich nickende Korn", „die wohlgezimmerten Scheunen" erinnern an Homers Vorgang, ohne daß es zu dieser Redeweise seines Beispiels bedurfte.

Oft hat der Dichter auch von einem zusammengesetzten Gegenstande mit wenigen Worten ein höchst anschauliches Bild entworfen. Ein bewundertes Beispiel dieser Art ist:

Als ich nun meines Weges die neue Straße hinanfuhr,
Fiel mir ein Wagen ins Auge, von tüchtigen Bäumen gefüget,
Von zwei Ochsen gezogen, den größten und stärksten des Auslands
Nebenher aber ging, mit starken Schritten, ein Mädchen,
Lenkte mit langem Stabe die beiden gewaltigen Tiere,
Trieb sie an und hielt sie zurück; sie leitete klüglich.

Wie lebhaft stellt sich uns das Dorf vor Augen,

Wo in Gärten und Scheunen und Häusern die Menge von Menschen
Wimmelte, Karrn an Karrn die breite Straße dahin stand.
Männer besorgten das brüllende Vieh und die Pferd' an den Wagen;
Wäsche trockneten emsig auf allen Hecken die Weiber,
Und es ergetzten die Kinder sich plätschernd im Wasser des Baches.

In anderen Fällen geht die Darstellung sehr ins Einzelne. Der Dichter erzählt eine Handlung mit allen Nebenumständen und nach ihrem ganzen Verlaufe. Wir glauben den Bericht eines Augenzeugen zu hören, und die Sache wird uns mit täuschender Wahrheit so nahe gerückt, daß wir sie selbst zu beobachten

glauben. Die ganze Kindlichkeit des homerischen Zeitalters wird sich der neuere Dichter dabei freilich nicht aneignen können. Läsen wir etwa: die Mutter beschloß nun im Herzen, hinauszugehen und Hermann zu suchen; sie hob also mit der Rechten die eiserne Klinke auf, öffnete die schön gezimmerte Thüre und schritt über die Schwelle rc., so würde diese Stelle in der Odyssee vielleicht nicht sehr befremden. In der neueren Poesie wird jedoch die sogenannte epische Breite nur bei Gegenständen von einigem Interesse an ihrem Platze sein. Es giebt aber ein sinnlich und sittlich anziehendes Bild, wenn ein junger Landwirt seinen mutigen Pferden das zierliche Geschirr auflegt und sie an das Spazierwägelchen spannt; hier findet sich bei Goethe die homerische Ausführlichkeit gewiß sehr wohl angebracht.

Wenn wir über Vorgänge, die für die Haupthandlung nicht so wichtig sind, nur einen allgemeinen Überblick erhalten sollen, hebt der Dichter dennoch ein besonderes Ereignis hervor, bei dem er verweilt. Der Apotheker erzählt von der Verwirrung und Bedrängnis, mit der die Vertriebenen auf dem Dammwege dahinziehn. Es ist nicht genug, daß sich seine Schilderung aus lauter Thatsachen zusammensetzt; zu dem allgemeinen Elend kommt als besonderer Unfall der Umsturz eines Wagens hinzu.

Mit gleicher Lebendigkeit stellt sich uns die Feuersbrunst dar. Während Schiller in dem Liede von der Glocke die Wirkung durch eine schwungvolle, stürmische Schilderung erzielt, schlägt der Epiker einen ganz andern Weg ein. Er ersinnt eine Reihe von einzelnen Umständen und Szenen, und diese Bestimmtheit giebt der Erdichtung die Wahrheit einer wirklichen Thatsache. Es war im heißen Sommer an einem Sonntag, die Leute waren auf die Dörfer hinausspaziert, das Feuer kam am Ende der Stadt aus; erst brannten die Scheunen, dann die Straßen, man rettete Kasten und Betten auf den Anger vor der Stadt rc.

Zu der plastischen Sinnlichkeit gehört aber ferner, daß selbst das Innere sich äußerlich darlegt. Der Dichter rühmt nirgends die freundliche Dienstfertigkeit Dorotheens; er läßt uns dafür sehen, wie sie die kranke Wöchnerin geleitet, wie sie die erbetene Leinwand verwendet und das Kind wickelt, wie sie das

säuerliche, erquickende Wasser herbeiholt 2c. So ist es durchweg mit der Charakteristik der Personen; es ist kein Zug angegeben, zu dem sich nicht Handlungen als Belege fänden, ja aus diesen Handlungen wird uns erst die Gemütsbeschaffenheit und der Charakter der Personen bekannt. Hier muß man sich auch das Verfahren des Dichters recht deutlich vorstellen. Für manches Drama oder Epos ist es schon eine Auszeichnung, wenn sich zu jeder Eigentümlichkeit, welche die Personen an sich haben sollen, eine entsprechende Handlung findet. Ein rechter Dichter wird sich aber nicht damit begnügen, seine Charakteristik nur mit Beispielen zu belegen; er fragt sich bei jeder Situation, in der sich seine Personen befinden, wie sich diese ihrem Wesen nach benehmen müßten, und läßt sie in jedem einzelnen Falle nach ihrer besondern Eigentümlichkeit handeln, sollten auch schon andere Szenen diesen oder jenen Zug deutlich dargelegt haben. Dem Apotheker ist z. B. eine übergroße Vorsicht eigen; diesen Charakterzug zu veranschaulichen, könnte es hinreichend scheinen, wenn wir erfahren, er habe seine besten Sachen eingepackt, ehe noch der Feind die Grenze überschritten, er traue keinem Menschen, wie er denn auch zu der Prüfung Dorotheens den Vorschlag macht. Hätte nun Goethe da, wo sich Hermann von den älteren Freunden trennt, bloß gesagt, daß diese ohne ihn zurückfuhren, so würde gewiß niemand etwas vermißt haben. Sein Apotheker macht aber beim Einsteigen Umstände, er ist durch des Pfarrers Versicherung, daß er im Fahren Übung habe, nur halb getröstet; er schweigt zwar höflich, aber denkt doch ans Hinabspringen. Jetzt sehen wir erst, daß es mit dem Charakter des Mannes in Widerspruch gestanden hätte, wenn ihm die weltlichen Zügel in der geistlichen Hand kein Bedenken erregt haben würden. Diese durchgängige Bestimmtheit gehört zu den größten Vorzügen unsres Gedichtes, und wir werden sie nur antreffen, wenn es die Natur einem Dichter zur Gewohnheit gemacht hat, sich alles Innere als Thatsachen zu denken.

Endlich ist als ein besonderes Mittel der sinnlich plastischen Darstellung die dialogische Form zu betrachten. So lange erzählt wird, erfahren wir die Begebenheit nur durch die Vermittelung des Dichters. Diese tritt jedoch ganz zurück,

sobald die Pesonen selbst redend eingeführt werden, und wir gelangen zu einer unmittelbaren Wahrnehmung, als ob wir bei den Ereignissen selbst zugegen wären. Die Erzählung beschränkt sich darauf, die Situationen einzuleiten, und der Dialog führt die Handlung weiter. In diesem Punkte ist unser Gedicht durchweg homerisch. Goethe hat aber sogar das, was zu anderen Zeiten und an anderen Orten geschehen, nicht selbst erzählt, sondern er läßt die Personen bei ihren Gesprächen für sich eintreten, und solche Episoden sind allemal ausreichend motiviert. Die Erzählung von dem Brande, der die Stadt heimgesucht, übernimmt z. B. die Mutter für den Dichter, und als Anlaß dazu wird Hermanns Ausspruch benutzt, daß ein tüchtiger Mann sich gerade in gefährlichen Zeiten nach einer Lebensgefährtin umsehe. Dorotheens Kampf mit den bübischen Soldaten erzählt wieder nicht der Dichter, sondern der alte Landmann, und zwar durch eine Bemerkung des Pfarrers veranlaßt. Dies Verfahren ist auch bei Beschreibungen beobachtet. Das Aussehen des Städtchens lernen wir besonders aus Äußerungen des Wirtes kennen, das Haus des reichen Kaufmanns wird von dem Apotheker beschrieben, die Fruchtbarkeit und Anmut der Landschaft von Hermann geschildert u. s. w.

In einem Punkte hat der Dialog jedoch nicht gänzlich die Weise des naiven Volksepos und namentlich der homerischen Dichtung beibehalten. In dieser nämlich bewegt sich das Gespräch, wenn es nicht dramatisch in die Handlung eingreift, gewöhnlich darum, daß die Personen einander über Zustände und Ereignisse Mitteilungen machen, niemals aber nimmt es einen reflektierenden Ton an, so daß Ansichten entwickelt und Meinungen ausgetauscht würden. Bei Goethe hat der Dialog ebenfalls sehr oft einen sachlichen epischen Inhalt, da in ihn, wie eben angedeutet wurde, Erzählungen und Schilderungen einfließen. Es ist aber eine unabweisliche Forderung der neuern Zeit, daß die Dichtung ihre Personen jetzt mit der sittlichen Welt in eine nähere Verbindung bringt; hat sie nun außerdem einen weit geringern Reichtum an äußerm Leben, als daß sie den Personen genug Raum geben könnte, ihr Inneres allein durch Handlungen darzulegen, so muß sie das reflektierende Gespräch zu Hilfe nehmen und dahin streben, daß das Gemüt

sich schon durch die Auffassung der Dinge kenntlich macht. Goethe sagt einmal (Deutsche Sprache und Verwandtes): „Einsicht und Charakter des Menschen offenbart sich am deutlichsten im Urteil; indem er ablehnt, indem er aufnimmt, bekennt er, was ihm fremd blieb, wessen er bedarf; und so bezeichnet, unbewußt, jedes Alter auf jeder Stufe den gegenwärtigen Zustand, den Kreis eines durchlaufenen Lebens." Demgemäß setzt in unserm Gedichte jede Person ihre Angelegenheit nach einem tiefer liegenden Gesichtspunkte auseinander, ja sie erhalten alle Gelegenheit, sich über einen bedeutenderen Gegenstand auszusprechen, wobei gewöhnlich der Pfarrer die Widersprüche ausgleicht und alles ins rechte Licht stellt. Viele Gedanken nehmen sogar die runde Form eines Denkspruches an, und Goethe hat in dies kurze Gedicht wirklich mehr Sentenzen eingeflochten, als man aus dem ganzen Homer zusammenbringen könnte. Wohl zu beachten aber ist, daß alle oder doch fast alle diese Sentenzen (nämlich mit Ausnahme einiger von dem hochgebildeten Pfarrer gesprochenen) schlichte Wahrheiten aussprechen, die nach Art der Sprichwörter Allgemeingut des Volkes sind oder sein könnten, ohne Anspruch auf besondere Tiefe oder Neuheit, wie sie der Lebenserfahrung und Bildungsstufe der Personen, denen sie in den Mund gelegt werden, durchaus entsprechen und wie sie dem deutschen Kleinbürger von Alters her geläufig und wert sind. (Vergleiche hierüber Hehn, Über Hermann und Dorothea, S. 110 ff.)

Oft pflegt der naive Dichter die Anschaulichkeit der Darstellung durch Gleichnisse zu erhöhen; darin weicht Goethe von Homer ab, denn es findet sich in dem Gedichte nur ein einziges, nämlich das am Anfange des siebenten Gesanges, und dieses ist nicht einmal ein homerisches, kaum ein naives zu nennen. Sonst sind allerdings noch Zusammenstellungen der Art vorhanden, die zu Gleichnissen hätten ausgebildet werden können, z. B. der frohe Tanz um die Freiheitsbäume und der Hochzeitsreigen, das Gute, zu dem die Not anregt, und das im Schutte eines abgebrannten Hauses aufgefundene Gold und Silber, das unsichere Vertrauen zu einem neuen Glücke und das Schwanken des Bodens unter den Schritten eines Schiffers, der eben gelandet. A. W. Schlegel meint, die Gleichnisse Homers hatten im Ernst und nicht bloß zum Schein den

Zweck, etwas deutlicher zu machen. Für die damaligen Zuhörer war es ein wirkliches Bedürfnis, eine recht sinnlich faßliche Vorstellung von der geschilderten Sache zu bekommen In der modernen Nachahmung sei das Gleichnis in einen gelehrten Zierat ausgeartet, so daß häufig das Bekanntere mit dem Fremderen, das Menschliche mit der tierischen Welt, die unsrer Beobachtung weit entfernter liegt, auch wohl das Körperliche mit dem Geistigen verglichen werde (Werke, herausgeg. von Böcking, Bd. 11, S. 218). Es giebt wohl noch einen andern Grund, warum Hermann und Dorothea hierin nicht dem naiven Stile folgt. Homer selbst braucht die Gleichnisse in der Odyssee weit sparsamer als in der Ilias und zwar deshalb, weil die lange Kriegsgeschichte und die endlose Reihe der Schlachtgemälde in der letztern durch solche Naturbilder auf eine angenehme Weise unterbrochen werden sollten, in der Odyssee aber dazu keine Veranlassung war. Die italienischen Epiker und selbst Ladislav Pyrker, Wildenbruch ꝛc. aus einer jüngern Zeit haben eine Menge von Gleichnissen, die einen ganz angenehmen Kontrast zu den Blutszenen bilden. Nun lacht uns aber aus Goethes ganzem Gedichte die frische Schöpfung entgegen; was sollten da noch Gleichnisse aus der Natur? Tapeten mit Blumen- und Tierstücken mag man an den Wänden der Säle aufhängen; in einem blühenden Garten wären sie wohl ein überflüssiger Schmuck.

Die scheinbare Absichtslosigkeit bei der Anordnung und Ausführung.

Der Dichter läßt seine Haupthandlung von Anfang bis zu Ende in einem festen, gleichmäßigen Gange fortschreiten. Es ist jedoch zugleich seine Absicht, uns mit dem weitern und engern Schauplatz der Begebenheiten, ja mit den Zeitverhältnissen, aus denen sein Gegenstand als ein besondres Lebensbild hervortritt, möglichst genau bekannt zu machen. Wir sollen auch die Personen nicht bloß nach ihrem Anteile an der Entwickelung der Haupthandlung kennen lernen; sie sollen uns als wirklich lebende Menschen erscheinen und müssen daher sowohl eine vollere Charakteristik erhalten, als auch durch andere Interessen und sonstige Erlebnisse

eine bestimmte Existenz gewinnen. Viele Romanschreiber schicken ihrer Erzählung eine ausführliche Lokalschilderung oder eine Charakteristik der Personen voraus. Sie berauben den Leser des Vergnügens, selbst zu beobachten, Schlüsse zu ziehen und sich ein Ergebnis zusammenzustellen. Sie vergessen, daß uns solche Einleitungen über Gegenden, Sitten, Zeitumstände, Personen nicht interessieren können, ehe uns alles durch den Zusammenhang mit der Haupthandlung interessant geworden ist. Sie legen bisweilen später die Vorgeschichte der Personen als eine Episode ein, die der Leser gewöhnlich überschlägt, weil sie nur den Fortgang der Haupthandlung unterbricht. In dem naiven Gedichte muß es zugehen, wie in dem Leben selbst. Die Personen, mit denen wir bekannt werden und in Verkehr treten, erzählen uns nicht gleich, was ihnen bis dahin Gutes und Übles begegnet ist, sondern wir erfahren das nach und nach im vertrauten Gespräche und bei besonderen Anlässen; sie überreichen uns auch nicht ein Verzeichnis ihrer Vorzüge und Untugenden, so daß wir nachher nur aufzumerken haben, ob ihre Reden und ihr Betragen auch dem Signalement entsprechen. Während es die Sache der bewußten Reflexion ist, ein fertiges Ganze nach seinen Teilen auseinanderzusetzen, gehen der naive Mensch und der naive Dichter in allem von Einzelheiten der Erfahrung aus. So finden wir auch in unserm Gedichte nirgends eine zusammenhängende und erschöpfende Charakteristik der Personen oder einen solchen zur Ergänzung eingeschobenen Bericht über ihre Verhältnisse, ihre bisherigen Erlebnisse, die Beschaffenheit ihrer nähern Umgebung und die bedenklichen Zeitereignisse, sondern wir müssen uns das alles aus einzelnen, durch das ganze Gedicht hin zerstreuten Äußerungen zusammenstellen. Wir erfahren einiges aus Hermanns Kindheit, es werden uns aus der Jugendgeschichte seiner Eltern manche sprechende Züge überliefert, wir hören, was Dorothea bis zur Auswanderung erlebt und gethan, wir gewinnen ein Bild von dem Besitztum des Wirtes, von dem Aussehen des Städtchens und einzelner Gebäude 2c. Jede dieser Mitteilungen ist zwar an ihrem Orte motiviert, aber die eigentliche Absicht des Dichters, sein Gesamtbild von den Personen und Gegenständen mehr und mehr zu vervollständigen, giebt sich

dabei in nichts zu erkennen. Eben die scheinbare Zufälligkeit zusammenstimmender und zusammenwirkender Angaben erhöht die Wahrheit der Erzählung, und in dieser Planlosigkeit bewährt sich natürlich die höchste Feinheit der künstlerischen Anordnung.

Es ist lohnend, eine so hervorstechende Eigentümlichkeit des naiven Stiles nach einer besondern Richtung hin zu verfolgen. Eine Mauer, an der man zu beiden Seiten im rechten Winkel weiter bauen will, zeigt uns an ihren Enden eine Reihe von vorspringenden Zapfen, die bestimmt sind, später in die Ansätze einzugreifen; die anzusetzenden Stücke erhalten dann ebenfalls ihre Zapfen, mit denen sie dort in die offen gebliebenen Lücken eindringen. Der Handwerker nennt diese Verbindung eine Verzahnung. Goethe selbst übertrug den Ausdruck auf eine ähnliche Wechselbeziehung epischer Momente. Der Dichter ist nämlich darauf bedacht, daß wir einen Gegenstand, der uns an einer Seite anziehen soll, schon weit früher kennen lernen, und wiederum läßt er manches, womit er uns bekannt gemacht, nicht aus der Erzählung verschwinden, sondern noch einmal oder auch öfters wiederkehren. Die entsprechenden Stellen des Gedichtes greifen dann wie bei jener Verzahnung ineinander, und jede zeugt dann gleichsam für die Wahrheit der andern.

Wenn man ein Gedicht allein zum Genusse liest, scheint uns das, was am natürlichsten ist, auch das Leichteste für die Ausführung gewesen zu sein, und man vergißt, daß die Handlung mit ihren Einzelheiten dem Dichter nicht als ein fertiger Stoff vorlag, sondern daß er so vieles erst ersinnen und mit dem Übrigen in Übereinstimmung bringen mußte. Gewiß sind die meisten von den in Zusammenhang stehenden oder verzahnten Momenten, die wir in den ersten Teilen einer Dichtung lesen, erst nachträglich um des Folgenden willen eingeschaltet, und manchmal, worauf wir später hinweisen wollen, lassen sich auch in Hermann und Dorothea solche gleichsam erst nachher eingefugte Zähne noch erkennen. Jetzt finden wir freilich alles sehr natürlich, doch ward es darum nicht minder mit höchstem Fleiß und Kunstsinn ausgedacht.

Die erste Art der Verzahnung besteht darin, daß wir von Personen und Gegenständen, die uns beschäf-

tigen sollen, durch eine vorhergehende Ankündigung Kenntnis erhalten. Hermann mußte, als guter Sohn, wenigstens den Versuch machen, bei der Wahl einer Gattin den Wünschen des Vaters nachzukommen. Er erzählt im 2. Gesange den ärgerlichen Vorfall im Hause des reichen Kaufmanns. Hier faßt ein Zahn aus dem 1. Gesange ein, denn wir hörten schon, daß dieser Mann mit seinen Töchtern im offenen Staatswagen hinausgefahren war, um das Elend der Vertriebenen zu sehen, und der 3. Gesang zeigt ihn uns nochmals als den Besitzer eines stattlich geschmückten Hauses. — Der Dichter dankt im 9. Gesange den Musen dafür, daß sie dem trefflichen Jünglinge zu guter Vorbedeutung schon vor der Verlobung das Mädchen an die Brust gedrückt. Hermann fing sie nämlich mit den Armen auf, als sie im Weinberge auf den ungleichen steinernen Stufen ausglitt. Die Unsicherheit dieses Weges scheint uns hier nicht zu einem besondern Zwecke erfunden, da wir schon vorher, im 4. Gesange, die Mutter über dieselben unbehauenen Platten begleitet. — Dorothea gedenkt in der letzten Szene ihres ersten Verlobten, den eine erhabene Begeisterung in den Tod getrieben. Eine beiläufige Äußerung des Dorfrichters machte uns bereits im 6. Gesange darauf aufmerksam, daß sie einen solchen Verlust zu ertragen gehabt. — Bisweilen enthalten die Ankündigungen etwas Prophetisches. Dorothea muß bei ihrem Eintritt in das Hans eine bittere Kränkung erleiden; bestätigt sich nicht ihr scherzhafter Einfall, daß es Verdruß bedeutet, wenn

nicht fern von der Schwelle der Fuß knackt?

In dem letzten Gesange steht die geliebte Braut des Sohnes noch eine Weile mit dem Bündelchen unter dem Arme als Magd vor ihren Schwiegereltern; welche wunderbare Erfüllung, welche wunderbare Änderung in der Sachlage und in der Ansicht des Vaters, da dieser am Anfange des Gedichtes sich auf das heftigste gegen eine Schwiegertochter erklärte, die „als Magd mit dem Bündel hereinkommt".

Eine zweite Reihe von Verzahnungen ist bestimmt, etwas Vorangehendes zu bestätigen. Hier haben ein Umstand oder ein Ereignis an der Stelle, wo sie zuerst stehen, eine größere Bedeutung, aber es wird doch später gelegentlich auf sie Bezug ge-

genommen Der Vater freut sich im 1. Gesange über das günstige Wetter, denn morgen, am Montage, soll die Ernte anfangen; im 8. Gesange bei dem Gewitter und bei dem Birnbaume, unter dem die Schnitter ihr Mahl halten, vergessen weder Hermann noch der Dichter der morgenden Ernte. — Dorothea bittet am Dammwege um etwas Leinwand für das nackende Kind; Goethe läßt uns später sehen, wie sie am Rastorte die erhaltene Gabe verwendet. — Sie hatte in der Heimat einige junge Mädchen beschützt; die Mädchen, die wir nachher, als die älteren Töchter der Wöchnerin, bei der Mutter in der Scheune finden, sind dieselben. — Dorothea war mit ihren Krügen an den Lindenbrunnen gegangen, weil man im Dorfe das Wasser verdorben. Obgleich hier, wo sie mit Hermann zusammentrifft, ein ganz andres Interesse rege wird und kein Leser eine Lücke in dem Zusammenhange der Begebenheiten empfinden möchte, wenn des Wassers nicht weiter gedacht würde, führt der Dichter auch diesen Umstand zum Abschlusse.

Da tranken die Kinder,
Und die Wöchnerin trank, mit den Töchtern, so trank auch der Richter.
Alle waren gelezt und lobten das herrliche Wasser,
Säuerlich war's und erquicklich, gesund zu trinken den Menschen.

Da muß uns der folgenreiche Gang zu dem Brunnen wohl ganz natürlich erscheinen! — Endlich noch ein geringfügiges Beispiel, welches eben darum von der größten Sorgfalt zeugt: im 5. Gesange heißt der Anger am Lindenbrunnen

den Bauern und nahen Städtern ein Lustort.

Nun erzählt der Apotheker gegen das Ende des Gedichtes von einer Spazierfahrt, die er als Knabe mit seinem seligen Vater gemacht. Der Dichter hatte durchaus keinen Anlaß, irgend einen Ort zu nennen, dennoch läßt er, zur gelegentlichen Bestätigung jener Angaben, die Kutsche zum Lindenbrunnen hinausfahren, und wir freuen uns, daß man sich schon vor fünfzig Jahren am Sonntage unter den schönen Bäumen vergnügt hat.

Manchmal ist das eine Moment nicht dem andern untergeordnet, und sie verbinden sich nur zur stärkern Wirkung. Unter dem Birnbaume hatte Hermann des fremden Mädchens gedacht, des freundlichen Gestirnes, das mit einem flüch-

tigen Lichtstrahl sein Herz erhellt, um es in tieferes Dunkel zu versenken; hier hatte er der Mutter seine Sehnsucht geklagt und auf das Fenster seines Dachstübchens hingezeigt, wo er so manchen Abend, so manchen Morgen seine Vereinsamung empfunden. Der Tag ist noch nicht vergangen, und er sitzt mit dem geliebten Mädchen unter demselben Baume; ja als regte sich in den leblosen Dingen eine magische Kraft, um in der Seele des Menschen, ihm unbewußt, eine verwandte Ahnung zu erwecken, auch Dorothea blickt von hier bei dem taghellen Mondlichte nach einem Giebelfenster hinüber; ihr dünkt, sie zähle die Scheiben, und Hermann sagt mit schüchterner Hoffnung:

Das ist unsere Wohnung, in die ich nieder dich führe,
Und dies Fenster dort ist meines Zimmers im Dache,
Das vielleicht das deine nun wird; wir verändern im Hause.

Viertens bemerken wir bei der Verzahnung, daß ein Moment nicht bloß verschiedene Szenen des Gedichtes durch seine Wiederkehr in eine Wechselbeziehung bringt, sondern daß es mehrmals und in mannigfacher Weise als Motiv in Wirkung gesetzt wird. Das Städtchen sollte durch ein denkwürdiges Ereignis eine epische Belebung erhalten, es sollte ferner mit dem reinlichen Schmucke neuer Häuser dem Gedicht einen gefälligen Schauplatz darbieten; vermutlich hat Goethe ursprünglich zu diesem Zwecke jenen Brand erdichtet. Nun aber, wenn dieser Scherz erlaubt ist, beutet er den Brand so gründlich aus, wie Caleb Balderstone (in Walter Scotts Braut von Lammermoor) das Feuer auf der Stammburg des Junkers von Ravenswood. Dem Apotheker, dieser personifizierten Ordnungsliebe und Wirtlichkeit, greift es ans Herz, daß die Auswanderer bei der Rettung ihrer Habe mit so wenig Überlegung zu Werke gegangen; es ist dieselbe Unbedachtsamkeit, die ihn vor zwanzig Jahren bei dem Brande verdrossen. Hermann verbindet sich mit einem Mädchen, das durch die Verwirrung und Gefahr der Zeit herbeigeführt ist und während andere froh sind, nicht für Weib und Kind sorgen zu dürfen. Die Eltern freuen sich über seinen Mut, doch sie können sich auch auf ihr eignes Beispiel berufen, denn als sie ihr Hauswesen gründeten, lag die Stadt in Asche. Der Vater rät Hermann

ein begütertes Mädchen zu wählen; aller Anfang sei schwer, am schwersten der Anfang der Wirtschaft; er selbst hatte dies bei dem Brande erfahren. Vater und Mutter haben von Natur ein schönes menschliches Gefühl; bei jenem Brande sahen sie bedenklich und traurig nach ihren verlorenen Tieren. Der Wirt ist ein rühriger, nach einiger Auszeichnung strebender Mann; der Brand giebt ihm Gelegenheit, sich mehrere Jahre hindurch als Bauherr hervorzuthun. Er blickt mit demütigem, doch festem Vertrauen in die Zukunft; der Brand hat ihn gelehrt, daß Gott zwar hart strafe, aber nicht ewig zürne. Mag Frankreich unser gesegnetes Vaterland mit einer wilden Zerstörung bedrohen, immer erblüht aus den Ruinen ein neues und reicheres Leben; so wie jetzt hat das Städtchen vor dem Brande nicht in Flor gestanden.

Wie vielfach brauchbar erwies sich der abgelegte Schlafrock
mit indianischen Blumen,
Von dem feinsten Kattun, mit feinem Flanelle gefüttert!

Er bezeichnet des Wirtes Freude an dem Soliden, denn einen solchen Stoff kriege man nicht wieder, zugleich seine Liebe zur Gemächlichkeit, denn er hat ihn ungern abgelegt. Er dient dazu, die Geschenke für die Vertriebenen zu individualisieren und bekundet der Mutter wohlthätigen und verständigen Sinn, da sie, als ob ihr ein himmlischer Geist zugesprochen, für die nackte Notdurft eine passende Gabe erwählt. Er gab Hermann in der Kindheit Anlaß, sich mit Eifer des Vaters anzunehmen, wenn die Knaben über die indianischen Blumen spotteten. Seine Verwendung für den Säugling weist auf Dorotheens freundliches Herz hin, und der alte Kattun ist das Zeichen, woran sie im Dorfgarten vom Apotheker erkannt wird. Ja er behält für die Folge eine sittliche Wirkung, denn beim Abschiede bittet Dorothea die Wöchnerin, wenn sie ihren Säugling mit der warmen Hülle bekleide, der Güte Hermanns zu denken, der dann auch sie selbst nähre und kleide.

Schließen wir mit einem kühnen Worte von Winckelmann: „Hohe Kunstwerke sind zugleich als die höchsten Naturwerke nach wahren und natürlichen Gesetzen hervorgebracht worden. Alles Willkürliche, Eingebildete fällt zusammen, da ist die Notwendigkeit, da ist Gott."

II. Historische Einleitung.

Das sentimentale arkadische Idyll von Opitz bis Geßner; das ideal-naive Idyll Vossens als Wegweiser zur Verjüngung der homerischen Dichtung durch Goethe.

Das deutsche Idyll ist so alt wie unsere neuere Poesie überhaupt, ja man kann sagen, daß diese sich in der Gestalt des Idylls verjüngte. Von Italien ausgehend, machte der Schäferroman im 16. und 17. Jahrhundert seine Runde durch die Welt, indem er Portugal, Spanien, Frankreich und England durchzog; mit Opitzens „Schäferei von der Nymphe Hercynie" (1630) wurde er auch in Deutschland heimisch, und hier waren die Verhältnisse derart, daß man ihm auf halbem Wege entgegenkam. Viele Jahre hindurch hatte man nur das Getümmel des Krieges, nur die blutigen Missethaten wilder Leidenschaften vor Augen gehabt, selbst als die Wut des Streites sich erschöpfte, konnten das äußere und das sittliche Leben nur sehr langsam die Folgen der Verwüstung überwinden, und es war daher natürlich, daß man sich glücklichere Zustände wenigstens in den Träumen der Phantasie als gegenwärtig vorstellte.

Das Idyll wurde noch aus einer andern Ursache begünstigt. Das Mittelalter hatte nur die Dichtkunst ausgebildet und war mit der Entwickelung der Prosa im Rückstande geblieben. Da traten mit der Herstellung der klassischen Studien die Wissenschaften in den Vordergrund, und die Kultur richtete sich mit gleicher Einseitigkeit hundert Jahre lang fast allein auf die Erkenntnis. Das Herz verlor darüber die Beweglichkeit und Zartheit des Gefühls, das nur noch in der Religion eine Zuflucht fand, oder, wenn es

nicht geschehen kann, daß das Gemüt so stumpf und steinern wird, man verlernte wenigstens die Kunst, seiner Empfindung — außer der religiösen — Worte zu geben. Als Opitz auftrat, sah man den Endzweck und Gipfelpunkt der Geistesbildung darin, daß die Gesinnung von einer stoischen Strenge und Kälte durchdrungen wurde, daß eine nüchterne Verständigkeit das Gefühl nicht nur leitete, sondern womöglich gar nicht aufkommen ließ. Damit verschloß sich das Herz auch jener idealen Schwärmerei, welche die Jugend zur Blütezeit des Lebens macht und von jeher der hauptsächlichste Inhalt der Lyrik gewesen ist. Man wird sich an jene merkwürdige Erscheinung erinnern, daß die Dichter des 17. Jahrhunderts in den Vorreden zu ihren Werken, mit einer eifrigen Verwahrung gegen jeden ehrenrührigen Verdacht, den Leser versichern, die Empfindungen, welche sie in ihren Liedern aussprächen, seien ihnen in der Wirklichkeit völlig fremd. Sie befanden sich in einer seltsamen Lage. Der dichterische Idealismus begann in ihrem Geiste wieder rege zu werden, aber bei der zur Herrschaft gelangten nüchternen Denkart wagten sie es nicht, ihn in einem unmittelbaren Ausdruck hervortreten zu lassen. Da griffen sie begierig zum Idyll, das ihnen eine Aushilfe darbot. Als Schäfer maskiert scheuten sie sich nicht, der Natur und den Frauen leidenschaftliche Huldigungen darzubringen; die Gespräche und die Lieder der Strephon, Korydon u. s. w. nahmen jenes Entzücken, jene Sehnsucht, jene Klagen auf, die sonst als das Zeichen einer unmännlichen Gesinnung nirgends laut werden durften, und selbst fromme Dichter, wie Friedrich von Spee, kleideten sich in die Tracht der Hirten, um für ihre innigen religiösen Empfindungen eine freie Sprache zu gewinnen. So erhielten die idyllischen Elemente in der Poesie das Übergewicht. Es wurde zu Nürnberg ein eigner poetischer Schäferorden gestiftet, man verherrlichte öffentliche und häusliche Feste durch allegorische Schäferspiele, die gesamte erotische Lyrik stellte sich die Frauen unter den Namen der Doris und Phyllis, der Lesbien, Chloen, Cynthien als Schäferinnen vor, welche Sitte durch das 18. Jahrhundert hindurchging, wie sich denn sogar bei Goethe und Uhland noch zärtliche Schäferlieder finden. Die Poesie und das bukolische Idyll (Hirtengedicht) wurden als eins betrachtet; für die ursprüngliche

Identität derselben sollte das Altertum mit seinem Pan, dem musizierenden Hirtengotte, zeugen, mit Apollo, der manchmal Herden weidete, ebenso die Bibel, da König David, der fromme Sänger, unter Hirten erwuchs.

Diese ältere idyllische Richtung der Poesie ist nun durchaus sentimental, weil sie sich auf die Sehnsucht nach einem aus der wirklichen Welt verschwundenen idealen Zustande gründet. Schon über 100 Jahre vor Goethes Werther suchen die Dichter, voll tiefen Widerwillens gegen die Städte und ihre verbildeten, entarteten Sitten, eine Zuflucht in der ländlichen Einsamkeit. Am liebsten versetzten sie sich in das goldene Zeitalter, in den glücklichen Naturstand der arkadischen und der biblischen Hirten. Die Gegenwart bietet ihnen für die Anschauung des Vollkommnen keinen Anhalt; sie entlehnen der Phantasie ein Land, das eine andere Natur und andere Menschen hat. Dieses empfindsame Sehnen nach der idyllischen Idealität durchdringt die Poesie des 17. Jahrhunderts; hat auch kein Werk von einigem Werte solche Ahnungen mit Bewußtheit ausgebildet und in eine dichterische Gestalt gekleidet, so sieht man sie doch allenthalben hervorbrechen.

Im 18. Jahrhundert erweiterte sich der Gesichtskreis mehr und mehr, bis durch Klopstock, Lessing, Herder andere Begriffe von der Dichtkunst, andere Ziele und Gegenstände der Darstellung, andere Ideale in Aufnahme kamen. Das idyllische Element verschwand nicht sogleich; es pflanzte sich noch lange in der Lyrik, in kleinen Dramen und Opern fort, und es blieb ein wichtiger Bestandteil des biblischen Epos und der malerischen Naturgedichte. Endlich trat es unvermutet noch einmal in einer glänzenden Gestalt hervor. Salomon Geßner führte das aus, was die Dichter an der Pegnitz im Sinne gehabt. Einsam, nur mit sich lebend, war er in den Bergen der Schweiz erwachsen. Er kannte nichts Süßeres, als bald auf eine freie Felsspitze, bald in eine rauhe Waldschlucht, bald in ein stilles Thal zu wandern und da, an Baum oder Quell gelagert, sich seinen Träumen zu überlassen. Ist es nicht merkwürdig, daß dem Schweizer seine Heimat nicht reizend genug war, daß er an dem Naturstande seines Volkes, den Haller in seinen „Alpen" (1729) mit Begeisterung geschildert, keine idyllische Seite

entdecken konnte? Geßner ging wieder in das goldene Zeitalter zurück, in das Arkadien der ältern Schäferdichtung, von dem er behauptet, daß es gewiß einmal dagewesen. Seine Idyllen (1756) übten eine bezaubernde Wirkung. Nie hatte man die Natur und den Menschen in diesem verklärenden Lichte gesehen. Doch leider beschränkte sich das Ideal Geßners fast ausschließlich auf das Zarte und Zierliche. Seine vollkommenen Menschen waren nur Personifikationen schmelzender Empfindungen, ihr Leben bestand nur im Genuß und Austausch solcher Empfindungen, wie die Darstellung selbst sich in eine gefühlsschwelgerische Seelenmalerei verlor. Der beschreibende Teil der Idyllen hatte einigen Wert; denn hier wurden nicht, wie bei Brockes in seinem „Irdischen Vergnügen in Gott“, einzelne Naturgegenstände nachgezeichnet, sondern ganze Landschaftsbilder entworfen. Die Einzelheiten traten zu malerischen Gruppen zusammen, Licht und Schatten waren gehörig verteilt, die Gestalten im Vordergrunde hatten sehr bestimmte Umrisse. Die entsprechende Wirkung wurde durch eine überaus wohlklingende und stimmungsvolle Prosa erhöht. Gleichwohl kam in diese Landschaftsdichtung kein frischer, kräftiger Ton, weil auch das Wilde und Düstere mit Zierlichkeit behandelt wurde, wobei es seinen Charakter einbüßte. Die Idyllen Geßners zeugen von einem zarten Gemüt und von einem bedeutenden und gebildeten Talente, aber sie sind dennoch nur Kunstwerke für den Nipptisch. Geßners Dichtungsweise bezeichnet den äußersten Punkt, bis zu dem ein Idyll vorschreiten kann, das sich grundsätzlich von der Naivetät lossagt und das Ideale nicht in der Wirklichkeit aufsucht, sondern in einem völligen Gegensatz zu ihr findet. Geßner konnte nicht mehr übertroffen, sondern nur noch nachgeahmt werden. Am nächsten kam ihm Xaver Bronner in seinen „Fischergedichten“ (1787), der an die Stelle der Hirten die Fischer setzte und seine Personen etwas mehr zu individualisieren suchte.

Die Poesie der Sturm- und Drangperiode (in den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts) hat vorzugsweise den Namen der Naturdichtung. Sie wollte gar keine Ideale, sondern nur anziehende und bedeutende Momente aus dem wirklichen Leben zu ihrem Gegenstande nehmen und sie ohne Rücksicht auf die über-

lieferten Kunstgesetze, allein nach ihrer natürlichen Gestalt mit Lebendigkeit und Treue darstellen. Man denke sich nun das Idyll im Verhältnis zu dieser Naturdichtung. Daß sich der alte arkadische Idealismus hätte behaupten sollen, scheint eine Unmöglichkeit; eher konnte das Gegenteil eintreten, es konnten Genrebilder mit derben realistischen Zügen zum Vorschein kommen, oder das Idyll konnte, wenigstens als besondere Dichtungsgattung, gänzlich verschwinden. Wirklich hatten die Geniedichter, wie ihre eigne Brust des jugendlichen Ungestümes voll war, eine entschiedene Vorliebe für die leidenschaftlichen Gewaltthaten der Titanen, für den trotzigen Kampf derselben mit dem Schicksale, für Ereignisse und Frevel, die das Herz erstarren machen, und in einer solchen Umgebung war für das Idyll kein Raum vorhanden. Seltsamerweise mischte sich jedoch in diesen Titanismus wieder auch die weichste Sentimentalität. Man liebte an Ossian in gleichem Maße das thatkräftige Heldentum und die düstere Melancholie. So waren Goethes Werther und Millers Siegwart nicht weniger Kundgebungen des Zeitgeistes als das Behagen an Prometheus und Faust, an Medea und Niobe. Das Idyll starb nicht aus; es mußte nur, gemäß den verworrenen Bestrebungen dieses Künstlergeschlechtes, die verschiedensten Elemente in sich aufnehmen, und noch sonderbarer war es, daß die bunte Mannigfaltigkeit in die Dichtungen eines und desselben Mannes, nämlich des Malers Friedrich Müller, eindrang. Die groteske Ungeschlachtheit der faunischen Natur („Bacchidon und Milon", „Mopsus"), die rührselige Überschwenglichkeit und Verzärtelung („Ulrich von Coßheim", „Adams erstes Erwachen"), das volksmäßig Charakteristische („Die Schafschur", „Das Nußkernen"), dies alles erscheint in seinen Idyllen (bis 1773) nacheinander und sogar vermischt, wie denn sein empfänglicher, doch ungebundener dichterischer Geist um Blumen aller Art zu gaukeln pflegte.

Die Mitglieder des Göttinger Hainbundes kehrten zuerst von der exzentrischen Naturdichtung zur Besonnenheit zurück, indem sie sich mit Klopstock wieder dem griechischen Prinzipe der Gemessenheit zuwendeten. Sie waren zum größten Teile auf dem Lande erwachsen und treue Freunde der Natur, wenn sie diese auch nicht mit feierlichem Pathos als die Offenbarung der Herrlichkeit Gottes

priesen, sondern sich mehr an ihrer sinnlichen Anmut erfreuten. Endlich erweckten die sozialen Ideen der französischen Politiker und Philosophen das schöne Verlangen, dem Bauernstande gerecht zu werden. Man bestrebte sich in philantropischem Sinne, ihn geistig zu heben und dadurch, daß man ihm in Schilderungen des Landlebens die dichterische Seite seiner Zustände zum Bewußtsein brachte, mit seinem Lose auszusöhnen. So ging denn ein idyllischer Grundton durch die Lyrik der Göttinger, bis Voß das Idyll selbst wieder herstellte und, was bis dahin nicht gelungen war, die rechte Form desselben entdeckte. Vossens erstes Idyll „Der Morgen" erschien 1776, von seiner berühmtesten „Luise" zuerst der zweite Gesang 1783. An die Stelle des arkadischen und biblischen trat jetzt das deutsche Idyll; und die sentimentale Behandlung wurde mit der idealisch naiven vertauscht. Durch diese Umwandlung hat sich Voß ein unbestreitbares Verdienst erworben. Sein Werk ist es, daß das Idyll die dichterische Seite des Lebens nicht mehr in Räumen und Zeiten sucht, welche außerhalb der Wirklichkeit liegen, sondern daß es sie in den Zuständen der Heimat, unter den Menschen, die mit uns leben, zu finden weiß. Sein Werk ist es, daß uns in dem Idyll nicht mehr bloße Personifikationen des phantastischen Idealismus begegnen, sondern wirkliche Menschen, Individuen mit bestimmten Eigenschaften. Erst jetzt konnte das Idyll Charaktere und Begebenheiten darstellen, in denen das wahre Wesen und Leben des Menschen auf eine gehaltvolle und anziehende Weise zur Anschauung kommt. Voß hat den Theokrit benutzt, derselbe war jedoch nicht sein eigentlicher Führer. Das Voßische Idyll ist nach Inhalt und Form aus der homerischen Dichtung hervorgegangen.

Goethe war in seiner Sturm- und Drangperiode für idyllische Momente nicht unempfänglich gewesen. Die Schilderung seines Verkehrs mit der Pfarrerfamilie zu Sesenheim ist ein herrliches Idyll, das sich jedoch zuletzt in unerquickliche Mißverhältnisse auflöst. Ebenso enthalten Werthers Leiden nicht nur eine Menge echter idyllischer Szenen, sondern die Tragik des Romans gründet sich größtenteils auf die brennende Begierde des Helden, mit der Natur

in eins zu verschmelzen. Doch diese Erinnerungen beweisen auch, daß der jugendliche Geist des Dichters noch zu unruhig war, um den Frieden zu suchen oder auch nur darzustellen. Erst die italienische Reise vollendete die schon in dem ersten Weimarer Jahrzehnt unter schweren inneren Kämpfen errungene Befreiung seiner Gesinnung und seiner Poesie von den Resten des Naturalismus. Fortan erfüllte das klassische Ideal seine Seele. Er erkannte und achtete den Grundsatz, daß die Natur, der Mensch, das Leben nach der unermeßlichen Fülle und Mannigfaltigkeit ihrer Erscheinungen, von dem tändelnden Reize hinauf bis zu einer kaum faßbaren Erhabenheit, sich uns nie anders als im Einklange mit den Gesetzen der Schönheit darstellen sollen.

Goethe hatte aber als Mensch und Dichter in seinem Wesen einen starken realistischen Zug, und daher waren ihm von den idealen Gestaltungen der Kunst keine so verständlich und innerlich verwandt, als diejenigen, in denen sich das Wirkliche selbst durch den ihm eignen Adel bewußtlos zum Schönen erhob. Diese idealische Natur oder diese naive Idealität fand er nirgends in solcher Vollkommenheit wie in der homerischen Dichtung. Homer war daher „sein Entzücken und seine Qual". Das Ziel, nach welchem hinzustreben er sich geschaffen fühlte, stand ihm mit völliger Klarheit vor Augen und doch schien es nicht mehr erreichbar, denn in der modernen Welt scheint das naive Epos eine Unmöglichkeit. Da zeigte ihm Voß durch seine „Luise" den Weg, auf dem dieses in unsrer Zeit sich wenigstens zum idyllischen Epos verjüngen könne. Es war von Voß unzweifelhaft in Sprache, Ton und Wahl des Lebenskreises der rechte Weg gefunden. Jetzt folgte ihm Goethe, um mit seinem reichen Geiste und Kunstvermögen der neuen Dichtungsgattung ein Werk abzugewinnen, das sich, nicht durch die Nachbildung bloßer Äußerlichkeiten, wohl aber durch die Aufstellung einer kernigen, gesund und zart empfindenden Menschennatur, durch die rein epische Entfaltung derselben, durch die Naivetät der Auffassung und Darstellung zu Homer in ein weit näheres Verhältnis setzt, ein Werk, das idyllische Elemente nur zu epischen Zwecken verwendet.

Die Entstehung des Gedichtes und seine nächste Quelle.

Goethe schrieb an dem Gedichte mit inniger Freude*) und hielt es Zeit seines Lebens besonders wert; noch 1825 äußerte der Greis zu Eckermann: „Hermann und Dorothea ist fast das einzige meiner größeren Gedichte, das mir noch Freude macht; ich kann es nie ohne innigen Anteil lesen.“ (Vgl. auch oben S. 43.) Wie glücklich fühlt sich der Mensch, wenn der Gegenstand, der ihn beschäftigt, mit seinen teuersten Interessen zusammenfällt, wenn die Art der Behandlung, die ihm die Sache gebietet, zugleich seiner Natur und Neigung völlig gemäß ist, wenn die feste Überzeugung, daß er nicht fehl gehen kann, ihm das Gelingen verbürgt und die Wahrnehmung des Gelingens ihm mit jedem Tage die Hand sicherer und die Arbeit leichter macht. Hermann und Dorothea bestätigt, was Goethe in dem Aufsatze „Antik und modern“ bemerkt: „Jedes künstlerisch Hervorgebrachte versetzt uns in die Stimmung, in welcher sich der Verfasser befand. War sie heiter und leicht, so werden wir uns frei fühlen; war sie beschränkt, sorglich und bedenklich, so zieht sie uns gleichmäßig in die Enge.“ Und weiterhin: „Das Faßliche wird uns immer zuerst ergreifen und vollkommen befriedigen, ja wenn wir die Werke eines und desselben Dichters vornehmen, so finden wir manche, die auf eine gewisse peinliche Arbeit hindeuten, andere dagegen, weil das Talent dem Gehalt und der Form vollkommen gewachsen war, wie freie Naturerzeugnisse hervortreten.“

Über die äußere Geschichte der Entstehung und Ausführung des Werkes haben wir so genaue Nachrichten, daß sich mit völliger Sicherheit angeben läßt, wo und wann die einzelnen Teile ausgearbeitet sind. Es liegt dem Epos eine alte Erzählung zu grunde, die Goethe vermutlich schon im Jahre 1794 kennen lernte. Nach einer Bemerkung Schillers (an Körner 17. Okt. 1796) und noch mehr nach einer Notiz Böttigers (Litterar. Zustände und Zeit-

*) In einem Briefe an Körner (8. Dez. 1796) nennt er es „meine Liebe und meine Sorge.“ Als er am 17. Sept. 1796 den eben gedichteten 4. Gesang (nach jetziger Einteilung) bei Schiller vorlas, brach er tief ergriffen in Thränen aus. „So schmilzt man an seinen eigenen Kohlen“, sagte er, sich die Augen trocknend.

genossen Bd. 1, S. 74) dürfen wir annehmen, daß Goethe sich seit Ende 1794 mit der Idee zu Hermann und Dorothea getragen hat. Anfang Juli 1796 scheint er den Plan bestimmter ins Auge gefaßt, doch rasch wieder fallen gelassen zu haben; aber im Verlauf des August traten die Gestalten der Dichtung so lebhaft vor des Dichters Seele, daß er sie nicht verscheuchen konnte. Die Ausführung begann er im September zu Jena; zum 11. verzeichnet das Tagebuch, daß er die Versifikation angefangen habe; und nun schrieb er in raschem Zuge bis zum 19. zwei Drittel der Dichtung, nach der ursprünglichen Einteilung in 6 Gesänge die vier ersten, nach der jetzigen die sechs ersten Gesänge. Schiller, mit dem er während seines Aufenthalts in Jena (vom 18. Aug. bis 4. Okt.) im innigsten Verkehr stand, hatte Grund zu staunen über die „unbegreifliche Schnelligkeit und Leichtigkeit", mit der Goethe arbeitete, „indem er, gleichsam die reifen Früchte eines wohl angewandten Lebens vom Baume schüttelnd", in 9 Tagen hintereinander jeden Tag 150 Hexameter geschrieben habe. Nun erfolgte eine längere Unterbrechung und es wurde nur ab und zu an dem Fertigen nachgebessert. Die „fürchterliche Prosa", die ihn in Weimar umgab, war der Dichtung nicht günstig. Doch entstand Anfang Dezember die als Widmung gedachte Elegie „Hermann und Dorothea", und Anfang Januar des folgenden Jahres vollendete der Dichter das genaue Schema der Schlußgesänge. Mit Feilen und Bessern konnte sich seine gewissenhafte Sorgfalt gar nicht genug thun. Wilhelm von Humboldts, Böttigers und vor allem Schillers Urteil und Rat wurde immer wieder eingeholt. Im März, abermals in der Zurückgezogenheit zu Jena, fand sich die rechte Stimmung wieder; am 15. wurde das Gedicht beendigt, bis auf die letzten Reden Dorotheas und Hermanns, die erst am 7. Juni hinzukamen.

Jene alte Erzählung, die Goethe benutzt hat, muß man lesen, um nicht in den Irrtum zu geraten, daß sie bereits das Beste und Wichtigste darbot und nur in eine poetische Form zu bringen war. Sie ist ein roher Steinblock, nicht besser und nicht schlechter als tausend andere, und man erstaunt über den gewaltigen Geist des Dichters, der der Materie ein solches Leben eingehaucht hat. Auf

die Quelle Goethes wurde schon 1809 von einem Ungenannten (er unterzeichnete pseudonym „S. Johnson und Steevens") in Nr. 138 des Cottaschen „Morgenblattes für gebildete Stände" hingewiesen, indem er eine Stelle aus G. Göckings „Emigrationsgeschichte von denen aus dem Erzbistum Salzburg vertriebenen 2c. Lutheranern" (Frankf. u. Leipzig 1734) abdrucken ließ. Seitdem ist dieselbe Anekdote in mehreren Schriften, die von der Vertreibung jener Lutheraner (Ende 1731) handeln, aufgefunden worden. Mit unbedeutenden Abweichungen wird die Begebenheit so erzählt:*)

„In Alt-Mühl, einer Stadt im Oettingischen**) gelegen, hatte ein gar feiner und vermögender Bürger einen Sohn, welchen er oft zum Heyrathen angemahnet, ihn aber dazu nicht bewegen können. Als nun die Saltzburger Emigranten auch durch dieses Städtgen passiren, findet sich unter ihnen eine Person, welche diesem Menschen gefället, dabey er in seinem Herzen den Schluß fasset, wenn es angehen wolle, dieselbe zu heyrathen; erkundiget sich dahero bey denen andern Saltzburgern nach dieses Mädgens Aufführung und Familie, und erhält zur Antwort, sie wäre von guten, redlichen Leuten und hätte sich jederzeit wohl verhalten, wäre aber von ihren Eltern um der Religion willen geschieden und hätte solche zurückegelassen. Hierauf gehet dieser Mensch zu seinem Vater und vermeldet ihm, weil er ihn so oft sich zu verehelichen vermahnet, so hätte er sich nunmehro eine Person ausgelesen, wenn ihm nur solche der Vater zu nehmen erlauben wolle. Als nun der Vater gerne wissen will, wer sie sey, sagt er ihm, es wäre eine Saltzburgerin, die gefalle ihm, und wo er ihm diese nicht lassen wolte, würde er niemalen heyrathen. Der Vater erschrickt hierüber und will es ihm ausreden, er läßt auch einige seiner Freunde und

*) Yxem hat in v. d. Hagens Neuem Jahrb. d. Berl. Gesellsch. f. d. Sprache, Bd. 2, S. 137 ff. die vier bekannt gewordenen Erzählungen abdrucken lassen und verglichen; der hier mitgeteilte Bericht ist der älteste; er ist entnommen aus der kleinen Flugschrift „Das liebthätige Gera gegen die Salzburgischen Emigranten" (1732).

**) D. h. in dem ehemaligen Reichsfürstentum Öttingen, im schwäbischen Kreis, mit der gleichnamigen Hauptstadt an der Wörnitz. Schon Yxem machte darauf aufmerksam, daß es keine Stadt Altmühl und in jener Gegend überhaupt keine Ortschaft dieses Namens giebt.

einen Prediger ruffen, um etwa den Sohn durch ihre Vermittelung auf andere Gedancken zu bringen; allein alles vergebens. Daher der Prediger endlich gemeinet, es könne Gott seine sonderbare Schickung darunter haben, daß es sowol dem Sohne als auch der Emigrantin zum besten gereichen könne, worauf sie endlich ihre Einwilligung geben, und es dem Sohn in seinen Gefallen stellen. Dieser gehet sofort zu seiner Saltzburgerin und fragt sie, wie es ihr hier im Lande gefalle? sie antwortet: Herr, gantz wohl. Er versetzet weiter: Ob sie wol bey seinem Vater dienen wolte? Sie sagt: gar gerne; wenn er sie annehmen wolle, gedencke sie ihm treu und fleißig zu dienen, und erzehlet ihm darauf alle ihre Künste, wie sie das Vieh füttern, die Küh melcken, das Feld bestellen, Heu machen und dergleichen mehr verrichten könne. Worauf sie der Sohn mit sich nimmet und sie seinem Vater präsentiret. Dieser fragt das Mädgen, ob ihr denn sein Sohn gefalle, und sie ihn heyrathen wolle? Sie aber, nichts von dieser Sache wissend, meinet, man wolle sie vexiren, und antwortet: Ey, man solle sie nur nicht foppen, sein Sohn hätte vor seinen Vater eine Magd verlangt, und wenn er sie haben wolle, gedächte sie ihm treu zu dienen und ihr Brod wohl zu erwerben. Da aber der Vater darauf beharret und der Sohn auch sein ernstliches Verlangen nach ihr bezeiget, erkläret sie sich: Wenn es denn Ernst sein solte, so wäre sie es gar wohl zufrieden, und sie wolte ihn halten wie ihr Aug im Kopf. Da nun hierauf der Sohn ihr ein Ehe-Pfand reichet, greiffet sie in den Busen und sagt: Sie müsse ihm doch auch wol einen Mahl-Schatz geben; womit sie ihm ein Beutelchen überreichet, in welchem sich 200 Stück Ducaten befunden."

Die Campagne in Frankreich 1792 und die Belagerung von Mainz als die zweite Quelle des Idylls.

Goethe verlegte nun diese Begebenheit in eine neuere Zeit, ja in die Gegenwart. Dies konnte leicht geschehen, wenn er hauptsächlich nur das Schicksal des heimatlosen Mädchens ins Auge faßte und statt des religiösen Motivs ihrer Auswanderung, dessen Beibehaltung dem Gedichte einen ganz andern Charakter gegeben hätte, die mit der Revolution hereinbrechende Zerrüttung der bürgerlichen

und häuslichen Verhältnisse eintreten ließ. Zu diesem Umtausche drängte ihn seine Stellung zu den Zeitereignissen. Er bemerkt: „Wie mich niemals irgend ein Äußeres mir selbst entfremden konnte, mich vielmehr nur strenger ins Innere zurückwies, so blieben jene Nachbildungen des Zeitsinnes nur für mich eine Art von gemütlich tröstlichem Geschäft. Die ʻUnterhaltungen der Ausgewanderten', fragmentarischer Versuch, das unvollendete Stück ʻDie Aufgeregten' sind ebenso viel Bekenntnisse dessen, was damals in meinem Busen vorging; wie auch späterhin ʻHermann und Dorothea' noch aus derselbigen Quelle flossen, welche denn freilich zuletzt erstarrte." (Campagne in Frankreich, Münster, Nov. 1792.) Es giebt demnach für das Gedicht außer jener Emigrationsgeschichte noch eine andere Quelle: es sind Goethes eigne Wahrnehmungen und besondere Erlebnisse, es ist die sittliche Stimmung, die er sich in jener Zeit zu erwerben oder zu erhalten suchte, es ist außerdem die Ansicht von dem rechten Gehalt und Stile der Kunst, die ihn damals durchdrang.

Nun aber besitzen wir aus den Jahren, die der Abfassung des Gedichtes unmittelbar vorangingen, die Geschichte der „Campagne in Frankreich" (1792) und der „Belagerung von Mainz" (1793), von Ereignissen, bei denen Goethe gegenwärtig gewesen, nebst anderen biographischen Mitteilungen und mancherlei Bekenntnissen, die in diese Erzählungen aufgenommen sind. Es wäre daher an sich wunderbar, wenn nicht einiges, was in Hermann und Dorothea einen Platz gefunden, mit dem Berichte über das, was ihm zu jener Zeit in seinem äußern Leben begegnete, in Zusammenhang stünde. Eine solche Verwandtschaft ist aber wirklich vorhanden, denn das Gedicht knüpft an manche thatsächlichen Momente an, die uns dort mitgeteilt werden, und was wichtiger ist, es entsprich den sittlichen Bedürfnissen und künstlerischen Überzeugungen, die Goethe in jenen historischen Schriften als den Kern seiner damaligen Stimmung bezeichnet.

Ob wir uns als die Heimat der auswandernden Gemeinde das Elsaß oder die am linken Rheine gelegenen bayrischen oder hessischen Lande zu denken haben, das läßt sich nach der ältern

deutschen Kleidung Dorotheens oder nach der mutmaßlichen Weite des Weges, den die Flüchtigen bereits zurückgelegt, ehe sie bei dem Landstädtchen erschienen, nicht mit Sicherheit bestimmen. Nach gewissen Beziehungen auf die Mainzer Vorgänge könnte man sich für die jetzige bayrische Rheinpfalz und das westliche Rheinhessen entscheiden, und diese Annahme wird dadurch unterstützt, daß das Gedicht alsdann sehr genau mit der Geschichte übereinstimmt. Im Herbste 1792 nahm Custine Landau, Speier, Worms und endlich auch Mainz in Besitz. Damals ließ die gesetzgebende Versammlung, durch das Manifest und den Einmarsch des Herzogs von Braunschweig erbittert und begeistert, die Departements und die Heere einen neuen Eid schwören; man sollte nicht mehr dem Könige oder der Nation und dem Gesetze, sondern der Freiheit und Gleichheit huldigen. Gewiß haben in den Gegenden, durch die Custine nach Mainz zog, viele Deutsche, gleich den Mainzer Klubisten, die Verkünder der Menschenrechte mit den schönsten Hoffnungen begrüßt, als man die Botschaft vernahm

von der begeisternden Freiheit und von der löblichen Gleichheit,

die also damals gerade die neuen Stichwörter der Revolution geworden waren. Die Geschichte erzählt nun weiter, daß das ganze von den Franzosen besetzte Gebiet als erobertes Land behandelt und trotz der schönen Redensarten von Freiheit und Verbrüderung mit harten Lasten und Erpressungen heimgesucht wurde. Endlich hoffte man Erlösung,

und es wendete sich das Glück auf die Seite der Deutschen.

Dies könnte auf die Siege der Preußen und Österreicher gehen, die 1793 Mainz einnahmen, Custine vertrieben und den westrheinischen Deutschen die Unabhängigkeit zurückgaben. In dieser Zeit mag das betrogene Volk an den flüchtigen Franken Rache geübt haben. Wir vermissen nun in dem Gedichte eine Hinweisung auf die Ursache, aus der die Gemeinde eiligst die Heimat verläßt. Die Geschichte kommt uns zu Hilfe. Im Mai 1794 wurden die deutschen Heere wieder über den Rhein zurückgedrängt, die Franzosen nahmen abermals alles in Besitz und wüteten mit grausamer Lust

an Verheerungen und Mordthaten. Die Kommissare des Nationalkonvents rühmten aus der Pfalz, sie hätten den Bewohnern nichts übrig gelassen, als die Augen, um ihr Elend zu beweinen. Damals flohen die Familien in Scharen über den Rhein, und so könnte beim Beginn der Ernte auch die Gemeinde, von der das Gedicht erzählt, diesseits eine Zufluchtsstätte gesucht haben. In demselben Jahre 1794 fanden bereits Verhandlungen über den Frieden statt, den Preußen am 5. April 1795 zu Basel abschloß. Darin würde die Äußerung des Wirtes:

Müde schon sind die Streiter und alles deutet auf Frieden,

ihre Erklärung finden. Denn auch andere Deutsche beschwichtigten, wie Goethe selbst (Tag- und Jahreshefte, 1794) bemerkt, um 1794 ihre Furcht durch eine halbgegründete Hoffnung auf das gute Verhältnis Preußens zu den Franzosen. Es lassen sich gegen die Richtigkeit dieser Zusammenstellung einige Einwendungen machen, vor allem die, daß Goethe selbst am 5. Dez. 1796 an J. H. Meyer schrieb: „Die Zeit der Handlung ist ohngefähr im vergangnen August." Indes ist auf diese Bemerkung nicht zu viel Gewicht zu legen, da die geschichtliche Situation ihr widerspricht: im Juli 1796 hatten die Franzosen unter Jourdan und Moreau den Oberrhein überschritten und waren tief nach Süddeutschland eingedrungen; jener wurde erst durch die Siege des Erzherzogs Karl bei Teining, Amberg und Würzburg gezwungen, Ende September über den Rhein zurückzugehen, dieser hielt sich bis Ende Oktober auf deutschem Boden. Das Gedicht setzt also eine ganz andre Lage voraus. Jedenfalls ist in der ganzen Kriegsgeschichte der Zeit schwerlich etwas aufzufinden, was in dem Hergange der Begebenheiten mehr mit dem Gedichte übereinstimmte, als die oben erwähnten Begebenheiten.

Nun wollen wir aus jener Schrift über den Feldzug von 1792 und die Belagerung von Mainz einige Stellen anführen, die es wahrscheinlich machen, daß Goethe auch im besondern bei der Abfassung des Gedichtes von seinem eignen Anteil an der Geschichte jener Jahre manches verwendet hat. Als er aus Frankreich zurückkehrte, hörte er in Trier von den verwegenen und

glücklichen Unternehmungen Custines; er beklagte das unselige Neutralitätssystem, welches die nächsten Fürsten lähme, während die von revolutionären Gesinnungen ergriffene Masse desto lebendiger thätig sei. „Sollte man, wie Mainz bearbeitet worden, nicht auch die Gegenden und die nächst anstoßenden Provinzen zu Gesinnungen vorbereiten und die schon entwickelten schleunig benutzen?" (Campagne, Trier 29. Okt.). Der Dorfrichter äußert:

Waren nicht jener Männer, der ersten Verkünder der Botschaft,
Namen den höchsten gleich, die unter die Sterne gesetzt sind?

Dieselbe Begeisterung schildert Goethe in einem Berichte aus Pempelfort, wo er auf der Heimreise verweilte (November): „Lafayettes und Mirabeaus Büste, von Houdon sehr natürlich und ähnlich gebildet, sah ich hier göttlich verehrt, jenen wegen seiner ritterlichen und bürgerlichen Tugenden, diesen wegen Geisteskraft und Rednergewalt. So seltsam schwankte schon die Gesinnung der Deutschen; einige waren selbst in Paris gewesen, hatten die bedeutenden Männer reden hören, hatten handeln sehen und waren, leider nach deutscher Art und Weise, zur Nachahmung aufgeregt worden, und das gerade zu einer Zeit, wo die Sorge für das linke Rheinufer sich in Furcht verwandelte." Weiterhin berichtet er (am Schluß der „Campagne") von der Reinigung des Winkels zwischen Nahe und Rhein, dann (in der „Belagerung von Mainz" 1793) aus eigner Anschauung von den Kämpfen um Mainz und von der Rachelust der Mainzer, die beim Abzuge der Franzosen zwar nicht diesen, denn sie waren durch den Vertrag geschützt, aber den Clubisten grenzenlose Leiden zu vergelten trachteten (23. u. 26. Juli). Außerdem beweisen manche Einzelheiten einen Zusammenhang zwischen dem Gedichte und Goethes Erlebnissen auf diesen Feldzügen. Er selbst war mitten in dem Gewirr und Gewimmel einer mit ihrer Habe fliehenden Menge gewesen (Campagne 11. Okt.). Der Pfarrer sagt zu dem Richter:

Wolltet ihr aber zurück die traurigen Tage durchschauen,
Würdet ihr selber gestehn, wie oft ihr auch Gutes erblicktet.

Damit vergleiche man (Belagerung 26. Juli): „Einigermaßen erholte sich (in Mainz) unser Geist von alle dem Trübsal und

Jammer bei Erzählung mancher heroischen That der tüchtigen Stadtbürger." Der Richter erinnert sich nun der Heldenthat Dorotheens und hier folgt unmittelbar: „Man erzählte Wunder von weiblichen Heldinnen dieser Art, welche sich und andere glücklich gerettet," indem sie Bomben, die in die Häuser eingeschlagen, mit Lebensgefahr auslöschten. — Um einen hochherzigen Jüngling, wie Dorotheens ersten Verlobter, aufzustellen, dazu boten sich dem Dichter freilich unzählige Vorbilder dar. Möglicherweise hatte ihm jedoch eine „herzergreifende Familienszene zu Estain (Etain im Arr. Verdun) einen „schönen jungen Mann" unvergeßlich gemacht, der, „von den allgemeinen Gesinnungen hingerissen", nach Paris geeilt war und sich dort unter den Nationaltruppen hervorgethan, um zuletzt, unter seltsamen Umständen, dennoch in das Todesregister eingeschrieben zu werden (Campagne 11. Okt.). — In Sivry (Sivry-lez-Buzancy im Arr. Vouziers) hatte sich Goethe nebst vielen Leuten in einem Bauernhause einquartiert. Man erfreute sich an dem „idyllisch homerischen Zustande" der Wirtschaft. Eine alte deutsche Marketenderin erflehte sich die Öffnung der Thüre; da brachte sie eine blasse und entkräftete junge Frau herein und wies ein nacktes Kind vor, von dem jene auf der Flucht entbunden worden. Die Marketenderin forderte Speise und, wie Dorothea, auch Leinwand, das Kind hineinzuwickeln (Campagne 4. bis 6. Okt.). — Dorothea denkt an die artigen Sitten der Franzosen, die den Nachbarn zum Muster gedient,

Und so brachten bei uns, auf deutscher Seite, gewöhnlich
Auch die Kinder des Morgens mit Händeküssen und Knixchen
Segenswünsche den Eltern.

In jenem Hause zu Sivry sollen die Kinder zu Bette gehen. „Sie näherten sich Vater und Mutter ehrfurchtsvoll, verneigten sich, küßten ihnen die Hand und sagten bon soir Papa, bon soir Maman, mit wünschenswerter Anmut" (a. a. O.). — Dorothea kommt mit den Krügen an den Lindenbrunnen, weil

die unvorsichtigen Menschen
Alles Wasser getrübt im Dorfe mit Pferden und Ochsen
Gleich durchwatend den Quell —

In der Geschichte der Campagne heißt es (28. Aug.): „Ein Bach floß [am Lager bei Pillon] vorbei und bildete zwei klare Bassins, die beide sogleich von Menschen und Tieren sollten getrübt werden." — Der Apotheker des Gedichtes ist auf das Grottenwerk stolz, das seine Gäste mit den schön geordneten Muscheln und Korallen erfreut. Goethe gedenkt aber in dieser Reisegeschichte ebenfalls eines Düsseldorfers Apothekers, in dessen Hause sich eine Dame zwischen Muscheln und Korallen einquartieren mußte (Pempelfort, Novemb.). — Selbst einzelne Gedanken und Ausdrücke könnte man für Reminiscenzen halten. Mit den Worten des Richters:

Hat uns, rief er, noch nicht das Unglück also gebändigt,
Daß wir endlich verstehn, uns unter einander zu dulden

stimmt z. B. folgende Stelle (7. Oktober): „Nun aber war das Unglück eine milde Vermittlerin geworden, die uns auf eine teilnehmende Weise zusammenbrachte."

Sehen wir nun, wie außer dieser merkwürdigen Anlehnung des Gedichtes an mehr oder minder wichtige Thatsachen auch die

---

*) Nebenbei weise ich noch auf die „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten" (1793—95) hin, aus denen ebenfalls manches in Hermann nnd Dorothea wiederkehrt. Die Baronesse flieht mit ihrer Familie vor den Franken auf diese Seite des Rheins. Ihre Tochter brachte, durch den Schrecken ganz außer Fassung geraten, die unnützesten Sachen zum Aufpacken herbei. In dem Gedicht bemerkt der Apotheker, daß die Gefahr den Auswanderern alle Besinnung geraubt, so daß sie die Wagen mit alten Brettern und Fässern, dem Gänsestall und dem Käfig beladen. Jener Mahnung des Richters zur Friedfertigkeit entspricht es, wenn in den „Unterhaltungen" hervorgehoben wird, wie viel Ursache man habe, in schlimmen Zeiten alle Tugenden, besonders Unparteilichkeit und Verträglichkeit zu üben. Auch weiterhin ruft die Baronesse: O ihr Menschen, wird die Not, die euch unter Ein Dach, in Eine enge Hütte zusammen drängt, euch nicht duldsam gegen einander machen? In den „Unterhaltungen" wird erzählt, wie bei dem Einfalle der Franzosen der Aufruf zur Freiheit das Volk entzückte, wie sich aber sehr bald die Willkür und der Unterdrückungsgeist der Befreier offenbarten. Das Epos berichtet dasselbe von der auswandernden Gemeinde. Von der Baronesse erbat man sich Rat und Beistand „in manchen Fällen". Auch Dorothea dankt dem Richter, daß er ihr ein Vater gewesen „in mancherlei Fällen".

sittliche und dichterische Stimmung, aus der Hermann und Dorothea hervorgegangen, bereits in denselben historischen Aufsätzen vorbereitet erscheint. Goethe äußert in der „Zwischenrede", welche die Geschichte der Campagne von 1792 unterbricht: „Das Sehnsüchtige, das in mir lag, das ich in früheren Jahren vielleicht zu sehr gehegt und bei fortschreitendem Leben kräftig zu bekämpfen trachtete, wollte dem Manne nicht mehr ziemen, nicht mehr genügen, und er suchte deshalb die volle endliche Befriedigung". Hiermit erklärte er seinen Entschluß, sich auf dem Standpunkte der alten Dichter zu behaupten. Das sentimentale Ideal liegt außerhalb der Wirklichkeit, und seine Anschauung erregt die unendliche Sehnsucht; das naive Ideal des Homer liegt innerhalb der Welt, und aus seiner Wahrnehmung fließt die heitere Freude an einer edeln und dichterischen Gegenwart. Eine solche Umwandlung in Goethes Ansichten hatte die italienische Reise bewirkt; dies ist in der Elegie, die Hermann und Dorothea einleitet, es ist aber auch in jener Zwischenrede fast mit denselben Worten ausgesprochen. Nicht die Sehnsucht, sondern die volle Befriedigung sollte fortan seine Werke durchdringen. Ein Besuch in Duisburg stellte ihm die unerquicklichen Wirkungen der modernen Subjektivität vor Augen. Auf der Harzreise im Winter 1776, die er in der Zwischenrede erzählt, hatte er den unglücklichen Ostpreußen Plessing kennen gelernt und vergeblich aus seinem schmerzlichen, selbstquälerischen, düstern Seelenzustande zu reißen gesucht. Die dithyrambische Ode (Harzreise im Winter), welche er im Harze dichtete, zeugt von seinem tiefen Mitgefühl für den Verirrten. Von besondrer Bedeutung ist auch das Heilmittel, das er ihm empfahl. „Schon die allgemeinste Bekanntschaft mit der Natur, gleichviel von welcher Seite, ein thätiges Eingreifen, sei es als Gärtner oder Landbebauer, als Jäger oder Bergmann, ziehe uns von uns selbst ab; die Richtung geistiger Kräfte auf wirkliche, wahrhafte Erscheinungen gebe nach und nach das größte Behagen, Klarheit und Belehrung: wie der Künstler, der sich treu an der Natur halte und zugleich sein Inneres auszubilden suche, gewiß am besten fahren werde" (Campagne, Duisburg, November). In Duisburg fand er jetzt Plessing noch immer durch das Unerreichbare verdüstert.

Goethe selbst war genesen, indem er zur Natur zurückkehrte und sie jetzt nicht mehr mit der sentimentalen Überspanntheit Werthers auffaßte, sondern mit einer wahren Freude an ihrer friedlichen Selbstgenügsamkeit und an ihrem gesetzmäßigen und kräftigen Schaffen. Diese Naturliebe beherrschte ihn in dem Grade, daß er unter den Wirren des Feldzuges, als Forscher und Dichter thätig eingreifend, optische Untersuchungen anstellte und sich mit der Übersetzung des Reineke Fuchs in das heitere, neckische Treiben der naiven Tierwelt und in das freie Feld- und Waldleben versenkte.

Außerdem hatte ihn die wüste Fahrt nach Frankreich auf Haus und Herd, auf das teuerste Besitztum des still thätigen und in sich befriedigten Menschen hingewiesen. Er bemerkt in den „Tag- und Jahres-Heften" unter 1794: „Persönlicher Zeuge höchst bedeutender und die Welt bedrohender Umwendungen gewesen zu sein, das größte Unglück, was Bürgern, Bauern und Soldaten begegnen kann, mit Augen gesehen, ja solche Zustände geteilt zu haben, gab die traurigste Stimmung." Daher machte schon in Münster der fromme sittliche Kreis, den Freunde und Kinder um die Fürstin Gallitzin bildeten, auf ihn einen tiefen beruhigenden Eindruck (Campagne, Münster, November), und so wirft auch folgende Äußerung ein bedeutsames Licht auf die Bedürfnisse seines Herzens: „Wie düster in der letzten und schwärzesten aller Nächte meine Gedanken mochten gewesen sein, so wurden sie auf einmal wieder aufgehellt, als ich in das mit hundert und aber hundert Lampen erleuchtete Kassel hineinfuhr. Bei diesem Anblick entwickelten sich vor meiner Seele alle Vorteile eines bürgerlich städtischen Zusammenseins, die Wohlhäbigkeit eines jeden einzelnen in seiner von innen erleuchteten Wohnung und die behaglichen Anstalten zur Aufnahme der Fremden" (a. a. O.).

Faßt man nun diese Momente zusammen, so ist ersichtlich, wie der Dichter mit der Gewalt der Notwendigkeit zu der Entwerfung eines Werkes getrieben wurde, das nicht jene in die Welt hinausstrebende, heroische Thatenlust, sondern das idyllische Natur- und Familienleben im Gegensatze zu den Bedrängnissen der Anarchie und des Krieges darstellte. Nach Goethes damaligem Begriffe von dem Wesen des Schönen war aber keine Gefahr da, daß er nun

doch bloß den Genuß der Ruhe schilderte oder gar mit einem idealen Traumbilde der sentimentalen Sehnsüchtigkeit schmeichelte; denn er erklärte in Pempelfort (a. a. O.): „Das Schöne sei, wenn wir das gesetzmäßig Lebendige in seiner größten Thätigkeit und Vollkommenheit schauen, wodurch wir zur Reproduktion gereizt uns gleichfalls lebendig und in höchste Thätigkeit versetzt fühlen." Nach diesem Grundsatze läßt das idyllische Epos, wie wir oben erkannt haben, die volle Befriedigung aus dem zu einem frohen Mitleben erweckenden Anblick solcher Menschen hervorgehen, die in harmonischer Übereinstimmung mit sich und mit der Welt, an einem thätigen Walten in Natur und Haus ihre Freude haben, und deren Geist sich ebenso an der Schätzung sittlicher Lebenszwecke zu einer hohen Vollkommenheit entwickelt hat.

Demnach sind neben der alten Erzählung von den Salzburgern, aus welcher der rohe Stoff genommen wurde, Goethes innere und äußere Erlebnisse auf diesen Kriegsfahrten eine zweite Quelle des Gedichtes. Jeder einzelne Umstand, der an ein Moment der Dichtung erinnert, könnte für sich nur einen zufälligen Anklang zu enthalten scheinen, doch ist es unmöglich ein Zufall, daß sich so vieles Ähnliche aus derselben Zeit und in demselben Buche beisammen findet. Eine genauere Übereinstimmung muß man auch nicht erwarten; denn der Dichter greift, ohne sich an eine chronologische und örtliche Folge zu binden, in seine Erinnerungen zurück, stellt das Entlegene zusammen, verändert und veredelt das Einzelne, bis alles zum poetischen Gebrauche geeignet ist. Sonst ist ein unzweifelhafter Zusammenhang zwischen Hermann und Dorothea und den Erlebnissen Goethes nicht entdeckt worden. Man hat in dem geschilderten Landstädtchen Ilmenau zu finden geglaubt, wo er im Gasthause zum goldnen Löwen einzukehren pflegte und sich an der Harmonie erfreute, in der Gegend, Menschen, Klima, Thun und Lassen zu einander standen, wo bei einem mäßigen ökonomischen Streben das Handwerk überall zum Maschinenwerk überging und die Abgeschnittenheit nicht einen größern Verkehr mit der Welt ausschloß. Einige haben auf Artern in Thüringen, andere auf Buchsweiler im Elsaß geraten; beide Vermutungen halten indes

nicht Stich. Vielleicht haben Goethen aber nicht nur das Lokal, sondern auch bestimmte Personen vorgeschwebt, die er aus verschiedenen Gegenden hier an einen Ort versetzte, oder bestimmte Vorfälle, die er in die Handlung einflocht. In Dorothea meinte man Friederike Brion oder Christiane Vulpius oder Lili Schönemann*) wiederzufinden, in Wirt und Wirtin Goethes Eltern, in Hermann gar ihn selbst. Einzelnes stimmt, anderes widerspricht, weil eben der Dichter auch persönliche Züge von sich und solchen, die ihm nahestanden, ganz nach poetischen Erwägungen verwendete oder verwarf. Er selbst war dem Suchen nach Beziehungen zwischen seiner Dichtung und seinen Erlebnissen abhold. „Man will Wahrheit", sprach er 1826 zu Eckermann, „man will Wirklichkeit und verdirbt dadurch die Poesie." Auch die oben aufgezeigten Reminiscenzen haben nur Bedeutung als ein hinreichendes Zeugnis dafür, daß Goethe wirklich das Gedicht im Bewußtsein jener Vergangenheit, in der unmittelbaren Erinnerung an seine Erlebnisse bei jenem „wilden Kriegs- und Fluchtwesen", das gleichsam die Kehrseite der idyllischen Zustände bildet, verfaßt hat. Der Eindruck, den damals jene Wahrnehmungen auf ihn machten, die sittlichen und künstlerischen Anschauungen, die im Zusammenhange mit ihnen hervortraten, bewirkten, daß er die Geschichte der Salzburgerin in die Gegenwart verlegte, sie bestimmten die Auffassung und Behandlung des Stoffes, den Geist und Sinn des Gedichtes, und darum können wir mit Recht von einer zweiten Quelle desselben sprechen.

*) Daß das Schicksal der 1794 vor den Franzosen in bäuerlicher Verkleidung fliehenden Lili Goethen manchen Zug zu seiner Dorothea geboten habe, darf man Bielschowsky (s. Preuß. Jahrbücher Bd. 60, 335 ff. u. Bd. 69, 666 ff.) sicherlich zugeben, nicht aber, daß Dorothea im wesentlichen nichts anderes als die in Bauernkleider gesteckte Lili sei.

III. Erläuterung.

Hermann und Dorothea.

(Widmung.)

Also das wäre Verbrechen, daß einst Properz mich begeistert,
Daß Martial sich zu mir auch der Verwegne gesellt?
Daß ich die Alten nicht hinter mir ließ, die Schule zu hüten,
Daß sie nach Latium gern mir in das Leben gefolgt?
Daß ich Natur und Kunst zu schaun mich treulich bestrebte,
Daß kein Name mich täuscht, daß mich kein Dogma beschränkt?
Daß nicht des Lebens bedingender Drang mich, den Menschen, verändert,
Daß ich der Heuchelei dürftige Maske verschmäht?
Solcher Fehler, die du, o Muse, so emsig gepfleget,
Zeihet der Pöbel mich; Pöbel nur sieht er in mir.
Ja, sogar der Bessere selbst, gutmütig und bieder,
Will mich anders; doch du, Muse, befiehlst mir allein.

Goethe schrieb die Elegie zu Anfang Dezembers des Jahres 1796 (veröffentlicht erst 1800) zur Ankündigung seines epischen Gedichtes, als dieses halb vollendet war. Er beklagt sich zunächst darüber, daß man seine im Geiste des Properz verfaßten Römischen Elegien und die Venetianischen Epigramme, zu denen ihn Martial angeregt, nicht zu würdigen verstanden. Er werde jedoch, um solche Urteile (die namentlich von den durch die Xenien verletzten Litteraten gehässig verbreitet wurden) unbekümmert, stets nur seinem dichterischen Triebe folgen. Für das neue Gedicht erbittet er sich die besondere Gunst der Muse. Er deutet dessen Ursprung und Inhalt an und widmet es hauptsächlich gleichgestimmten Freunden,

die sich mit ihm an den Bildern des häuslichen und ländlichen Stilllebens erfreuen wollen. Das Epos enthält nun, wenn man von einem gewagten Worte der Mutter Hermanns absieht, durchaus nichts von jener naiven Sinnlichkeit, die man an den Elegien und Epigrammen tadelte. Da aber Goethe die neue Dichtung hier dennoch mit den letzteren zusammenstellt, so mag er wohl zugleich darauf hindeuten, daß man überhaupt, seit die Romantik sich zu regen begann, seinen treuen Verkehr mit dem Altertum nicht gerne sah. Dies aber habe ihn nicht abgehalten, abermals für eine Dichtung den hellenistischen Stil zu wählen.

3. Daß ich die Alten nicht hinter mir ließ, die Schule zu hüten,
Daß sie nach Latium gern mir in das Leben gefolgt?

Es ist wohl nicht ein Anschluß an die freiere Lebensweise der Alten gemeint, worauf die Vergleichung mit den römischen Elegikern führen könnte. Goethe fragt, ob man es ihm mit Billigkeit zum Vorwurf mache, daß er sein Studium der Alten nicht mit der Schulzeit beschlossen und daß er in Latium (auf der italienischen Reise 1786 bis 88) das Leben aufgesucht, welches sie geschildert, und daß er es geschildert habe mit derselben Offenheit wie jene.

5. Daß ich Natur und Kunst zu schauen mich treulich bestrebte,
Daß kein Name mich täuscht, daß mich kein Dogma beschränkt?

Viehoff bezieht dies auf des Dichters naturwissenschaftliche Studien und auf seine Auflehnung gegen Newtons Autorität. Damit ginge die Elegie jedoch auf etwas ganz Fremdartiges über, und wir müssen den Standpunkt des Künstlers im Auge behalten. Es ist bekannt, daß Goethe die Dichtungen der Alten erst in Italien recht zu verstehen glaubte, wo ihn eine gleichartige Natur umfing, und daß erst hier seine Begriffe im Anschauen der Kunstwerke und bei der Wahrnehmung der Wirklichkeit, aus der diese hervorgegangen, zur Klarheit gelangten. Er war ein Todfeind der bloßen Wortschälle, d. h. der Meinungen, die durch große Namen zu Glaubenssätzen geworden waren. Was er in Rom über die Schöpfungen der Maler des 16. und 17. Jahrhunderts bemerkt, läßt sich ohne Zwang auf sein Studium der Antike anwenden: „Wenn man nun gleich wieder die Natur ansehn und wieder finden und lesen kann, was jene ge-

funden und mehr oder weniger nachgeahmt haben, das muß die Seele erweitern, reinigen und ihr zuletzt den höchsten anschauenden Begriff von Natur und Kunst geben. Ich will auch nicht mehr ruhen, bis mir nichts mehr Wort und Tradition, sondern lebendiger Begriff ist" (Ital. Reise, zweiter Aufenthalt in Rom, den 27. Juni 1787).

9. Solcher Fehler, die du, o Muse, so emsig gepfleget,
Zeihet der Pöbel mich; Pöbel nur sieht er in mir.

Man verkenne das höhere geistige Leben, welches auch in jenen sinnlichen Dichtungen rege ist, weil man selbst eine gemeine Denkweise habe, und schreibe diese nun auch dem Dichter zu. Mit Beziehung auf die Gegenschriften, welche die Xenien hervorriefen, schrieb Goethe um dieselbe Zeit an Schiller (5. Dezemb. 1796): „Es ist lustig zu sehen, was diese Menschenart eigentlich geärgert hat, was sie glauben, daß einen ärgert, wie schaal, leer und gemein sie eine fremde Existenz ansehen."

Denn du bist es allein, die noch mir die innere Jugend
Frisch erneuest und sie mir bis zu Ende versprichst.
Aber verdopple nunmehr, o Göttin, die heilige Sorgfalt!
Ach! die Scheitel umwallt reichlich die Locke nicht mehr:
Da bedarf man der Kränze, sich selbst und andre zu täuschen,
Kränzte doch Cäsar selbst nur aus Bedürfnis das Haupt.
Hast du ein Lorbeerreis mir bestimmt, so laß es am Zweige
Weiter grünen und gieb einst es dem Würdigern hin;
Aber Rosen winde genug zum häuslichen Kranze;
Bald als Lilie schlingt silberne Locke sich durch.
Schüre die Gattin das Feuer, auf reinlichem Herde zu kochen,
Werfe der Knabe das Reis spielend geschäftig dazu.
Laß im Becher nicht fehlen den Wein! Gesprächige Freunde,
Gleichgesinnte, herein! Kränze, sie warten auf euch.

Die Poesie erhält dem (damals 47jährigen Dichter), auch wenn das Alter naht, noch lange das idealische Gefühl der Jugend. Goethe verzichtet jedoch auf den Lorbeer, den sich andere mit großartigen Schöpfungen erwerben mögen; seine neue Dichtung soll nur ihm selbst und den Freunden eine festliche Freude bereiten. Jetzt tritt eine Sitte des Altertums vor seine Phantasie. Denn wie er gewohnt war, seine Gedanken in ein plastisches Bild umzuwandeln,

so widmet er das Gedicht den Freunden nicht durch eine bloße Zuschrift, sondern er versammelt sie in seinem traulichen Hause zu einem geistigen Symposion, um es ihnen als Rhapsode vorzutragen. Die Umgebung selbst, der Herd, auf dem die Gattin das häusliche Feuer unterhält, der spielende Knabe, versetzen uns in das Familienleben*), aus welchem auch der Stoff des Gedichtes genommen ist. Bei einem Becher Weins und nach griechischer Sitte mit Kränzen geschmückt, sitzen die Freunde im Kreise um ihn her, und er liest ihnen das Gedicht vor, was Goethe auch in der Wirklichkeit oft und gern gethan hat.

10. Kränzte doch Cäsar selbst nur aus Bedürfnis das Haupt.

Sueton (v. Jul. 45) erzählt wirklich, daß dem Cäsar das Recht, beständig einen Lorberkranz zu tragen, eine sehr erwünschte Ehre gewesen. Mit der scherzhaften Anspielung auf diese Anekdote will der Dichter sagen, daß er das Bedürfnis gefühlt, sich durch die Beschäftigung mit dem lebensfrischen Gegenstande das Herz zu verjüngen.

20. — gieb einst es dem Würdigern hin.

Wenn ich es besser, durch eine größere poetische That, werde verdient haben, gieb es mir! Oder: einem Würdigern als mir. Beide Erklärungen sind möglich, letztere ist die wahrscheinlichere.

Erst die Gesundheit des Mannes, der endlich vom Namen Homeros
　Kühn uns befreiend, uns auch ruft in die vollere Bahn!
Denn wer wagte mit Göttern den Kampf? und wer mit dem Einen?
　Doch Homeride zu sein, auch nur als letzter, ist schön.
Darum höret das neuste Gedicht! Noch einmal getrunken!
　Euch besteche der Wein, Freundschaft und Liebe das Ohr.
Deutschen selber führ' ich euch zu, in die stillere Wohnung,
　Wo sich, nah der Natur, menschlich der Mensch noch erzieht.
Uns begleite des Dichters Geist, der seine Luise
　Rasch dem würdigen Freund, uns zu entzücken, verband.
Auch die traurigen Bilder der Zeit, sie führ' ich vorüber,
　Aber es siege der Mut in dem gesunden Geschlecht.

*) Treffend hebt Düntzer des Dichters edlen männlichen Mut hervor, mit dem er zu einer Zeit, wo seine Feinde die hämischsten Angriffe auf seine Christiane und sein Kind (August) machten, das Glück öffentlich aussprach, das diese ihm bereiteten.

[illegible] Dez. 1796 (an dem wahrscheinlich dieses Gedicht [illegible]) [illegible]: Goethe an Voß: „Ich [illegible] zu der [illegible] (Vollendung einer epischen Dichtung) nicht verschweigen, [illegible] Wolf und Ihnen schuldig bin. [illegible] Bei gezeigt, und er hat mir Mut gemacht [illegible]" [illegible] an Wolf: „Schon lange war ich geneigt [illegible] einmal in der epischen Sache zu versuchen, [illegible] der Begriff von Einheit und Unteilbarkeit der homerischen [illegible] genommen; da Sie diese herrlichen Werke einer Familie [illegible] ist die Kühnheit geringer, sich in größere Gesellschaft [illegible] und den Weg zu verfolgen, den uns Voß in seiner [illegible] gezeigt hat." Die „Prolegomena zu Homer" von Friedrich August Wolf (1795), in denen nachgewiesen war, daß Ilias und Odyssee nicht Werke eines einzigen großen Dichters, sondern aus den Gedichten einzelner Rhapsoden (Homeriden) zusammengesetzt seien, hatten Goethe von dem niederdrückenden Gefühle befreit, daß ein einziger Mann jene wunderbare Welt gestaltet. Vossens Beispiel zeigte ihm, wie sich die homerische Dichtungsweise erneuern lasse, nämlich indem er nicht eine griechische Heldensage zur Darstellung erwählte, sondern einen idyllischen Gegenstand aus dem heimatlichen Volksleben. Das Gedicht soll dabei die traurigen Ereignisse der Revolution zum Hintergrund erhalten, jedoch in der Weise, daß uns ihre Betrachtung nicht erschreckt, sondern zum mutigen Widerstand anregt.

[illegible] — uns auch nur in die vollere Bahn.

[illegible] der eine göttergleiche Homer steht in der Rennbahn, mit dem [illegible] zu streiten wagt, sondern eine größere Zahl von Homeriden, und es ist angenehm, mit ihnen den Wettlauf zu unternehmen, wenn man auch als letzter am Ziele anlangt.

Euch bringen der Wein, Freundschaft und Liebe das Ohr.

[illegible] Dichter macht keinen Anspruch auf das Lob der Kenner; er [illegible], daß die Freunde mit Herzlichkeit anhören, was ihm selbst [illegible] größter ist.

[illegible] des Dichters Geist, der seine Muse [illegible] den würdigen Freunde uns zu entzücken verstand.

Die Trauung des Paares wird vom Pfarrer (dem Vater Luisens) am Vorabend der Hochzeit zur Überraschung aller vollzogen. Sie ist hier besonders erwähnt, weil sie den Schluß des Vossischen Idylls bildet. Goethe erzählt (Campagne in Frankreich; Münster, November 1792), daß er das Gedicht, dessen letztes Drittel im Novemberheft des Merkur 1784 erschienen war, leidenschaftlich verehrte und gerne vorlas.

Hab' ich euch Thränen ins Auge gelockt und Lust in die Seele
  Singend geflößt, so kommt, drücket mich herzlich ans Herz.
Weise denn sei das Gespräch! Uns lehret Weisheit am Ende
  Das Jahrhundert; wen hat das Geschick nicht geprüft?
Blicket heiterer nun auf jene Schmerzen zurücke,
  Wenn euch ein fröhlicher Sinn manches entbehrlich erklärt!
Menschen lernten wir kennen und Nationen; so laßt uns,
  Unser eigenes Herz kennend uns dessen erfreun!

An den Vortrag der Gesänge, die das Herz rühren und doch mit frischer Lebenslust erfüllen, sollen sich weise Gespräche knüpfen. Die schweren Schicksale, welche am Ende des Jahrhunderts die Welt erschütterten, haben jeden Weisheit gelehrt. Welches ist diese Weisheit? Sie besteht eben darin, daß der Mensch manches, was er verloren, als entbehrlich erkennt, daß er sich mit heiterer Resignation über die Störungen erhebt, welche die Unruhe der Zeiten in sein äußeres und inneres Leben gebracht. Nachdem die Weltereignisse so lange alle Gedanken auf sich gelenkt und den Menschen sich selbst entfremdet, sollen wir uns der Kenntnis des eignen Herzens erfreuen, d. h. wohl, wir sollen in das eigne Herz einkehren, um uns an den Vorstellungen und Empfindungen zu erquicken, die ihm die nächsten und liebsten sind. Ja eben diese Einkehr in uns selbst, zu der uns das Gedicht einladet, ist es, was uns zu jener weisen und fröhlichen Resignation befähigt, denn

In des Herzens heilig stille Räume
Mußt du fliehen aus des Lebens Drang!
Freiheit ist nur in dem Reich der Träume
Und das Schöne blüht nur im Gesang.
  (Schiller, Der Antritt des neuen Jahrhunderts.)

Am 6. Dez. 1796 (an dem wahrscheinlich dieses Gedicht entstanden ist) schreibt Goethe an Voß: „Ich werde (in der poetischen Ankündigung seiner epischen Dichtung) nicht verschweigen, wie viel ich bei dieser Arbeit unserm Wolf und Ihnen schuldig bin. Sie haben mir den Weg gezeigt, und er hat mir Mut gemacht ihn zu gehen." Und am 26. an Wolf: „Schon lange war ich geneigt mich in diesem (dem epischen) Fache zu versuchen, und immer schreckte mich der hohe Begriff von Einheit und Unteilbarkeit der homerischen Schriften ab; nunmehr, da Sie diese herrlichen Werke einer Familie zueignen, so ist die Kühnheit geringer, sich in größere Gesellschaft zu wagen und den Weg zu verfolgen, den uns Voß in seiner Luise so schön gezeigt hat." Die „Prolegomena zu Homer" von Friedrich August Wolf (1795), in denen nachgewiesen war, daß Ilias und und Odyssee nicht Werke eines einzigen großen Dichters, sondern aus den Gedichten einzelner Rhapsoden (Homeriden) zusammengefügt seien, hatten Goethe von dem niederdrückenden Gefühle befreit, daß ein einziger Mann jene wunderbare Welt gestaltet. Vossens Beispiel zeigte ihm, wie sich die homerische Dichtungsweise erneuern lasse, nämlich indem er nicht eine griechische Heldensage zur Nachbildung erwählte, sondern einen idyllischen Gegenstand aus dem heimatlichen Volksleben. Das Gedicht soll dabei die traurigen Ereignisse der Revolution zum Hintergrund erhalten, jedoch in der Weise, daß uns ihre Betrachtung nicht erschreckt, sondern zum mutigen Widerstand anregt.

28. — uns auch ruft in die vollere Bahn.

Nicht der eine, göttergleiche Homer steht in der Rennbahn, mit dem niemand zu streiten wagt, sondern eine größere Zahl von Homeriden, und es ist angenehm, mit ihnen den Wettlauf zu unternehmen, wenn man auch als letzter am Ziele anlangt.

32. Euch besteche der Wein, Freundschaft und Liebe das Ohr.

Der Dichter macht keinen Anspruch auf das Lob der Kenner; er wünscht, daß die Freunde mit Herzlichkeit anhören, was ihm selbst aus dem Herzen geflossen ist.

35. Uns begleite des Dichters Geist, der seine Luise
Rasch dem würdigen Freund, uns zu entzücken, verband.

Die Trauung des Paares wird vom Pfarrer (dem Vater Luisens) am Vorabend der Hochzeit zur Überraschung aller vollzogen. Sie ist hier besonders erwähnt, weil sie den Schluß des Vossischen Idylls bildet. Goethe erzählt (Campagne in Frankreich; Münster, November 1792), daß er das Gedicht, dessen letztes Drittel im Novemberheft des Merkur 1784 erschienen war, leidenschaftlich verehrte und gerne vorlas.

Hab' ich euch Thränen ins Auge gelockt und Lust in die Seele
Singend geflößt, so kommt, drücket mich herzlich ans Herz.
Weise denn sei das Gespräch! Uns lehret Weisheit am Ende
Das Jahrhundert; wen hat das Geschick nicht geprüft?
Blicket heiterer nun auf jene Schmerzen zurücke,
Wenn euch ein fröhlicher Sinn manches entbehrlich erklärt!
Menschen lernten wir kennen und Nationen; so laßt uns,
Unser eigenes Herz kennend uns dessen erfreun!

An den Vortrag der Gesänge, die das Herz rühren und doch mit frischer Lebenslust erfüllen, sollen sich weise Gespräche knüpfen. Die schweren Schicksale, welche am Ende des Jahrhunderts die Welt erschütterten, haben jeden Weisheit gelehrt. Welches ist diese Weisheit? Sie besteht eben darin, daß der Mensch manches, was er verloren, als entbehrlich erkennt, daß er sich mit heiterer Resignation über die Störungen erhebt, welche die Unruhe der Zeiten in sein äußeres und inneres Leben gebracht. Nachdem die Weltereignisse so lange alle Gedanken auf sich gelenkt und den Menschen sich selbst entfremdet, sollen wir uns der Kenntnis des eignen Herzens erfreuen, d. h. wohl, wir sollen in das eigne Herz einkehren, um uns an den Vorstellungen und Empfindungen zu erquicken, die ihm die nächsten und liebsten sind. Ja eben diese Einkehr in uns selbst, zu der uns das Gedicht einladet, ist es, was uns zu jener weisen und fröhlichen Resignation befähigt, denn

In des Herzens heilig stille Räume
Mußt du fliehen aus des Lebens Drang!
Freiheit ist nur in dem Reich der Träume
Und das Schöne blüht nur im Gesang.
(Schiller, Der Antritt des neuen Jahrhunderts.)

Kalliope.

(Erster Gesang.)

Schicksal und Anteil.

Der Gesang besteht aus drei Hauptteilen. Der erste bewegt sich um das Schicksal der Vertriebenen, die Neugierde der Städter und den wohlthätigen Sinn des Wirtes und der Wirtin. Der zweite enthält neben einer episodischen Reflexion über die Neugierde eine genauere Schilderung des Zuges der Flüchtigen. Der dritte zeigt uns das mutige Gottvertrauen des Wirtes, der an seine Hoffnung auf die Nähe des Friedensfestes den Wunsch knüpft, daß ihm die Hochzeitsfeier des Sohnes dieses verschönern möchte.

Kalliope. Schicksal und Anteil. Der Dichter widmet, wie Herodot es mit den Büchern seiner Geschichte that, jeden Gesang des Gedichtes einer Muse. Die Reihenfolge der Namen ist scheinbar willkürlich, doch läßt sich zwischen dem Inhalte der Gesänge und den Ämtern der Musen meist irgend eine Verwandtschaft nachweisen. Kalliope als die Muse der epischen Dichtung steht passend voran, an der Spitze des ganzen Werkes. — Homer und nach ihm unzählige Dichter rufen im Eingange die Muse des Epos an und bitten sie, da nur ihr alles Vergangene bekannt ist, ihnen das Geschehene mitzuteilen. Warum weicht Goethe von diesem Gebrauche ab? Nicht weil er ihn für veraltet hielt, denn der letzte Gesang (vgl. die Erläuterung) beginnt mit einer Anrede an die Musen, sondern vermutlich, weil er sich bereits in der einleitenden Elegie an die Göttin der Dichtkunst gewendet. — Die zweiten Überschriften sollen wie die zu den Rhapsodien Homers auf den ganzen Inhalt des Gesanges hindeuten. Das „Schicksal" ist das der Vertriebenen, der „Anteil" daran der der Bürger.

Hab' ich den Markt und die Straßen doch nie so einsam gesehen!
Ist doch die Stadt wie gekehrt! wie ausgestorben! nicht fünfzig,
Deucht mir, blieben zurück von allen unsern Bewohnern.
Was die Neugier nicht thut! So rennt und läuft nun ein jeder,
Um den traurigen Zug der armen Vertriebnen zu sehen.

Bis zum Dammweg, welchen sie ziehn, ist immer ein Stündchen,
Und da läuft man hinab im heißen Staube des Mittags.
Möcht' ich mich doch nicht rühren vom Platz, um zu sehen das Elend
Guter fliehender Menschen, die nun mit geretteter Habe
Leider das überrheinische Land, das schöne, verlassend
Zu uns herüber kommen und durch den glücklichen Winkel
Dieses fruchtbaren Thals und seiner Krümmungen wandern.
Trefflich hast du gehandelt, o Frau, daß du milde den Sohn fort
Schicktest mit altem Linnen und etwas Essen und Trinken,
Um es den Armen zu spenden; denn Geben ist Sache des Reichen.
Was der Junge doch fährt! und wie er bändigt die Hengste!
Sehr gut nimmt das Kütschchen sich aus, das neue; bequemlich
Säßen viere darin und auf dem Bocke der Kutscher.
Diesmal fuhr er allein; wie rollt' es leicht um die Ecke!
So sprach, unter dem Thore des Hauses sitzend am Markte,
Wohlbehaglich zur Frau der Wirt zum goldenen Löwen.

Und es versetzte darauf die kluge, verständige Hausfrau:
Vater, nicht gerne verschenk' ich die abgetragene Leinwand;
Denn sie ist zu manchem Gebrauch und für Geld nicht zu haben,
Wenn man ihrer bedarf. Doch heute gab ich so gerne
Manches bessere Stück an Überzügen und Hemden;
Denn ich hörte von Kindern und Alten, die nackend dahergehn.
Wirst du mir aber verzeihn? denn auch dein Schrank ist geplündert.
Und besonders den Schlafrock mit indianischen Blumen,
Von dem feinsten Kattun, mit feinem Flanelle gefüttert,
Gab ich hin; er ist dünn und alt und ganz aus der Mode.

Aber es lächelte drauf der treffliche Hauswirt und sagte:
Ungern vermiss' ich ihn doch, den alten, kattunenen Schlafrock
Echt ostindischen Stoffs; so etwas kriegt man nicht wieder.
Wohl! ich trug ihn nicht mehr. Man will jetzt freilich, der Mann soll
Immer gehn im Sürtout und in der Pekesche sich zeigen,
Immer gestiefelt sein; verbannt ist Pantoffel und Mütze.

Deutsche Auswanderer, welche aus Furcht vor der Rache der Franzosen ihre überrheinische Heimat (wohl die Pfalz) verlassen haben, kommen auf der großen Straße, die etwa eine halbe Meile abliegt, an dem Landstädtchen vorbei. Die Einwohner sind trotz der Entfernung und der Mittagshitze beinahe alle vor das Thor geeilt. Der Wirt und seine Frau teilen diese Neugierde nicht. Sie schicken nur ihren Sohn, der eben abfährt, mit milden Gaben hinaus. Außer anderm hat die Mutter den Armen ein Bündel ab=

getragenen Leinenzeuges zusammengesucht und auch einen altmodischen Schlafrock ihres Mannes beigefügt.

1. Hab' ich den Markt und die Straßen doch nie so einsam gesehen!

Man kennt die Vorschrift des Horaz (ad Pisones v. 148): der Epiker solle nicht vom Anfang der Erlebnisse ausholen, sondern den Leser sogleich in medias res versetzen. Goethe selbst hat dazu einmal bemerkt, daß schon die Ilias hiervon eine Ausnahme mache. Nicht der trojanische Krieg, nur der Zorn des Achilleus, dessen Zwist mit Agamemnon allerdings sogar noch den Tod des Hektor zur Folge hat, sei ihr Stoff, und so fange sie unstreitig ab ovo an, ja noch ehe das ovum empfangen war. (Rezension in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen 1772, über: Seybold, Schreiben über den Homer.) Ähnlich ist es hier. Nur in Rücksicht der ganzen Vorgeschichte und wenn man etwa den Aufbruch der Flüchtigen aus der Heimat oder die Heirat der Eltern als den Anfang der Handlung betrachtet, stellt uns das Gedicht gleich in die Mitte der Begebenheiten. Ist aber die Verbindung des jungen Paares sein eigentlicher Gegenstand, so beginnt es sogar mit einer Einleitung, denn Hermann hat Dorotheen noch gar nicht gesehen.

Der epische Dialog ist meistens nur eine lebhaftere Form der Erzählung. Statt des Dichters machen uns die Personen selbst durch ihr Gespräch mit den Thatsachen bekannt, und gemäß der Naivetät des epischen Stiles darf dabei keine Absichtlichkeit hervortreten. So erfahren wir aus der Rede des Wirtes, obgleich er gar nicht zu erzählen scheint, da seine Frau das alles weiß, sondern nur Bemerkungen macht, so viel, wie die Phantasie zum Anhalte braucht, von der Lage der Stadt und des Gasthofs, von dem Zeitpunkte, von der Heimat und dem Schicksale der Auswanderer; wir erfahren von ihm selbst und seiner Frau, daß sie wohlhabende Leute sind, sich nicht einigen Aufwand versagen, jedoch dabei menschenfreundlich der Armen gedenken. Auch ihr Hermann wird bereits hier eingeführt.

16. Was der Junge doch fährt! und wie er bändigt die Hengste!

Auf solche verlorene Äußerungen muß man achten, weil sie darthun, daß der Vater doch an dem Eifer und der Geschicklichkeit,

die Hermann als Landwirt an den Tag legt, seine Freude hat, so wenig er nachher darauf zu geben scheint.

19. Diesmal fuhr er allein.

Ohne die Eltern, mit denen er vielleicht manchmal eine Spazierfahrt nach dem Lindenbrunnen macht. Den Kutscher braucht Hermann auch später nicht, als er (im 5. Gesange) die beiden Freunde des Hauses auf die Spur der Geliebten hinausfährt.

20. — unter dem Thore des Hauses sitzend am Markte.

An einer Seite oder in der Mitte des Gasthofes bleibt unten ein Raum zur Durchfahrt offen. Die Decke desselben ist hier ein Gewölbe (II, 143). In dem vordern Teile stehen Bänke, auf denen die Gäste oder die Hausleute gerne Platz nehmen, um zu plaudern oder auf Markt und Straße hinauszublicken. Das Thor war den Eltern Hermanns lieb, weil es, als das Haus vor Jahren abbrannte, allein dem Feuer widerstanden hatte und sie an den Tag ihrer Verlobung erinnerte.

21. — der Wirt zum goldenen Löwen.

Die Gasthöfe erhalten, wie Speicher und Apotheken, ein Abzeichen, weil es für die Fremden unbequemer ist, sich die Namen der Eigentümer zu merken und weil das Bild dasselbe bleibt, wenn auch die Wirte wechseln. Damit ist die Person des Wirtes genügend bezeichnet, und deshalb hat Goethe seinem Wirte keinen Namen gegeben, gewiß nicht aus dem Grunde, weil er gleichsam den Gastwirt an sich vorstellen solle.

29. Und besonders den Schlafrock mit indianischen Blumen,
Von dem feinsten Kattun. —

Ich brauche Verzeihung, besonders da ich auch deinen Schlafrock hingab. — Kattun stammt von dem arabischen Worte Koton, weches Baumwolle bedeutet. In Ostindien verfertigte man ehemals sehr feine, mit großen Blumen geschmückte Zeuge der Art. In dem Lobe des Stoffes sollen wir die dem Wirte eigne Freude an dem Echten und Würdigen erkennen.

35. — — — Man will jetzt freilich, der Mann soll
Immer gehn im Sürtout und in der Pekesche sich zeigen,
Immer gestiefelt sein: verbannt ist Pantoffel und Mütze.

Der Sürtout (frz.) ist ein langer Oberrock, die Pekesche (ungarisch) ein eng anschließender, mit Schnüren besetzter Rock. Ihn trugen natürlich nur jüngere Leute, und der Wirt erlaubt sich eine scherzhafte Übertreibung, indem er darüber spottet, daß die Mode jetzt selbst ältere Männer nötigen möchte, die Thorheit der Jugend mitzumachen. Eine bequeme Kleidung in der geschäftsfreien Zeit gehört sonst zum Wohlbefinden des deutschen Hausvaters, und in kleinen Gasthöfen konnte man wohl den Wirt an Schlafrock, Pantoffeln und Mütze herausfinden. Denn das Gewerbe pflegt da mehr die Hausfrau zu beschäftigen, so daß der Mann sich leicht ans Herumschlendern gewöhnt und auch die Sitte annimmt, die Fremden mit Neugier und Geschwätzigkeit zu plagen. Ein treffliches Charakterbild der Art enthält „Minna von Barnhelm“. Goethe wollte kein Seitenstück dazu geben. Sein Gastwirt lebt nicht allein für das Gewerbe; er wünscht, er wäre etwas besseres geworden und eifert sogar gegen Neugierde und Schlendrian. In frischeren Jahren war er gewiß kein Feind der Mode. Er ist auch noch immer allem „schmutzigen Saumsal“ abhold, und von seiner Anhänglichkeit an Schlafrock, Pantoffeln und Hausmütze, obwohl sie offenbar ein Standesmerkmal sein soll, dürfen wir daher nicht auf einen unschicklichen Mißbrauch dieser Dinge schließen.

Siehe! versetzte die Frau, dort kommen schon einige wieder,
Die den Zug mit gesehn; er muß doch wohl schon vorbei sein.
Seht, wie allen die Schuhe so staubig sind! wie die Gesichter
Glühen! und jeglicher führt das Schnupftuch und wischt sich den Schweiß ab.
Möcht' ich doch auch in der Hitze nach solchem Schauspiel so weit nicht
Laufen und leiden! Fürwahr, ich habe genug am Erzählten.

Und es sagte darauf der gute Vater mit Nachdruck:
Solch ein Wetter ist selten zu solcher Ernte gekommen,
Und wir bringen die Frucht herein, wie das Heu schon herein ist,
Trocken; der Himmel ist hell, es ist kein Wölkchen zu sehen,
Und vom Morgen wehet der Wind mit lieblicher Kühlung.

Das ist beständiges Wetter! und überreif ist das Korn schon;
Morgen fangen wir an zu schneiden die reichliche Ernte.

Als er so sprach, vermehrten sich immer die Scharen der Männer
Und der Weiber, die über den Markt sich nach Hause begaben;
Und so kam auch zurück mit seinen Töchtern gefahren
Rasch an die andere Seite des Markts der begüterte Nachbar,
An sein erneuertes Haus, der erste Kaufmann des Ortes,
Im geöffneten Wagen; er war in Landau verfertigt.
Lebhaft wurden die Gassen; denn wohl war bevölkert das Städtchen,
Mancher Fabriken befliß man sich da und manches Gewerbes.

Und so saß das trauliche Paar, sich unter dem Thorweg
Über das wandernde Volk mit mancher Bemerkung ergetzend.
Endlich aber begann die würdige Hausfrau und sagte:
Seht, dort kommt der Prediger her, es kommt auch der Nachbar
Apotheker mit ihm; die sollen uns alles erzählen,
Was sie draußen gesehn und was zu schauen nicht froh macht.

Freundlich kamen heran die beiden und grüßten das Eh'paar:
Setzten sich auf die Bänke, die hölzernen, unter dem Thorweg,
Staub von den Füßen schüttelnd und Luft mit dem Tuche sich fächelnd.
Da begann denn zuerst mit wechselseitigen Grüßen
Der Apotheker zu sprechen und sagte, beinahe verdrießlich:
So sind die Menschen fürwahr! und einer ist doch wie der andre,
Daß er zu gaffen sich freut, wenn den Nächsten ein Unglück befället;
Läuft doch jeder, die Flamme zu sehn, die verderblich emporschlägt,
Jeder den armen Verbrecher, der peinlich zum Tode geführt wird.
Jeder spaziert nun hinaus, zu schauen der guten Vertriebnen
Elend, und niemand bedenkt, daß ihn das ähnliche Schicksal
Auch vielleicht zunächst betreffen kann oder doch künftig.
Unverzeihlich find' ich den Leichtsinn; doch liegt er im Menschen.

Und es sagte darauf der edle, verständige Pfarrherr,
Er, die Zierde der Stadt, ein Jüngling näher dem Manne.
Dieser kannte das Leben und kannte der Hörer Bedürfnis,
War vom hohen Werte der heiligen Schriften durchdrungen,
Die uns der Menschen Geschick enthüllen und ihre Gesinnung;
Und so kannt' er auch wohl die besten weltlichen Schriften.
Dieser sprach: Ich tadle nicht gern, was immer dem Menschen
Für unschädliche Triebe die gute Mutter Natur gab;
Denn was Verstand und Vernunft nicht immer vermögen, vermag oft
Solch ein glücklicher Hang, der unwiderstehlich uns leitet.
Lockte die Neugier nicht den Menschen mit heftigen Reizen,

Sagt, erführ' er wohl je, wie schön sich die weltlichen Dinge
Gegen einander verhalten? Denn erst verlangt er das Neue,
Suchet das Nützliche dann mit unermüdetem Fleiße;
Endlich begehrt er das Gute, das ihn erhebet und wert macht.
In der Jugend ist ihm ein froher Gefährte der Leichtsinn,
Der die Gefahr ihm verbirgt und heilsam geschwinde die Spuren
Tilget des schmerzlichen Übels, sobald es nur irgend vorbeizog.
Freilich ist er zu preisen, der Mann, dem in reiferen Jahren
Sich der gesetzte Verstand aus solchem Frohsinn entwickelt,
Der im Glück wie im Unglück sich eifrig und thätig bestrebet;
Denn das Gute bringt er hervor und ersetzet den Schaden.

Die Städter haben sich den Zug angesehen und kehren in Scharen zurück, unter ihnen der reichste Kaufmann des Ortes nebst seinen Töchtern in einem stattlichen Kutschwagen. Aus einer anscheinend zufälligen Zwischenbemerkung des Wirtes erfahren wir, daß dieser auch ergiebige Ländereien besitzt und daß wir uns den Beginn der Kornernte (August) als den Zeitpunkt der Handlung zu denken haben. Nun macht uns der Dichter mit zwei Hausfreunden bekannt, die ebenfalls draußen gewesen; der Geistliche und der Apotheker treten unter den Thorweg und setzen sich zu dem Ehepaare. Ihre Reden geben uns einigen Aufschluß über ihre Denkweise. Der Apotheker ist darüber verdrießlich, daß so viel Volk hinausgelaufen, um mit schadenfroher Neugier das Unglück des Nächsten anzusehen, wobei niemand bedenkt, wie bald es ihm ebenso ergehen könne. Er scheint ein strenger Moralist zu sein, jedoch von andern eine zu schlimme und von sich selbst eine zu gute Meinung zu haben. Warum sollte gerade die Schadenfreude der Grund der Neugier sein, und hatte nicht die Schaulüst daran Anteil, daß er selbst mitgelaufen war? Der Pfarrer offenbart einen mildern Sinn, da nach seiner Ansicht die Neugierde, der Leichtsinn und alle Triebe, welche die Natur in den Menschen gelegt, auch ihre bessere Seite haben. — Freilich werden ja wohl nicht wenige Städter mehr aus Neugierde als aus echter Teilnahme hinausgegangen sein. Dadurch tritt die Wohlthätigkeit des Ehepaares mehr hervor. Auch von dem Pfarrer erfahren wir später, daß er draußen sein Silbergeld verschenkte.

48. Und vom Morgen wehet der Wind mit lieblicher Kühlung.

Die Kühlung empfindet der Wirt, weil er sitzt, und zwar im Schatten; die andern sind gegangen, und zwar in der Sonnenglut.

56. Im geöffneten Wagen; er war in Landau verfertigt.

Nach einer Anmerkung Düntzers wurden solche viersitzige Wagen, deren Verdeck sich in der Mitte teilen und zurückschlagen ließ, nicht in Landau verfertigt. Sie erhielten nur den Namen, weil sie daselbst zuerst Aufsehen machten, als Kaiser Joseph I. 1702 während der Belagerung Landaus in einem pomphaften Aufzuge dahin kam.

73. — den armen Verbrecher, der peinlich zum Tode geführt wird.

Das Wort „peinlich" bezieht sich darauf, daß das Urteil von dem peinlichen Gerichte, welches über Leben und Tod entscheidet, gefällt ist.

77. Unverzeihlich find' ich den Leichtsinn, doch liegt er im Menschen.

Der Apotheker will mit dem Zusatze keineswegs den Leichtsinn als einen Naturfehler entschuldigen. Er macht vielmehr, wie die Antwort des Pfarrers zeigt, der Natur selbst einen Vorwurf daraus, daß sie uns solche Fehler eingeimpft. Der Leichtsinn ist unverzeihlich, und dennoch liegt er von Natur im Wesen des Menschen.

81. War vom hohen Werte der heiligen Schriften durchdrungen,
Die uns der Menschen Geschick enthüllen und ihre Gesinnung.

Goethe hat hier einen bestimmten Teil der heiligen Schriften im Auge. In seinen Knabenjahren beschäftigte er sich angelegentlich mit den ersten Büchern Mosis, und der in Dichtung und Wahrheit (4. Buch) enthaltene eingehende Bericht über seine damalige Auffassung der ältesten geschichtlichen Urkunden zeigt, daß ihm diese von den ersten Schicksalen des Menschengeschlechtes und von der Denkweise der Patriarchen ein unvergeßliches Bild in die Seele geprägt hatten, das er gerade zu der Zeit der Abfassung von Hermann und Dorothea wieder aufzufrischen eifrig bestrebt war. Daher wird hier vornehmlich auf diese Seite der heiligen Schriften hingewiesen.

88. Lockte die Neugier nicht den Menschen mit heftigen Reizen,
Sagt! erführ' er wohl je, wie schön sich die weltlichen Dinge
Gegen einander verhalten?

Der uns angeborene Trieb, das Unbekannte zu erforschen, hat die Wissenschaften ausgebildet, und diese belehren uns über die Beschaffenheit und das gegenseitige Verhältnis der Dinge in Natur und Leben. Deshalb betrachtet der Pfarrer die Neugier als ein wohlthätiges Geschenk der Natur. Ferner erweise sich die günstige Wirkung der Neugier in dem Fortschreiten vom Neuen zum Nützlichen und zum sittlich Guten.

93. In der Jugend ist ihm ein froher Gefährte der Leichtsinn.

Ähnliches ließ der Dichter schon Tasso (II, 4) aussprechen:

Wir Menschen werden wunderbar geprüft;
Wir könnten's nicht ertragen, hätt' uns nicht
Den holden Leichtsinn die Natur verliehn.

Indessen wird der Segen der Sorglosigkeit von dem Pfarrer sogleich gebührend eingeschränkt, und Goethe selbst warnte vor ihr durch das furchtbare Schicksal seines Egmont.

Freundlich begann sogleich die ungeduldige Hausfrau:
Saget uns, was ihr gesehn! denn das begehrt' ich zu wissen.

Schwerlich, versetzte darauf der Apotheker mit Nachdruck,
Werd' ich so bald mich freun nach dem, was ich alles erfahren.
Und wer erzählet es wohl, das mannigfaltigste Elend!
Schon von ferne sah'n wir den Staub, noch eh' wir die Wiesen
Abwärts kamen; der Zug war schon von Hügel zu Hügel
Unabsehlich dahin, man konnte wenig erkennen.
Als wir nun aber den Weg, der quer durchs Thal geht, erreichten,
War Gedräng und Getümmel noch groß der Wandrer und Wagen.
Leider sahen wir noch genug der Armen vorbeizieh'n,
Konnten einzeln erfahren, wie bitter die schmerzliche Flucht sei,
Und wie froh das Gefühl des eilig geretteten Lebens.
Traurig war es zu sehn, die mannigfaltige Habe,
Die ein Haus nur verbirgt, das wohlverseh'ne, und die ein
Guter Wirt umher an die rechten Stellen gesetzt hat,
Immer bereit zum Gebrauche, denn alles ist nötig und nützlich,

Nun zu sehen das alles, auf mancherlei Wagen und Karren
Durcheinander geladen, mit Übereilung geflüchtet.
Über dem Schranke lieget das Sieb und die wollene Decke,
In dem Backtrog das Bett, und das Leintuch über dem Spiegel.
Ach, und es nimmt die Gefahr, wie wir beim Brande vor zwanzig
Jahren auch wohl geseh'n, dem Menschen alle Besinnung,
Daß er das Unbedeutende faßt und das Teure zurückläßt.
Also führten auch hier mit unbesonnener Sorgfalt
Schlechte Dinge sie fort, die Ochsen und Pferde beschwerend,
Alte Bretter und Fässer, den Gänsestall und den Käfig.
Auch so keuchten die Weiber und Kinder, mit Bündeln sich schleppend,
Unter Körben und Butten voll Sachen keines Gebrauches:
Denn es verläßt der Mensch so ungern das Letzte der Habe.
Und so zog auf dem staubigen Weg der drängende Zug fort;
Ordnungslos und verwirrt. Mit schwächeren Tieren der eine
Wünschte langsam zu fahren, ein andrer emsig zu eilen.
Da entstand ein Geschrei der gequetschten Weiber und Kinder,
Und ein Blöken des Viehes, dazwischen der Hunde Gebelfer,
Und ein Wehlaut der Alten und Kranken, die hoch auf dem schweren
Übergepackten Wagen auf Betten saßen und schwankten.
Aber aus dem Geleise gedrängt nach dem Rande des Hochwegs
Irrte das knarrende Rad; es stürzt' in den Graben das Fuhrwerk,
Umgeschlagen, und weithin entstürzten im Schwunge die Menschen
Mit entsetzlichem Schrein in das Feld hin, aber doch glücklich.
Später stürzten die Kasten, und fielen näher dem Wagen.
Wahrlich, wer im Fallen sie sah, der erwartete nun sie
Unter der Last der Kisten und Schränke zerschmettert zu schauen.
Und so lag zerbrochen der Wagen und hilflos die Menschen;
Denn die übrigen gingen und zogen eilig vorüber,
Nur sich selber bedenkend und hingerissen vom Strome.
Und wir eilten hinzu, und fanden die Kranken und Alten,
Die zu Haus und im Bett schon kaum ihr dauerndes Leiden
Trügen, hier auf dem Boden beschädigt ächzen und jammern,
Von der Sonne verbrannt und erstickt vom wogenden Staube.

Die lebhafte Wirtin macht dem Philosophieren ein Ende; die Freunde sollen ihr erzählen, was sie draußen gesehen, und der Apotheker giebt nun von dem Zuge der Vertriebenen eine Schilderung, die ebenso ergreifend wie anschaulich ist. Einige Hinweisungen auf die Örtlichkeit helfen der Phantasie, sich den Schauplatz des Elendes darzustellen, und durch solche gelegentliche Angaben vervollständigt sich auch das Bild von der Stadt und ihrer Umgebung. —

Zur Charakteristik des Apothekers gehört es, daß ihm der schlimme Zustand, in welchem sich gegenwärtig die Habseligkeiten der Flüchtigen befinden, so zu Herzen geht. Als ein guter Wirt schätzt er auch das Geringste, und schon der Anblick der Unordnung macht ihm Schmerzen. Sonst hatten die Leute offenbar ganz gut gepackt. Warum sollten die Betten nicht in dem Backtrog liegen dürfen und der Spiegel nicht mit einem Laken bedeckt werden? Seine Rüge, man habe schlechte Dinge, alte Bretter und Fässer, mitgenommen, stimmt nicht recht zu dem eben von ihm ausgesprochenen Grundsatze, daß in der Wirklichkeit alles nötig und nützlich sei. Ein Wagen stürzte in den Graben. Die Menschen wurden weit in das Feld geschleudert; Kranke und Alte, die nun beschädigt auf dem Boden lagen, ächzten und jammerten. Dies nennt der Apotheker mit Recht „glücklich" fallen; denn allerdings hätten die nachstürzenden Kasten sie ganz zerschmettern können, und wenn man ein Auge verliert, bleibt es ein Glück, daß nicht beide dahin sind.

117. — auf mancherlei Wagen und Karren.

Der Karren (von dem aus dem Keltischen entlehnten lateinischen carrus) ist ein Packwagen, dessen oberer Teil aus einem Kasten besteht. Er hat meistens nur zwei Räder.

135. — — — — — die hoch auf dem schweren
Übergepackten Wagen auf Betten saßen und schwankten.

Es müßte eigentlich „überpackten Wagen" heißen. Die Rücksicht auf den Rhythmus mag hier die ungewöhnliche Form veranlaßt haben, doch braucht Goethe eine ähnliche zur Bezeichnung derselben Sache auch in Prosa: „Wie dem aber auch sei, das Fuhrwerk war so unmäßig oben aufgepackt 2c." (Campagne in Frankreich, 23. Aug. 1792).

145. Denn die übrigen gingen und zogen eilig vorüber,
Nur sich selber bedenkend und hingerissen vom Strome.

Man möchte es für eine Übertreibung erklären, daß die Beschädigten von ihren Landsleuten keine Hilfe erhalten. Goethe hat indessen auch hier eine Erinnerung aus seinem französischen Feldzuge aufgenommen (a. a. O., 11. Okt.). Er sagt: „Die Selbsterhaltung

in einem so ungeheuren Drange kannte schon kein Mitleiden, keine Rücksicht mehr", und diese Worte stehen, obwohl das Einzelne abweicht, im Zusammenhange mit der Schilderung des Getümmels auf einem beschränkten Fahrwege, wobei auch von dem Umsturze eines schwerbepackten Wagens die Rede ist. In Göckings „Emigrationsgeschichte" ꝛc. (vgl. oben S. 66) begegnet derselbe Vorgang, unmittelbar hinter der Erzählung, die Goethen den rohen Stoff zu seiner Dichtung gab: dort ist auch eine Frau erwähnt, die mit zwei kleinen Kindern auf dem Wagen liegt; beim Umfallen des Wagens fliegen die Tonnen und Fässer weit über die Menschen hinweg, was Goethe (V. 141) vernünftigerweise gerade umgekehrt hat.

Und es sagte darauf gerührt der menschliche Hauswirt:
Möge doch Hermann sie treffen und sie erquicken und kleiden!
Ungern würd' ich sie sehn; mich schmerzt der Anblick des Jammers.
Schon von dem ersten Bericht so großer Leiden gerühret,
Schickten wir eilend ein Scherflein von unserm Überfluß, daß nur
Einige würden gestärkt, und schienen uns selber beruhigt.
Aber laßt uns nicht mehr die traurigen Bilder erneuern;
Denn es beschleicht die Furcht gar bald die Herzen der Menschen,
Und die Sorge, die mehr als selbst mir das Übel verhaßt ist.
Tretet herein in den hinteren Raum, das kühlere Sälchen.
Nie scheint Sonne dahin, nie dringet wärmere Luft dort
Durch die stärkeren Mauern; und Mütterchen bringt uns ein Gläschen
Dreiundachtziger her, damit wir die Grillen vertreiben.
Hier ist nicht freundlich zu trinken; die Fliegen umsummen die Gläser.
Und sie gingen dahin und freuten sich alle der Kühlung.

Sorgsam brachte die Mutter des klaren, herrlichen Weines
In geschliffener Flasche auf blankem, zinnernem Runde,
Mit den grünlichen Römern, den echten Bechern des Rheinweins.
Und so sitzend umgaben die drei den glänzend gebohnten,
Runden, braunen Tisch, er stand auf mächtigen Füßen.
Heiter klangen sogleich die Gläser des Wirtes und Pfarrers;
Doch unbeweglich hielt der dritte denkend das seine,
Und es fordert' ihn auf der Wirt mit freundlichen Worten:

Frisch, Herr Nachbar, getrunken! denn noch bewahrte vor Unglück
Gott uns gnädig und wird auch künftig uns also bewahren.
Denn wer erkennet es nicht, daß seit dem schrecklichen Brande,

Da er so hart uns gestraft, er uns nun beständig erfreut hat
Und beständig beschützt, so wie der Mensch sich des Auges
Köstlichen Apfel bewahrt, der vor allen Gliedern ihm lieb ist.
Sollt' er fernerhin nicht uns schützen und Hilfe bereiten?
Denn man sieht es erst recht, wie viel er vermag, in Gefahren.
Sollt' er die blühende Stadt, die er erst durch fleißige Bürger
Neu aus der Asche gebaut und dann sie reichlich gesegnet,
Jetzo wieder zerstören und alle Bemühung vernichten?

Der Wirt bat nun seine Freunde, mit ihm in ein kühles Hinterzimmer einzutreten und sich da beim Glase Wein die trüben Gedanken aus dem Sinne zu schlagen. Bald saßen sie um den runden Tisch, der Wirt und der Geistliche ließen heiter ihre Gläser erklingen, der Apotheker blieb jedoch in seiner sorgenvollen Stimmung, weshalb ihm der Wirt mit kräftigen Worten zuredete, ein besseres Vertrauen zu Gott und zu der unverkennbaren Gnade desselben zu fassen. — Wie ergiebig sind diese wenigen Verse wiederum für die Charakteristik des Wirtes! Seine Freude darüber, daß er den Hilfsbedürftigen ein Scherflein hinausgeschickt, bestätigt seinen menschenfreundlichen Sinn, der glänzend gebohnte Tisch mit den mächtigen Füßen das Gefallen an dem Soliden und Tüchtigen. Als neue Züge treten seine Geselligkeit und besonders der heitere Mut hinzu, der sich auf seine frische Natur und auf die fromme Überzeugung gründet, daß der gnädige Gott, nachdem er die Herzen durch ein ernstes Strafgericht geläutert, nicht wieder zerstören wird, was er sichtbar mit Gedeihen gesegnet hat.

155. Schickten wir eilend ein Scherflein.

Ein kleiner Metallscherben und in älterer Zeit eine Münze, die unter demselben Namen in Gebrauch war und $1^1/_2$ preußische Pfennige galt. Seit Luther bedeutet das Wort ausschließlich ein kleines Almosen.

156. — und schienen uns selber beruhigt.

Wir dachten nicht mehr mit solcher Unruhe an die Not der Fremden, weil wir unserer Christenpflicht Genüge gethan.

160. Tretet hinein in den hinteren Raum, das kühlere Sälchen.

Der Wirt führt die Freunde in sein Wohnzimmer. Die Gaststuben pflegen nach der Straße hinaus zu liegen.

166. **Sorgsam brachte die Mutter des klaren, herrlichen Weines.**

Die Anwendung des Genetivs statt der Präposition „von" hat etwas Altertümliches; ähnlich oben V. 128 „Sachen keines Gebrauches" u. ö. — Das Jahr 1783 zeichnete sich durch eine besonders gesegnete Weinernte aus. Man erinnert sich hier gerne der feinen Bemerkung Hegels, daß der Kaffeetopf, welcher in Vossens Luise eine so große Rolle spielt, die reine Wirkung stört, weil er auf eine fremdartige Welt und die moderne Industrie hinweist, daß dagegen das heimische Gewächs, welches uns die lieblichen Ufer des Rheinstromes vor die Vorstellung bringt, und welches der Wirt selbst auf seinem Weinberge hinter dem Hause baut, dem in sich geschlossenen Kreise des ländlichen Naturstandes gemäß ist („Vorlesungen über die Ästhetik" 1835, I, 337). Goethe läßt hier den Wein gerade in der Kaffeezeit einschenken; aber in den Rheinlanden wird zu jeder Tageszeit Wein getrunken. Der herbe deutsche Rheinwein hat unstreitig etwas Männlicheres, Nationaleres, Poetischeres als der besonders bei Frauen beliebte, internationale, spießbürgerliche Kaffee.

167. **In geschliffener Flasche, auf blankem, zinnernem Runde,**
Mit den grünlichen Römern, den echten Bechern des Rheinweins.

Das Getränk wird auf eine zierliche Weise aufgetragen; man vergleiche damit Goethes Verse (Zahme Xenien III, 157):

Überall trinkt man guten Wein,
Jedes Gefäß genügt dem Zecher;
Doch soll es mit Wonne getrunken sein,
So wünsch' ich mir künstlichen griechischen Becher.

Römer sind bauchige, gewöhnlich grünliche gute Gläser. Der Name (seit dem 16. Jahrh. nachweislich) scheint niederrheinischen Ursprungs und mit niederländ. roemen (prunken) verwandt; doch wird er auch von vitrum Romanum (altrömisches Bruchglas) abgeleitet, weil aus solchen Resten römischen Glases diese Trinkgefäße zuerst verfertigt worden sein sollen.

176. Denn wer erkennet es nicht, daß seit dem schrecklichen Brande —.

Für die kleinen Landstädtchen mag schon ein kirchliches oder politisches Gedenkfest, das Jubiläum eines verehrten Beamten, eine Teurung oder ein strenger Winter ein epochemachendes Ereignis sein, nach welchem man in den Familien die Jahre zählt. Jede Begebenheit der Art hätte, wenn es nur auf einen individuellen Zug ankam, der Phantasie einen bestimmten Anhalt dargeboten. Weshalb ist aber der schreckliche Brand bedeutsamer als alles andere und die Erfindung dieses Motivs recht aus dem epischen Gefühle des Dichters hervorgegangen? Ein solches Unglück greift sehr tief in die äußeren Verhältnisse vieler Bewohner ein und hat, wie das Gedicht in mehr als einer Beziehung darthut, noch lange nachwirkende sittliche Folgen. Während Ereignisse, wie die oben genannten, wenn man auch auf sie zurückblickt, in ihrem Stillstande gänzlich der Vergangenheit angehören, mahnen hier die neuen Häuser, die der Stadt ein andres Aussehen gegeben, stets an die Ursache der Veränderung, und die erregte Baulust ist noch nach zwanzig Jahren nicht mit allen wünschenswerten Verbesserungen fertig geworden, so daß der Ort selbst, indem er in einer fortschreitenden Bewegung begriffen ist, an dem epischen Leben der Dichtung Teil hat.

**182. — die blühende Stadt, die er erst durch fleißige Bürger
Neu aus der Asche gebaut.**

„Erst" statt „eben erst"; ebenso: die erst entbundene Frau (II, 33), das Zimmer, das sorglich sie erst verlassen (IX, 8).

Heiter sagte darauf der treffliche Pfarrer und milde:
Haltet am Glauben fest, und fest an dieser Gesinnung;
Denn sie macht im Glücke verständig und sicher, im Unglück
Reicht sie den schönsten Trost und belebt die herrlichste Hoffnung.

Da versetzte der Wirt mit männlichen, klugen Gedanken:
Wie begrüßt' ich so oft mit Staunen die Fluten des Rheinstroms,
Wenn ich reisend nach meinem Geschäft ihm wieder mich nahte!
Immer schien er mir groß und erhob mir Sinn und Gemüte;
Aber ich konnte nicht denken, daß bald sein liebliches Ufer

Sollte werden ein Wall, um abzuwehren den Franken,
Und sein verbreitetes Bett ein allverhindernder Graben.
Seht, so schützt die Natur, so schützen die wackeren Deutschen
Und so schützt uns der Herr; wer wollte thöricht verzagen?
Müde schon sind die Streiter, und alles deutet auf Frieden.
Möge doch auch, wenn das Fest, das lang erwünschte, gefeiert
Wird in unserer Kirche, die Glocke dann tönt zu der Orgel
Und die Trompete schmettert, das hohe Te Deum begleitend,
Möge mein Hermann doch auch an diesem Tage, Herr Pfarrer,
Mit der Braut entschlossen vor Euch am Altare sich stellen
Und das glückliche Fest, in allen den Landen begangen,
Auch mir künftig erscheinen der häuslichen Freuden ein Jahrstag!
Aber ungern seh' ich den Jüngling, der immer so thätig
Mir in dem Hause sich regt, nach außen langsam und schüchtern.
Wenig findet er Lust sich unter Leuten zu zeigen;
Ja, er vermeidet sogar der jungen Mädchen Gesellschaft
Und den fröhlichen Tanz, den alle Jugend begehret.

Also sprach er und horchte. Man hörte der stampfenden Pferde
Fernes Getöse sich nahn, man hörte den rollenden Wagen,
Der mit gewaltiger Eile nun donnert' unter den Thorweg.

Dem Geistlichen waren die frommen und festen Worte des Wirtes aus der Seele gesprochen. Dieser fährt nun fort, seine Hoffnungen für die Zukunft zu begründen. Deutschland sei gegen Frankreich hin durch die Ufer und Fluten des Rheins wie mit Wall und Graben geschützt, es habe wackere Streiter, und man scheine auf beiden Seiten des Krieges müde zu sein. Er gesteht dann dem Pfarrer, daß er noch einen Wunsch auf dem Herzen habe: das fröhliche Friedensfest könnte zugleich das Hochzeitsfest seines Sohnes sein, doch bei dem verkehrten Wesen des Jünglings sei freilich dazu keine Aussicht vorhanden. Hermann kommt eben zurück; ehe der Pfarrer antwortet, rollt der Wagen heran.

Der Gesang rundet sich dadurch ab, daß ihn die Abfahrt und die Heimkehr einschließen. Phantasie und Gemüt wurden nicht allein von dem, was wir im Hause wahrnahmen, lebhaft angezogen, sondern wir wissen, daß Hermann inzwischen die Auswanderer sieht. Wir sind auf seine Mitteilungen gespannt, wir wünschen auch, ihn selbst kennen zu lernen, denn das Gedicht kündigt ihn im voraus als einen wunderlichen Menschen an. Wie kommt es, daß der

Jüngling, welcher sich in der Wirtschaft so wacker zeigt, zugleich ein solcher Sonderling ist und sogar die geselligen Freuden der Jugend meidet? So verschlingen sich die Interessen, so reiht sich eins an das andere; in dieser Fülle und Bewegung erscheint die rechte Lebendigkeit des Epos.

186. — reisend nach meinem Geschäft.

Für: meinem Geschäfte nachreisend; auch dieses wäre ein neues, aus „nachgehend" entstandenes Wort.

190. Und sein verbreitetes Bett.

„Verbreitet" statt „ausgebreitet", d. h. breit und lang. Der Rhein bildet im Westen eine lange und breite Verteidigungslinie. Als eine solche müssen wir ihn immer betrachten, wenn der Wirt auch, was manche Erklärer hier mit einer Rüge bemerken, zu seinen schützenden Ufern und Fluten eine zu große Zuversicht hat, insofern ja die Franzosen schon im Juli 1796 ihn überschritten hatten. Vgl. auch S. 70. Eine schöne Wirkung macht es, daß der deutsche Mann den vaterländischen Strom mit so viel Natur- und Nationalgefühl würdigt. Oft hat er ihn auf seinen Reisen mit Staunen begrüßt:

Immer schien er mir groß und erhob mir Sinn und Gemüte.

Als Grenze wird der Rhein übrigens auch hier nicht bezeichnet; aus den Worten „Schutz", „Wall", „Graben", ist dies auch nicht zu folgern, obschon er in den Friedensschlüssen von Leoben und Campo Formio (April und Oktober 1797) in der That als Grenze zwischen Deutschland und Frankreich angesehen wurde.

194. Möge doch auch, wenn das Fest, das lang erwünschte, gefeiert
Wird in unserer Kirche, die Glocke dann tönt zu der Orgel
Und die Trompete schmettert, das hohe Te Deum begleitend, —

Das Te Deum, angeblich von dem Bischof Ambrosius zu Mailand († 397) gedichtet, aber 100 Jahre jünger, ist von alters her in der christlichen Kirche der bei Dankfesten gebräuchliche Lobgesang. Luthers Herr Gott, dich loben wir! ist eine sehr getreue Übersetzung desselben. — Von den Instrumenten, welche nebst vollem Glockengeläute die Orgel bei dem Te Deum begleiten sollen, wird

allein die Trompete genannt. Die ältere Kirchenmusik ließ gerne das helle, in die höchsten Tonlagen aufsteigende, festlich frohe Schmettern derselben in den gewölbten Domen erklingen, so daß es mit überwältigender Kraft die Herzen durchdrang, worauf dann die Orgel mit mildem Ernste besänftigend einfiel und eine Weile allein die Harmonie fortführte.

195. **Möge mein Hermann doch auch an diesem Tage, Herr Pfarrer,**
Mit der Braut entschlossen vor Euch am Altare sich stellen.

Der epische Stil verwandelt die Begriffe in Phantasiebilder. Der Vater sagt nicht bloß: möge Hermann an diesem Tage seine Hochzeit feiern, sondern wir sehen ihn mit der Braut vor dem Altare.

204. Ja, er vermeidet sogar der jungen Mädchen Gesellschaft
Und den fröhlichen Tanz, den alle Jugend begehret.

Der lebhafte Vater hatte in der Jugend dieses Vergnügen nicht gemieden und rühmt, daß er stets die Schönste zum Tanze geführt (IX, 80). Hermanns spröde Zurückhaltung muß umsomehr auffallen, da man in den Rheingegenden dem Tanze mit Leidenschaft ergeben ist. Goethe erzählt aus Straßburg (Dichtung und Wahrh. 9. Buch): „An Sonn- und Werkeltagen schlenderte man keinen Lustort vorbei, ohne dabei einen fröhlichen Haufen zum Tanze versammelt und zwar meistens im Kreise drehend zu finden. Ingleichen waren auf den Landhäusern Privat-Bälle, und man sprach schon von den brillanten Redouten des zukommenden Winters."

206. **Also sprach er und horchte. Man hörte der stampfenden Pferde**
Fernes Getöse sich nahn, man hörte den rollenden Wagen,
Der mit gewaltiger Eile nun donnert' unter den Thorweg.

Goethe will uns durch sein Gedicht nicht in eine auflösende Ruhe einwiegen, er ist vielmehr bestrebt, uns durch das Bild eines vollkräftigen Lebens zu erfreuen. Man vernimmt von weitem das Stampfen der raschen Pferde, das Tosen und Rollen; der Wirt lauscht wie auf ein fernes Gewitter, es ist Hermanns erzhufiges Gespann. Die Worte sind tonmalend ohne alle Künstelei und Aufdringlichkeit.

Terpsichore.

(Zweiter Gesang.)

Hermann.

Dieser inhaltreiche Gesang, dessen erste Überschrift (Terpsichore, die Muse des Tanzes) keine deutliche Beziehung zum Inhalte hat, während die zweite keiner Erklärung bedarf, stellt drei thatsächliche Momente dar. Aus ihnen entwickelt sich die eigentliche Handlung des Epos und zwar in so rascher Folge, daß wir gleich beim Beginne durch einen, wie es scheint, jeder friedlichen Beseitigung widerstrebenden Zusammenstoß gefesselt werden. Hermann will sich zur Heirat entschließen; die besonderen Umstände, unter denen sich die Eltern verlobten, bestärken ihn darin. — Der Vater wünscht, Hermann möge sich um ein gebildetes und wohlhabendes Mädchen bewerben, erfährt jedoch, daß ein solches Unternehmen bereits gewagt und gescheitert ist. — Er erklärt jetzt mit Heftigkeit seinen Widerwillen gegen eine Schwiegertochter aus niederm Stande und droht damit das Lebensglück des Sohnes zu vernichten. Die Ansichten und Wünsche beider stellen sich in einen scharfen Gegensatz; zu welchem Ausgange wird die Sache sich hinwenden? Betrachten wir jetzt im einzelnen das erste diese Momente.

Als nun der wohlgebildete Sohn ins Zimmer hereintrat,
Schaute der Prediger ihm mit scharfen Blicken entgegen
Und betrachtete seine Gestalt und sein ganzes Benehmen
Mit dem Auge des Forschers, der leicht die Mienen enträtselt,
Lächelte dann und sprach zu ihm mit traulichen Worten:
Kommt Ihr doch als ein veränderter Mensch! Ich habe noch niemals
Euch so munter gesehen und Eure Blicke so lebhaft.
Fröhlich kommt Ihr und heiter; man sieht, Ihr habet die Gaben
Unter die Armen verteilt und ihren Segen empfangen.

Ruhig erwiderte drauf der Sohn mit ernstlichen Worten:
Ob ich löblich gehandelt, ich weiß es nicht; aber mein Herz hat
Mich geheißen zu thun, so wie ich genau nun erzähle.
Mutter, Ihr kramtet so lange, die alten Stücke zu suchen
Und zu wählen; nur spät war erst das Bündel zusammen,
Auch der Wein und das Bier ward langsam, sorglich gepacket.

Als ich nun endlich vor's Thor und auf die Straße hinauskam,
Strömte zurück die Menge der Bürger mit Weibern und Kindern
Mir entgegen; denn fern war schon der Zug der Vertriebnen.
Schneller hielt ich mich dran und fuhr behende dem Dorf zu,
Wo sie, wie ich gehört, heut übernachten und rasten.
Als ich nun meines Wegs die neue Straße hinanfuhr,
Fiel mir ein Wagen ins Auge, von tüchtigen Bäumen gefüget,
Von zwei Ochsen gezogen, den größten und stärksten des Auslands
Neben her aber ging mit starken Schritten ein Mädchen,
Lenkte mit langem Stabe die beiden gewaltigen Tiere,
Trieb sie an und hielt sie zurück, sie leitete klüglich.
Als mich das Mädchen erblickte, so trat sie den Pferden gelassen
Näher und sagte zu mir: Nicht immer war es mit uns so
Jammervoll, als Ihr uns heut auf diesen Wegen erblicket.
Noch nicht bin ich gewohnt, vom Fremden die Gabe zu heischen,
Die er oft ungern giebt, um los zu werden den Armen;
Aber mich drängt die Not zu reden. Hier auf dem Strohe
Liegt die erst entbundene Frau des reichen Besitzers,
Die ich mit Stieren und Wagen noch kaum, die schwangre, gerettet.
Spät nur kommen wir nach, und kaum das Leben erhielt sie.
Nun liegt neugeboren das Kind ihr nackend im Arme,
Und mit wenigem nur vermögen die Unsern zu helfen,
Wenn wir im nächsten Dorf, wo wir zu rasten gedenken,
Auch sie finden, wiewohl ich fürchte, sie sind schon vorüber.
Wär' Euch irgend von Leinwand nur was Entbehrliches, wenn Ihr
Hier aus der Nachbarschaft seid, so spendet's gütig den Armen.

Also sprach sie, und matt erhob sich vom Strohe die bleiche
Wöchnerin, schaute nach mir; ich aber sagte dagegen:
Guten Menschen fürwahr spricht oft ein himmlischer Geist zu,
Daß sie fühlen die Not, die dem armen Bruder bevorsteht;
Denn so gab mir die Mutter im Vorgefühle von Eurem
Jammer ein Bündel, sogleich es der nackten Notdurft zu reichen.
Und ich löste die Knoten der Schnur und gab ihr den Schlafrock
Unsers Vaters dahin und gab ihr Hemden und Leintuch.
Und sie dankte mit Freuden und rief: Der Glückliche glaubt nicht,
Daß noch Wunder geschehn; denn nur im Elend erkennt man
Gottes Hand und Finger, der gute Menschen zum Guten
Leitet. Was er durch Euch an uns thut, thu' er Euch selber!
Und ich sah die Wöchnerin froh die verschiedene Leinwand,
Aber besonders den weichen Flanell des Schlafrocks befühlen.
Eilen wir, sagte zu ihr die Jungfrau, dem Dorf zu, in welchem
Unsre Gemeine schon rastet und diese Nacht durch sich aufhält;
Dort besorg' ich sogleich das Kinderzeug, alles und jedes.

Und sie grüßte mich noch und sprach den herzlichsten Dank aus,
Trieb die Ochsen; da ging der Wagen. Ich aber verweilte,
Hielt die Pferde noch an; denn Zwiespalt war mir im Herzen,
Ob ich mit eilenden Rossen das Dorf erreichte, die Speisen
Unter das übrige Volk zu spenden, oder sogleich hier
Alles dem Mädchen gäbe, damit sie es weislich verteilte.
Und ich entschied mich gleich in meinem Herzen und fuhr ihr
Sachte nach und erreichte sie bald und sagte behende:
Gutes Mädchen[1], mir hat die Mutter nicht Leinwand alleine
Auf den Wagen gegeben, damit ich den Nackten bekleide,
Sondern sie fügte dazu noch Speis' und manches Getränke,
Und es ist mir genug davon im Kasten des Wagens.
Nun bin ich aber geneigt, auch diese Gaben in deine
Hand zu legen, und so erfüll' ich am besten den Auftrag;
Du verteilst sie mit Sinn, ich müßte dem Zufall gehorchen.
Drauf versetzte das Mädchen: Mit aller Treue verwend' ich
Eure Gaben; der Dürftige soll sich derselben erfreuen.
Also sprach sie. Ich öffnete schnell die Kasten des Wagens,
Brachte die Schinken hervor, die schweren, brachte die Brote,
Flaschen Weines und Biers, und reicht' ihr alles und jedes.
Gerne hätt' ich noch mehr ihr gegeben; doch leer war der Kasten.
Alles packte sie drauf zu der Wöchnerin Füßen und zog so
Weiter; ich eilte zurück mit meinen Pferden der Stadt zu.

Hermann stattet den Eltern und den Freunden den Bericht ab. Er war spät hinausgekommen und holte erst auf der Landstraße einen Wagen ein, auf dem eine Wöchnerin mit dem neugebornen Kinde dem schon fernen Zuge der Auswanderer nachfuhr. Ein Mädchen, das den Wagen lenkte, sprach ihn um etwas Entbehrliches von Leinwand an, und da war namentlich das Bündel, das ihm die Mutter mitgegeben, den Frauen eine höchst willkommene Gabe. Nach einiger Überlegung bat er das Mädchen, das ihm das größte Zutrauen einflößte, auch die Lebensmittel und alles Übrige zur Verteilung anzunehmen. Sie gelobte die Gaben treulich zu verwenden und zog weiter, er aber fuhr eilig nach Hause.

Dies ist die erste Begegnung des Paares, das für einander bestimmt war. Der Dichter hat die Beiden mit gutem Bedacht isoliert. Nachdem die Auswanderer vorübergezogen, und die Scharen der Städter sich verlaufen, ist auf dem Felde die friedliche Stille zurückgekehrt. Der wackere Jüngling und das freundlich vertrauende

Mädchen nehmen einander nicht in dem zerstreuenden Getümmel wahr und besprechen sich bei ihrem wohlthätigen Geschäft fast ohne Zeugen. Man sieht, warum Hermann erst so spät von Hause ausfahren durfte. Vergegenwärtigen wir uns die Erscheinung Dorotheens. Es ist von jeher rühmlich gefunden worden, daß Goethe den Eindruck, den die frische Kraft ihrer Gestalt machen soll, durch eine entsprechende Umgebung steigert. Der Wagen ist von tüchtigen Bäumen gefüget, ihn ziehen gewaltige Ochsen, sie geht mit starken Schritten nebenher und lenkt die Tiere klüglich mit dem langen Stabe. Hermann, der uns selbst zuerst als Bändiger der Rosse bekannt wird, mußte für dieses Bild aus der Landwirtschaft wohl ein aufmerksames Auge haben. Nun offenbart sich auf eine schöne Weise Dorotheens geistiges Wesen. Sie hat die schwangere Frau gerettet und begleitet jetzt die Mutter nebst dem neugebornen Kinde, die ohne ihren Beistand ganz hilflos wären. Ihre Anrede, ihre Bitte, ihr Dank, alles deutet auf eine dienstfertige Thätigkeit, auf einen verständigen Sinn und eine bescheidene Sicherheit des Betragens.

Hermann hat in Dorotheen ein Mädchen kennen gelernt, das ihm nach Seele, Gestalt und Betragen als das vollkommenste Weib erscheint. Er überläßt sich arglos seinen Empfindungen, in die sich nichts Trübes mischt, weil es ihm noch gar nicht in den Sinn kommt, daß er dieses Mädchen besitzen könnte. Daher ist in seinem Gesicht nichts weiter zu lesen als die Freude über jene Begegnung. Der scharfblickende Pfarrer sieht es ihm sogleich an, daß ihm etwas Erfreuliches begegnet sein muß. Erst die eigensüchtigen Bemerkungen des Apothekers, die mit Hermanns Mitgefühl für die Lage jener Frauen so stark kontrastieren, führen Hermann auf den Gedanken, daß es jetzt seine eigne Pflicht wäre, einem guten Mädchen die schützende Hand zu bieten. In diesem Augenblicke beginnen ihm seine Gefühle klar zu werden, die Eltern loben seine Gesinnung, die Erzählung der Mutter von der traurigen Zeit, in welcher der Vater um sie angehalten, bringt ihn selbst mit Dorotheen in ein ähnliches Verhältnis und ermuntert ihn, eine kühne Hoffnung zu fassen. Jetzt erst empfindet er, daß ihn und jenes herrliche Mädchen bereits ein unauflösliches Band

umschlungen hat. Dächte Hermann schon bei seiner Heimkehr im Ernst an eine Bewerbung um Dorotheen, so wäre es unerklärlich, wie er trotz der Sorge um die Zustimmung des Vaters und gegen seine Gewohnheit mit einem fröhlichen Gesichte eintreten könnte.

13. Mutter, ihr kramtet so lange, die alten Stücke zu suchen
Und zu wählen; nur spät war erst das Bündel zusammen.

Er ist böse darüber, daß ihn die Mutter so lange aufgehalten, denn möglicherweise hätte er Dorothea gar nicht mehr zu sehen bekommen. In seiner lieblichen Unschuld merkt er gar nicht, daß er damit seine stille Liebe verrät, deren er freilich sich selbst noch nicht bewußt ist. Dieselbe Bedeutung liegt in dem 79. Verse:

Gerne hätt' ich noch mehr ihr gegeben; doch leer war der Kasten.

32. — — — — Hier auf dem Strohe
Liegt die erst entbundene Frau des reichen Besitzers.

Sie ist auf der Flucht entbunden, weshalb der Wagen trotz der starken Bespannung zurückblieb. Goethe hat die Geschichte der Wöchnerin nicht vollständig erzählt. Man möchte fragen: Wo war ihr Mann hingekommen? wollte denn von ihrem Gesinde, das doch auch die Flucht ergriff, kein Knecht und keine Magd sie begleiten? Die Wöchnerin hat auch halb erwachsene Töchter und jüngere Kinder (VI, 131, 134); warum sind sie nicht bei der Mutter? Doch das alles ist gleichgültig und hat mit der Handlung des Epos nichts zu thun.

40. Wär' Euch irgend von Leinwand nur was Entbehrliches, wenn ihr
Hier aus der Nachbarschaft seid, so spendet's gütig den Armen.

Dorothea kann nicht wissen, daß der Jüngling in seinem eleganten Wagen ein Bündel alten Leinenzeuges hat; sie vermutet jedoch, daß er in der Nähe wohnt, und bittet ihn, ihr das Gewünschte zu holen oder nachzuschicken, was von einem großen Zutrauen zeugt.

44. Guten Menschen, fürwahr, spricht oft ein himmlischer Geist zu.

Die Mutter hat eine Ahnung von dem Bedürfnisse der Frauen gehabt. Die Worte entfließen einer Lieblingsmeinung Goethes. Er

war ein wenig Fatalist und setzte gerne auch in ernsten und tragischen Situationen die Handlungen und Erlebnisse des Menschen mit unbewußten mächtigen Trieben in Verbindung. Darum ließ er vorhin schon den Pfarrer dem Instinkte das Wort reden (I, 86).

51. — — — denn nur im Elend erkennt man
Gottes Hand und Finger

Hier ist von den beiden verwandten Wörtern keins überflüssig. Die Hand leitet bei Gefahren unsere Sache zu einem guten Ausgange, der Finger weiset uns bei unseren Handlungen auf das Richtige hin.

Als nun Hermann geendet, da nahm der gesprächige Nachbar
Gleich das Wort und rief: O glücklich, wer in den Tagen
Dieser Flucht und Verwirrung in seinem Haus nur allein lebt,
Wem nicht Frau und Kinder zu Seite bange sich schmiegen!
Glücklich fühl' ich mich jetzt; ich möchte um vieles nicht heute
Vater heißen und nicht für Frau und Kinder besorgt sein.
Öfters dacht' ich mir auch schon die Flucht und habe die besten
Sachen zusammengepackt; das alte Geld und die Ketten
Meiner seligen Mutter, wovon noch nichts verkauft ist.
Freilich bliebe noch vieles zurück, das so leicht nicht geschafft wird.
Selbst die Kräuter und Wurzeln, mit vielem Fleiße gesammelt,
Mißt' ich ungern, wenn auch der Wert der Ware nicht groß ist.
Bleibt der Provisor zurück, so geh' ich getröstet von Hause.
Hab' ich die Barschaft gerettet und meinen Körper, so hab' ich
Alles gerettet; der einzelne Mann entfliehet am leichtsten.

Nachbar, versetzte darauf der junge Hermann mit Nachdruck,
Keineswegs denk' ich wie Ihr und tadle die Rede.
Ist wohl der ein würdiger Mann, der im Glück und im Unglück
Sich nur allein bedenkt und Leiden und Freuden zu teilen
Nicht verstehet und nicht dazu von Herzen bewegt wird?
Lieber möcht' ich als je mich heute zur Heirat entschließen;
Denn manch gutes Mädchen bedarf des schützenden Mannes
Und der Mann des erheiternden Weibs, wenn ihm Unglück bevorsteht.

Lächelnd sagte darauf der Vater: So hör' ich dich gerne!
Solch ein vernünftiges Wort hast du mir selten gesprochen.

Aber es fiel sogleich die gute Mutter behend ein:
Sohn, fürwahr du hast recht; wir Eltern gaben das Beispiel.

Denn wir haben uns nicht an fröhlichen Tagen erwählet,
Und uns knüpfte vielmehr die traurigste Stunde zusammen.
Montag morgens — ich weiß es genau; denn Tages vorher war
Jener schreckliche Brand, der unser Städtchen verzehrte;
Zwanzig Jahre sinds nun; es war ein Sonntag wie heute,
Heiß und trocken die Zeit und wenig Wasser im Orte;
Alle Leute waren spazierend in festlichen Kleidern
Auf den Dörfern verteilt und in den Schenken und Mühlen.
Und am Ende der Stadt begann das Feuer. Der Brand lief
Eilig die Straßen hindurch, erzeugend sich selber den Zugwind.
Und es brannten die Scheunen der reichgesammelten Ernte,
Und es brannten die Straßen bis zu dem Markt, und das Haus war
Meines Vaters hierneben verzehrt und dieses zugleich mit.
Wenig flüchteten wir. Ich saß die traurige Nacht durch
Vor der Stadt auf dem Anger; die Kasten und Betten bewahrend;
Doch zuletzt befiel mich der Schlaf, und als nun des Morgens
Mich die Kühlung erweckte, die vor der Sonne herabfällt,
Sah ich den Rauch und die Glut und die hohlen Mauern und Essen.
Da war beklemmt mein Herz; allein die Sonne ging wieder
Herrlicher auf als je und flößte mir Mut in die Seele.
Da erhob ich mich eilend. Es trieb mich, die Stätte zu sehen,
Wo die Wohnung gestanden, und ob sich die Hühner gerettet,
Die ich besonders geliebt; denn kindisch war mein Gemüt noch.
Als ich nun über die Trümmer des Hauses und Hofes daher stieg,
Die noch rauchten, und so die Wohnung wüst und zerstört sah,
Kamst du zur andern Seite herauf und durchsuchtest die Stätte.
Dir war ein Pferd in dem Stalle verschüttet; die glimmenden Balken
Lagen darüber und Schutt, und nichts zu sehn war vom Tiere.
Also standen wir gegen einander, bedenklich und traurig;
Denn die Wand war gefallen, die unsere Höfe geschieden.
Und du faßtest darauf mich bei der Hand an und sagtest:
Lieschen, wie kommst du hierher? Geh weg! du verbrennest die Sohlen,
Denn der Schutt ist heiß, er sengt mir die stärkeren Stiefeln.
Und du hobest mich auf und trugst mich herüber durch deinen
Hof weg. Da stand noch das Thor des Hauses mit seinem Gewölbe,
Wie es jetzt steht; es war allein von allem geblieben.
Und du setztest mich nieder und küßtest mich, und ich verwehrt es.
Aber du sagtest darauf mit freundlich bedeutenden Worten:
Siehe, das Haus liegt nieder. Bleib' hier und hilf mir es bauen,
Und ich helfe dagegen auch deinem Vater an seinem.
Doch ich verstand dich nicht, bis du zum Vater die Mutter
Schicktest und schnell das Gelübd' der fröhlichen Ehe vollbracht war.

Noch erinnr' ich mich heute des halbverbrannten Gebälkes
Freudig und sehe die Sonne noch immer so herrlich heraufgehn;
Denn mir gab der Tag den Gemahl, es haben die ersten
Zeiten der wilden Zerstörung den Sohn mir der Jugend gegeben.
Darum lob' ich dich, Hermann, daß du mit reinem Vertrauen
Auch ein Mädchen dir denkst in diesen traurigen Zeiten
Und es wagtest zu frei'n im Krieg und über den Trümmern.

Je tiefer wir in das Gedicht hineinkommen, desto bestimmter treten die Charakterzüge der Personen hervor. So offenbart der Apotheker in seinen Bemerkungen zu Hermanns Erzählung die Gewohnheit, vor allem seine eigne Wohlfahrt zu bedenken. Diese Neigung müßte den Lesern und den edlen Männern, die wir gleichwohl vertraulich mit ihm verkehren sehen, ganz abscheulich vorkommen; und doch ist es nicht so. Warum? Die Fehler des Apothekers wurzeln nicht sowohl in der Verdorbenheit des Herzens, als in einer Unklarheit der Gedanken; er ist sich derselben so wenig bewußt, daß er von ihnen mit einigem Selbstgefühl spricht, und diese Naivetät macht ihn unzurechnungsfähig; ferner mischt sich das Schlimme mit besseren Empfindungen, und endlich tritt es nur in Äußerungen, nicht in schädlichen Handlungen hervor, weshalb diese Verkehrtheit nicht beleidigt, sondern mitunter belustigt. Er verdachte oben den Städtern ihre schadenfrohe Neugierde (I, 15), nicht weil dieselbe überhaupt ein roher Zug ist, sondern weil sie sich selbst zu sicher fühlten. Er ist ein so warmer Menschenfreund, daß er (I, 103) versicherte, er werde, nachdem er so viel Elend gesehen, schwerlich so bald wieder froh sein, und wirklich wollte ihm der Wein nicht schmecken, aber mit seiner Teilnahme verband sich die Besorgnis vor einem ähnlichen Schicksale. Diese Zweiseitigkeit giebt sich hier von neuem kund: der Egoismus verwandelt die Tugend in einen Fehler, und der Fehler verbirgt sich ihm selbst durch den Anschein einer Tugend. Hermann erzählt, in welcher kläglichen Lage er die flüchtige Wöchnerin angetroffen. Da preist der Apotheker sich glücklich, daß er unverheiratet geblieben. Der rechte Grund entschlüpft ihm zuletzt, wir merken den Zusammenhang seiner Gedanken:

der einzelne Mann entfliehet am leichtsten.

Ihm selbst aber kleidete sich seine Engherzigkeit in ein edles Gefühl: es wäre ihm schrecklich, Weiber und Kinder in Gefahr zu sehen. Weiter prahlt er mit seiner Furcht wie mit einer löblichen Vorsicht. Man hört noch nichts von einer Annäherung der Feinde, aber Geld und Kleinodien sind bereits gepackt. Seine Barschaft und seine Person sind bald in Sicherheit gebracht. Zwar kann er die Kräuter und Wurzeln nicht mitnehmen, doch der Provisor wird mit ihnen das Geschäft fortsetzen. Dieser bleibt in der Apotheke zurück, und ihm darf vor dem Feinde nicht grauen, denn wofür bekommt er sein Gehalt?

Hatte schon vorhin der lebhafte, muntere Blick darauf hingedeutet, daß mit Hermann eine Veränderung vor sich gehe, so werden wir jetzt noch mehr überrascht, als der schüchterne Jüngling mit bescheidener Festigkeit dem bejahrten Manne seine unschickliche Selbstliebe vorhält. Sah er doch dort ein Mädchen die Sorge für die bleiche Wöchnerin und den Säugling übernehmen. An diesem Beispiel reift seine eigne Gesinnung zu männlichem Ernst, und gerade die Gefahr der Zeiten legt ihm den Gedanken an eine Heirat nahe. Die Eltern sind darüber sehr erfreut; die Mutter erzählt, daß sie selbst sich einst verlobten, als eben ihre Häuser niedergebrannt waren. Wenn sie nun eine ausführliche Schilderung davon, wie der Brand das ganze Städtchen verzehrte, in die Geschichte ihrer Heirat einschaltet, so thut sie eigentlich etwas Überflüssiges. Sie wollte nur sagen, was Montag morgens geschah, und nahm in einer Parenthese den Sonntag hinzu, bei dem sie dann aber verweilt. Diese Episode brauchte der Dichter für die Geschichte der Stadt, und durch das bewegliche Wesen der lebhaften Frau ist die kleine Abschweifung hinreichend motiviert.

89. — — das alte Geld und die Ketten
Meiner seligen Mutter, wovon noch nichts verkauft ist.

Unter dem alten Gelde sind wohl goldene und silberne Schaumünzen zu verstehen, die sonst häufiger geprägt und als Andenken verschenkt wurden. Der Apotheker hebt mit einem nachdrücklichen spondeischen Verse hervor, daß er als guter Sohn und Wirt von dieser Habe nichts verkauft habe.

99. Ist wohl der ein würdiger Mann —.

Besaß der Geistliche Weib und Kind und ist ihrer nur nicht gedacht? Man muß dies beinahe annehmen, denn im andern Falle würde einerseits der Apotheker ihn vielleicht mit zu den Glücklichen gezählt haben, die jetzt nur für sich allein sorgen dürfen, und anderseits wäre der harte Tadel Hermanns auch gegen ihn gerichtet gewesen, wenn der Pfarrer nicht etwa katholisch ist.

113. Zwanzig Jahre sind's nun; es war ein Sonntag wie heute —.

Es ist also auch ein Sonntag, an dem die Vertriebenen an der Stadt vorbeiziehen. Die Einwohner hatten demnach Zeit hinauszulaufen, und wir können es uns jetzt erklären, warum die Fremden ihre Tagereise so abkürzen, denn obgleich es erst Mittag ist, gedenkt man im nächsten Dorfe zu übernachten.

115. Alle Leute waren, spazierend in festlichen Kleidern,
Auf den Dörfern verteilt und in den Schenken und Mühlen.

Die Mühlen gehören in manchen Gegenden zu den Lustörtern, besonders da sie in der Regel eine angenehme Lage haben. Wilhelm Meister fuhr mit den Schauspielern aufs Land hinaus. „Sie waren kaum auf der Mühle angekommen und hatten ein Essen bestellt, als eine Musik vor dem Hause sich hören ließ" (Lehrjahre 2. Buch, 4. Kap.).

119. Und es brannten die Scheunen der reich gesammelten Ernte.

„Die Scheunen der Ernte" statt „die Scheunen, in denen der Ernteertrag liegt", ist ein kühner Ausdruck. Gesammelt kann die Ernte heißen, weil das Getreide nach und nach eingefahren wird.

122. — — — — Ich saß die traurige Nacht durch
Vor der Stadt auf dem Anger, die Kasten und Betten bewahrend.

Der Anger ist mit Gras und Blumen bewachsen, wird aber nicht wie die Wiese gemäht. Oft läßt ein Dorf oder eine Stadt ein solches Stück Land zu einem gemeinsamen Gebrauche liegen. Wenn das junge Mädchen die Nacht hindurch auf dem Gemeindeanger saß,

so war sie wenigstens nicht allein, denn gewiß hatten sich viele Frauen mit ihren Kindern und der Habe hierher geflüchtet.

127. Da war beklemmt mein Herz; allein die Sonne ging wieder
Herrlicher auf als je und flößte mir Mut in die Seele.

Die Dichter haben uns daran gewöhnt, unsere Erlebnisse und Gemütszustände mit Naturszenen in Zusammenhang zu bringen, wie die Natur selbst durch ein „inniges Anklingen" und „Mitstimmen" auf unsere Empfindungen wirkt (Dichtung und Wahrh. 12. Buch). Desto mehr pflegt es dem Leidenden in das Herz zu schneiden, wenn draußen die Schöpfung, unbekümmert um seine Schmerzen, nach wie vor ihren heitern Glanz entfaltet. Wie manche Männer und Frauen mögen, als die Sonne am Morgen nach dem Brande so herrlich aufstieg, mit bitteren Empfindungen auf den ungestörten, teilnahmlosen Gang der Natur hingeblickt haben, und es ist ein bedeutsamer Charakterzug, daß das goldene Tageslicht, welches sich über die ausgebrannten Mauern und Essen ergoß, dem wackern Mädchen Mut in die Seele flößte.

138. Denn die Wand war gefallen, die unsere Höfe geschieden.

Der Bretterzaun, welcher zwischen beiden Höfen die Scheidewand gewesen, wurde vermutlich nicht wieder aufgerichtet.

155. Darum lob' ich dich, Hermann, daß du mit reinem Vertrauen
Auch ein Mädchen dir denkst in diesen traurigen Zeiten
Und es wagtest zu frei'n im Krieg —.

„Daß du dir ein Mädchen denkst" steht für das Gewöhnliche: „daß du an ein Mädchen denkst" und es zu freien wagen möchtest.

Da versetzte sogleich der Vater lebhaft und sagte:
Die Gesinnung ist löblich, und wahr ist auch die Geschichte,
Mütterchen, die du erzählst; denn so ist alles begegnet.
Aber besser ist besser. Nicht einen jeden betrifft es
Anzufangen von vorn sein ganzes Leben und Wesen;
Nicht soll jeder sich quälen, wie wir und andere thaten.
O wie glücklich ist der, dem Vater und Mutter das Haus schon
Wohlbestellt übergeben, und der mit Gedeihen es ausziert!

Aller Anfang ist schwer, am schwersten der Anfang der Wirtschaft.
Mancherlei Dinge bedarf der Mensch, und alles wird täglich
Teurer; da seh' er sich vor, des Geldes mehr zu erwerben.
Und so hoff' ich von dir, mein Hermann, daß du mir nächstens
In das Haus die Braut mit schöner Mitgift hereinführst;
Denn ein wackerer Mann verdient ein begütertes Mädchen,
Und es behaget so wohl, wenn mit dem gewünscheten Weibchen
Auch in Körben und Kasten die nützliche Gabe hereinkommt.
Nicht umsonst bereitet durch manche Jahre die Mutter
Viele Leinwand der Tochter von feinem und starkem Gewebe;
Nicht umsonst verehren die Paten ihr Silbergeräte,
Und der Vater sondert im Pulte das seltene Goldstück;
Denn sie soll dereinst mit ihren Gütern und Gaben
Jenen Jüngling erfreun, der sie vor allen erwählt hat.
Ja, ich weiß, wie behaglich ein Weibchen im Hause sich findet,
Das ihr eignes Gerät in Küch' und Zimmern erkennet,
Und das Bette sich selbst und den Tisch sich selber gedeckt hat.
Nur wohl ausgestattet möcht' ich im Hause die Braut sehn;
Denn die arme wird doch nur zuletzt vom Manne verachtet,
Und er hält sie als Magd, die als Magd mit dem Bündel hereinkam.
Ungerecht bleiben die Männer, die Zeiten der Liebe vergehen.
Ja, mein Hermann, du würdest mein Alter höchlich erfreuen,
Wenn du mir bald ins Haus ein Schwiegertöchterchen brächtest
Aus der Nachbarschaft her, aus jenem Hause, dem grünen.
Reich ist der Mann fürwahr; sein Handel und seine Fabriken
Machen ihn täglich reicher, denn wo gewinnt nicht der Kaufmann?
Nur drei Töchter sind da; sie teilen allein das Vermögen.
Schon ist die ältste bestimmt, ich weiß es; aber die zweite
Wie die dritte sind noch, und vielleicht nicht lange, zu haben.
Wär' ich an deiner Statt, ich hätte bis jetzt nicht gezaudert,
Eins mir der Mädchen geholt, so wie ich das Mütterchen forttrug.

Die Erzählung der Mutter könnte Hermann zu einer unklugen Verwegenheit verleiten, daher fügt der Wirt geschwind einige gute Lehren hinzu. Es sei wohlgethan, wenn der Jüngling sich ein begütertes Mädchen erwähle. Komme eine gute Mitgift in das ohnehin nicht arme Haus, wie angenehm sei es für den Mann, der Sorgen, welche der Anfang einer Wirtschaft immer mit sich bringe, enthoben zu sein, wie angenehm sei es für die junge Frau, wenn sie nicht alles, was sie besitzt und bedarf, der Güte des Mannes zu verdanken habe, vielmehr ihn selbst mit dem Eingebrachten erfreuen könne.

163. **Nicht soll jeder sich quälen, wie wir und andere thaten.**

Der Wirt hat sich nur mit den vorübergehenden, durch den Neubau verursachten Verlegenheiten und Mühen quälen dürfen. Er holte sich aus dem Nachbarhause eine vermögende Erbtochter, und sie selbst war es, an der er (180) die Erfahrung machte, wie behaglich sich eine junge Frau fühle, die mit eignem Geräte, mit eignem Bett- und Tischzeuge wirtschafte.

167. **Mancherlei Dinge bedarf der Mensch, und alles wird täglich Teurer —.**

Im Gegensatze zu dieser Bemerkung äußert der Pfarrer nachher (V, 13):

Vieles wünscht sich der Mensch, und doch bedarf er nur wenig.

Es ist leicht zu erkennen, wem man recht geben soll.

171. **Denn ein wackerer Mann verdient ein begütertes Mädchen.**

Auch hier ist nicht zu übersehen, daß Hermanns Wert von dem Vater keineswegs verkannt wird.

173. **— in Körben und Kasten.**

Der Sprachgebrauch stellt Kisten und Kasten zusammen. Die Körbe sind hier passender, und es traf sich glücklich, daß dieses Wort den Stabreim festhalten konnte.

184. **Denn die Arme wird doch nur zuletzt vom Manne verachtet,**
Und er hält sie als Magd, die als Magd mit dem Bündel hereinkam.

Seltsam genug erfaßt das Schicksal diese harten Worte des Wirtes und giebt ihm nachher eine Schwiegertochter, die wirklich scheinbar als Magd und alle ihre Habe in einem Bündelchen tragend ins Haus kommt. Ohne daß er es ahnte, sprach er eine Prophezeiung aus, die dann zum Teil in Erfüllung ging, doch nur um ihm in anderer Hinsicht seine Übereilung fühlbar zu machen, da er hier, die irdischen Güter überschätzend, den edlern Reichtum des Geistes und Gemütes, den ein Mädchen besitzen kann, nicht in Anschlag gebracht hatte. Die geheimnisvolle Macht, welche unsere Schicksale

gestaltet, scheint bisweilen selbst die Gedanken und Reden der Menschen nach dem nur ihr bekannten Ausgange zu formen, und es ist ergreifend, wenn solche bewußtlos ausgesprochene Worte sich in einem ganz andern Sinne erfüllen, als sie gemeint waren. Die Dichter erhöhen durch dieses Motiv die Bedeutsamkeit der Ereignisse. Wohl am wirkungsvollsten hat es Schiller im Wallenstein an der berühmten Stelle verwendet:

Ich denke einen langen Schlaf zu thun &c.

Wallenstein selbst prophezeit sich hiermit einen Schlaf, aus dem ihn niemand mehr erweckt.

186. **Ungerecht bleiben die Männer, die Zeiten der Liebe vergehen.**

In der Mitte dieses Verses enthielt ein Daktylus drei Kürzen: die | Männer, und die | Zeiten. Man machte Goethe hierauf aufmerksam, aber er scherzte über das Versehen, wollte nichts ändern, sondern „die siebenfüßige Bestie" (indem er jenen Versfuß als zwei Spondeen auffaßte) stehen lassen. In der Ausgabe letzter Hand (1830) strich er doch schließlich das „und".

187. **Ja, mein Hermann, du würdest mein Alter höchlich erfreuen.**

Es fehlt jede bestimmtere Angabe über das Alter des Wirtes. Da sich in seinem Wesen noch so viel Lebendigkeit kundgiebt, dürfen wir ihm wohl höchstens funfzig Jahre zuteilen. Viel jünger kann er nach anderen Andeutungen aber auch nicht gewesen sein. Er selbst äußert (265): Lange hab' ich gelebt, und Hermann sagt wohl (IV, 184) nicht ohne Beziehung:

Denn der Vater wird alt, und mit ihm altern die Söhne.

Ungewöhnliche Ausdrücke sind in dem Abschnitte: 160. So ist alles begegnet, für: geschehen; 177. Der Vater sondert das seltene Goldstück, für: er legt es in ein besondres Behältnis.

Da versetzte der Sohn bescheiden dem dringenden Vater:
Wirklich, mein Wille war auch, wie Eurer, eine der Töchter
Unsers Nachbars zu wählen. Wir sind zusammen erzogen,

Spielten neben dem Brunnen am Markt in früheren Zeiten,
Und ich habe sie oft vor der Knaben Wildheit beschützet.
Doch das ist lange schon her: es bleiben die wachsenden Mädchen
Endlich billig zu Haus und fliehn die wilderen Spiele.
Wohlgezogen sind sie gewiß. Ich ging auch zu Zeiten
Noch aus alter Bekanntschaft, so wie Ihr es wünschet, hinüber;
Aber ich konnte mich nie in ihrem Umgang erfreuen.
Denn sie tadelten stets an mir, das mußt' ich ertragen:
Gar zu lang war mein Rock, zu grob das Tuch, und die Farbe
Gar zu gemein, und die Haare nicht recht gestutzt und gekräuselt.
Endlich hatt' ich im Sinne, mich auch zu putzen, wie jene
Handelsbübchen, die stets am Sonntag drüben sich zeigen,
Und um die, halbseiden, im Sommer das Läppchen herumhängt;
Aber noch früh genug merkt' ich, sie hatten mich immer zum besten;
Und das war mir empfindlich, mein Stolz war beleidigt; doch mehr noch
Kränkte michs tief, daß so sie den guten Willen verkannten,
Den ich gegen sie hegte, besonders Minchen, die jüngste.
Denn so war ich zuletzt an Ostern hinübergegangen,
Hatte den neuen Rock, der jetzt nur oben im Schrank hängt,
Angezogen und war frisiert wie die übrigen Bursche.
Als ich eintrat, kicherten sie; doch zog ichs auf mich nicht.
Minchen saß am Klavier; es war der Vater zugegen,
Hörte die Töchterchen singen und war entzückt und in Laune.
Manches verstand ich nicht, was in den Liedern gesagt war;
Aber ich hörte viel von Pamina, viel von Tamino,
Und ich wollte doch auch nicht stumm sein. Sobald sie geendet,
Fragt' ich dem Texte nach und nach den beiden Personen.
Alle schwiegen darauf und lächelten; aber der Vater
Sagte: Nicht wahr, mein Freund, Er kennt nur Adam und Eva?
Niemand hielt sich alsdann, und laut auf lachten die Mädchen,
Laut auf lachten die Knaben, es hielt den Bauch sich der Alte.
Fallen ließ ich den Hut vor Verlegenheit, und das Gekicher
Dauerte fort und fort, so viel sie auch sangen und spielten.
Und ich eilte beschämt und verdrießlich wieder nach Hause,
Hängte den Rock in den Schrank und zog die Haare herunter
Mit den Fingern und schwur nicht mehr zu betreten die Schwelle.
Und ich hatte wohl recht; denn eitel sind sie und lieblos,
Und ich höre, noch heiß' ich bei ihnen immer Tamino.

Da versetzte die Mutter: Du solltest, Hermann, so lange
Mit den Kindern nicht zürnen; denn Kinder sind sie ja sämtlich.
Minchen fürwahr ist gut und war dir immer gewogen;
Neulich fragte sie noch nach dir. Die solltest du wählen.

Da versetzte bedenklich der Sohn: Ich weiß nicht, es prägte
Jener Verdruß sich so tief bei mir ein, ich möchte fürwahr nicht
Sie am Klaviere mehr sehn und ihre Liedchen vernehmen.

Hermann erzählt nun, daß er wirklich die Absicht gehegt, den Wünschen des Vaters nachzukommen, aber vor einigen Monaten hätten ihn die Töchter des reichen Kaufmanns durch ihren lieblosen Spott so tief gekränkt, daß er das Haus nicht mehr betreten könne. Der Dichter erreicht mit der Geschichte dieses Besuches einen doppelten Zweck. Wir erkennen einmal Hermanns Willfährigkeit, auf die Wünsche des Vaters einzugehen, und wir erkennen ferner, daß es ihm an Neigung und natürlicher Gewandtheit fehlte, sich in einem geselligen Kreise zu bewegen, der über seinen Stand war. Beides rechtfertigt ihn, wenn er nun dem eignen Herzen zu folgen gedenkt und mit den feinen, klavierspielenden Fräuleins nichts mehr zu schaffen haben will. Sollte hier, wie in der Erzählung von der Salzburgerin, der Sohn des wohlhabenden Bürgers ein schlichtes Landmädchen heiraten, so mußte Hermanns Charakter danach angelegt werden. Ihm mußte die entschiedene Vorliebe für ein häusliches Stilleben eigen sein und mit der Lust zum gesellschaftlichen Verkehre auch diejenige Bildung, welche derselbe erfordert, fremd bleiben. Goethe betont diesen Charakterzug so sehr, daß er seinen Helden wirklich einmal eine lächerliche Figur machen läßt, und er konnte dies wagen, weil er ihn in anderen und wichtigeren Beziehungen so hoch gestellt hat. Hermanns einmaliger Versuch, sich auch in einen feinen jungen Mann zu metamorphosieren, mußte wohl fehlschlagen, da ihn die ungewohnte Kleidung und Haartracht, zumal in Gegenwart der Handelsbübchen (Kommis), die in den Künsten des Umganges rechte Virtuosen zu sein pflegen, noch mehr der Unbefangenheit beraubten. Von Pamina und Tamino hätte er ebenso gut etwas wissen können, wie die anderen jungen Leute. Er fragte nach den beiden Personen, und die Neugier, die der Pfarrer vorhin so gerühmt, war dem guten Jünglinge verderblich. Er wurde ausgelacht, und nun ließ er gar noch den Hut fallen.

Im allgemeinen kann man nicht sagen, daß Gewandtheit und geistige Regsamkeit im Verkehr mit anderen nur scheinbare Vorzüge sind. Aber freilich machen sie nicht den Wert des Menschen aus,

und es erweckt einiges Mißtrauen, wenn ein Jüngling, der kaum den Knabenjahren entwachsen ist, sich leicht und zierlich in modernem Anzuge bewegt, als angenehmer Gesellschafter sich munter und witzig an der Kritik des Theaters und der neuesten Romane beteiligt und nicht mehr durch die Anwesenheit der Frauen eingeschüchtert wird; denn er hat in der Regel nicht Zeit gehabt, an eine ernstere Bildung zu denken. Jean Paul schildert daher gerne solche Jünglinge, die bei ihrer stillen Beschäftigung mit würdigeren Dingen es versäumten, sich Weltklugheit und ein gewandtes Benehmen anzueignen, die sich daher durch ihre naive Unbeholfenheit manchen Spott zuziehen, aber dafür tausendfach entschädigt werden, weil man sehr bald ihre ehrliebende Gesinnung und ihr tüchtiges Wesen erkennt. So hat Goethe hier seinen Hermann unbedenklich dem Gelächter preisgegeben; denn wir kennen schon den regsamen Fleiß des Jünglings, wir hörten von seiner mutigen Bereitschaft, für andere zu sorgen, wie er bereits als Knabe die kleinen Mädchen beschützte, wir hörten ihn seinen Unwillen darüber aussprechen, daß mancher in allem nur den eignen Vorteil im Auge habe, und so werden andere Beweise dafür folgen, daß diese schüchterne Zurückgezogenheit, die hier eine belustigende Ungeschicklichkeit veranlaßte, andrerseits eine reine und kraftvolle Entwickelung seiner sittlichen Triebe begünstigte.

199. — — Wir sind zusammen erzogen.

Nämlich in der Stadtschule, die gewöhnlich von Knaben und Mädchen zugleich besucht wird.

210. Endlich hatt' ich im Sinne, mich auch zu putzen, wie jene
Handelsbübchen, die stets am Sonntag drüben sich zeigen,
Und um die, halbseiden, im Sommer das Läppchen herumhängt.

Hermann hat nach Monaten seinen Ärger noch nicht überwinden können und spricht von den jungen Kaufleuten, die ihn durch ihr leichtes Benehmen ausstachen, und weiterhin von den lachlustigen Töchterchen noch jetzt mit spöttischer Bitterkeit. Die halbseidenen Läppchen sind vermutlich leichte Sommerröcke, von denen vier zu-

sammen nicht so viel kosteten wie der Sürtout, den sich Hermann zu der Staatsvisite angeschafft hatte.

224. Aber ich hörte viel von Pamina, viel von Tamino.

Die Zauberflöte, in welcher dieses Paar auftritt, wurde von Mozart 1791 komponiert und noch in demselben Jahre in Wien zuerst aufgeführt. Sie erregte überall das höchste Entzücken und mochte damals alle Klaviere in Bewegung setzen. Das im Sinne der sogenannten Gebildeten Lächerliche und Kompromittierende an Hermanns Benehmen liegt aber nicht nur darin, daß er von der allbekannten Oper nichts weiß, sondern auch darin, daß er für den Text, statt für die Musik, Interesse an den Tag legt.

235. Mit den Fingern.

Die ungewöhnliche Wortstellung soll wohl darauf aufmerksam machen, daß Hermann in der Hitze nicht erst einen Kamm nahm, um die künstlichen Locken zu zerstören.

242. Da versetzte bedenklich der Sohn: Ich weiß nicht, es prägte
Jener Verdruß sich so tief bei mir ein —.

Die Mutter redet Hermann nochmals zu, die Schulfreundin zu wählen, mit der er sonst offenbar in einem traulichen Vernehmen gestanden. Die ersten Worte seiner ablehnenden Antwort sollen natürlich nicht eine Unentschiedenheit dem mütterlichen Verlangen gegenüber ausdrücken, sondern sind als Einleitung zum Folgenden zu nehmen: Ich weiß selbst nicht, wie es kommt, aber es ist so; meine Abneigung ist seitdem unheilbar.

Doch der Vater fuhr auf und sprach die zornigen Worte:
Wenig Freud' erleb' ich an dir! Ich sagt' es doch immer,
Als du zu Pferden nur und Lust nur bezeigtest zum Acker:
Was ein Knecht schon verrichtet des wohlbegüterten Mannes,
Thust du; indessen muß der Vater des Sohnes entbehren,
Der ihm zur Ehre doch auch vor anderen Bürgern sich zeigte.
Und so täuschte mich früh mit leerer Hoffnung die Mutter,
Wenn in der Schule das Lesen und Schreiben und Lernen dir niemals
Wie den andern gelang und du immer der unterste saßest.
Freilich, das kommt daher, wenn Ehrgefühl nicht im Busen

Eines Jünglings lebt, und wenn er nicht höher hinauf will.
Hätte mein Vater gesorgt für mich, so wie ich für dich that,
Mich zur Schule gesendet und mir die Lehrer gehalten,
Ja, ich wäre was anders als Wirt zum goldenen Löwen.

Aber der Sohn stand auf und nahte sich schweigend der Thüre,
Langsam und ohne Geräusch; allein der Vater entrüstet
Rief ihm nach: So gehe nur hin! ich kenne den Trotzkopf.
Geh und führe fortan die Wirtschaft, daß ich nicht schelte;
Aber denke nur nicht, du wolltest ein bäurisches Mädchen
Je mir bringen ins Haus als Schwiegertochter, die Trulle.
Lange hab' ich gelebt und weiß mit Menschen zn handeln,
Weiß zu bewirten die Herren und Frauen, daß sie zufrieden
Von mir weggehn; ich weiß den Fremden gefällig zu schmeicheln.
Aber so soll mir denn ein Schwiegertöchterchen endlich
Wiederbegegnen und so mir die viele Mühe versüßen;
Spielen soll sie mir auch das Klavier; es sollen die schönsten,
Besten Leute der Stadt sich mit Vergnügen versammeln,
Wie es Sonntags geschieht im Hause des Nachbars. Da drückte
Leise der Sohn auf die Klinke, und so verließ er die Stube.

Der Wirt ist nun äußerst verdrießlich, daß sein Wunsch, sich mit der reichen Kaufmannsfamilie zu verschwägern, so zu Wasser wird, und Hermann muß die Sache ausbaden. Das Ehrgefühl hätte er dem Sohne nicht absprechen sollen, denn was anders als ein sehr empfindliches Ehrgefühl hatte Hermann zum Bruche mit den Gespielinnen seiner Kindheit veranlaßt? Der Vater meint jedoch den Trieb, eine angesehene Stellung zu erlangen, und dieser war Hermann allerdings nicht eigen. Da er nun einmal im Zuge ist, genügt ihm auch des Sohnes treuer Fleiß nicht mehr, und er rückt ihm sogar — ihm, dem Erwachsenen, in Gegenwart des Pfarrers und des Apothekers! — in kränkender Weise die Schuljahre vor. Daß sich dem gegenüber Hermann entfernt und zwar auf die bescheidenste Weise (er wartet noch an der Thür, bis der Vater ausgeredet!), ist ihm wahrlich nicht zu verdenken. Und dennoch hat der Vater nicht ganz Unrecht, wenn er ihm nachruft:

So gehe nur hin, ich kenne den Trotzkopf!

Zeugt es nicht von einem gewissen Eigensinn, daß er gleich schwur, jene Schwelle nicht wieder zu betreten, und zeugt es nicht ebenso von einer seltsamen Verschlossenheit, daß er den Eltern,

selbst der liebevollen Mutter, erst nach so langer Zeit den ärgerlichen Vorfall erzählt?

Nunmehr tritt auch der Charakter des Wirtes schon in ein helleres Licht. Er hatte mit den Vertriebenen Mitleid gefühlt, seine Kutsche, seine häusliche Einrichtung bekundeten das Gefallen an einem würdigen Wohlstande; wie ihn ein gegenwärtiges Unglück nicht niederschlug, sondern zur Thätigkeit anregte, so verscheucht er die Sorge mit männlichen klugen und frommen Gedanken; er liebt das Behagen, die Geselligkeit, ein heiteres Gespräch mit Nachbarn und Freunden; mehr war uns bis dahin nicht mitgeteilt. Jetzt treten bei der Verhandlung mit Hermann diejenigen Eigenschaften hervor, die uns in Vater und Sohn ganz verschiedene Naturen erkennen lassen. Der eine meidet den Verkehr, der andere bewegt sich mit Gewandtheit unter den Menschen und versteht jeden nach seiner Weise zu behandeln. Das Gefühl des Sohnes ist stark und innig. Er verschließt die tief empfundene Bewegung in der Brust und schafft sich nur in der Einsamkeit Luft. Der lebhafte Vater gerät leicht in eine leidenschaftliche Aufregung. Er würde sich im Hause des Kaufmanns unter gleichen Umständen nicht mit einem stillen Grimme begnügt, sondern die Unbill mit einem derben Worte zurückgewiesen haben. Dem Sohne gewährt die Thätigkeit in dem schönen ländlichen Besitztume eine ausreichende Freude, der ehrgeizige Vater strebt nach Beifall und Ansehen. Der Dichter ist berechtigt, solche Gegensätze von verschiedenen Naturanlagen herzuleiten, aber die Darstellung gewinnt an innerer Wahrheit, wenn sie zugleich als das Ergebnis verschiedener Verhältnisse erscheinen, und man darf nicht übersehen, daß Goethe hier die Umstände auf diese Weise mitwirken läßt. Hermann wächst unter den Augen eines Vaters heran, der nicht die Zügel aus den Händen giebt und bei seiner Tüchtigkeit sowohl selbst überall thätig eingreift, als auch von anderen etwas fordert. Der Sohn hatte nie das Haus verlassen und konnte unter der steten Bevormundung kaum zu einiger Selbständigkeit gelangen, während die häufigen Zurechtweisungen des ungeduldigen Mannes ihn noch mehr einschüchterten, seine Verschlossenheit und seinen stillen Eigensinn steigerten, wenn nicht gar verursachten. Der Vater hatte seine Jugend unter ganz anderen

Umständen verlebt. Er führte seiner verwitweten Mutter die Wirtschaft und war mit zwanzig Jahren vielleicht schon selbständig und Herr im Hause. So ist auch Dorotheens reifes Wesen mit einer frühen Verwaisung in Verbindung gebracht.

Nun verweilen wir noch einen Augenblick bei dem Wunsche des Vaters, daß er gern etwas Besseres geworden wäre, als Wirt zum goldenen Löwen. Der Dichter läßt ihn sich an seiner Stellung als Bürger und als Landbesitzer erfreuen, aber von der Gastwirtschaft zeigt er uns wenig mehr als das Aushängeschild, wie er dem Wirte selbst als solchem keine charakteristische Eigenschaften beilegt. Dies geschieht gewiß nicht ohne Ursachen. Einer so aufstrebenden Natur konnte nämlich im Grunde das Gewerbe nicht zusagen. Man gewöhnt sich da leicht an ein unmännliches Dienern und Schmeicheln, an eine Unterwürfigkeit gegen Personen von geringem oder unbekanntem Werte, die jeden gerne für ihr Geld als einen Mietling behandeln. In dieser Lage kamen nun unserm Wirte der Ehrgeiz und die Tüchtigkeit zu Hilfe. Er wußte aus der Not eine Tugend zu machen und sah einen Ruhm darin, die reisenden Herren und Damen aufs beste unterhalten und bewirten zu können. Dennoch empfindet er es als ein Übel, daß ihm sein Stand diese Selbstverleugnung auferlegt. Daher will er wenigstens eine Entschädigung. Auch ihm soll Respekt bewiesen und geschmeichelt werden. Mit dem Sohne ist nichts anzufangen, und daher möchte er wenigstens ein zierliches, gebildetes und freundliches Schwiegertöchterchen um sich haben, das ihn eine kindliche Zärtlichkeit kennen lehrte und sich ihm zur Ehre vor den Leuten zeigte. Er möchte wenigstens am Sonntage zu den Herrschaften gehören, bei denen musiziert wird und sich eine erlesene Gesellschaft mit Vergnügen versammelt. Dies alles war nun gar nicht nach Hermanns Sinn, und man sieht, welchen Herzenswunsch ihm der Vater zum Opfer bringt, als er in die Verbindung mit dem einfachen Landmädchen willigt.

257. Mich zur Schule gesendet und mir die Lehrer gehalten.

Das Letzte wird sich auf einen umfassenden Privatunterricht beziehen, der den langsamen Knaben fördern sollte und der dem Vater nicht zu teuer war.

262. Geh' und führe fortan die Wirtschaft, daß ich nicht schelte.

Führe wie bisher die Wirtschaft auf die Weise, daß nichts zu tadeln ist, doch denke nicht, daß es dir deshalb freistehen wird, ein bäurisches Mädchen zu heiraten.

264. — als Schwiegertochter, die Trulle!

Das Wort ist mit trollen verwandt, welches von einem schwerfälligen, humpelnden Traben gebraucht wird; also so viel als: plumpe Dirne.

271. Besten Leute der Stadt sich mit Vergnügen versammeln.

Nämlich bei mir.

272. — — — — — Da drückte
Leise der Sohn auf die Klinke, und so verließ er die Stube.

Die Klinke ist ursprünglich der Riegel, hier — wie jetzt allgemein — der Griff, auf den man drückt, um die unverriegelte Thür zu öffnen.

Thalia.

(Dritter Gesang.)

Die Bürger.

Nach der heftigen Szene, der wir beigewohnt haben, läßt der Dichter in die Handlung eine Pause eintreten. Das Gewitter ist vorüber, wir sehen die Wolken abziehen. Der Vater rechtfertigt seine Unzufriedenheit mit Hermann, die Mutter sucht diesen zu entschuldigen und geht ihm nach, um ihn durch ein freundliches Wort aufzurichten. Wir vergessen den persönlichen Streit, indem unser Blick auf einen allgemeinern Gegenstand gelenkt wird. Goethe benutzt den Ruhepunkt auf sehr geschickte Weise, indem er eine Schilderung des Städtchens einschaltet und zugleich auf eine vollere Charakteristik der Personen bedacht ist. Der Wirt und der Apotheker sollen, wie die Überschrift sagt, sich uns als Bürger dar-

stellen. Nicht daß hier im Vergleiche mit dem Gange der französischen Revolution ein politisches Moment des deutschen Bürgerlebens entfaltet wäre, denn wenn auch die fortschreitende Zeit und das Beispiel des Auslandes den Wirt zu seinen Verbesserungen angeregt haben, so beschränken sich die letzteren lediglich auf das Bauwesen, gleichsam auf die häusliche Einrichtung der Stadt, und der Apotheker spricht wieder nur von seinem eignen Hause und Garten, die ein bürgerliches Interesse nur insofern berühren, als sie an ihrem Teile das Aussehen des Städtchens verschönern oder entstellen.

Die erste Überschrift (Thalia, die Muse des Lustspiels) deutet auf die Gespräche der „Bürger", unter denen der Apotheker, eine rechte Lustspielfigur, ergötzlich hervortritt.

Also entwich der bescheidene Sohn der heftigen Rede;
Aber der Vater fuhr in der Art fort, wie er begonnen:
Was im Menschen nicht ist, kommt auch nicht aus ihm, und schwerlich
Wird mich des herzlichsten Wunsches Erfüllung jemals erfreuen,
Daß der Sohn dem Vater nicht gleich sei, sondern ein beſſ'rer.
Denn was wäre das Haus, was wäre die Stadt, wenn nicht immer
Jeder gedächte mit Lust zu erhalten und zu erneuen
Und zu verbessern auch, wie die Zeit uns lehrt und das Ausland!
Soll doch nicht als ein Pilz der Mensch dem Boden entwachsen
Und verfaulen geschwind an dem Platze, der ihn erzeugt hat,
Keine Spur nachlassend von seiner lebendigen Wirkung.
Sieht man am Hause doch gleich so deutlich, wes Sinnes der Herr sei,
Wie man das Städtchen betretend die Obrigkeiten beurteilt;
Denn wo die Türme verfallen und Mauern, wo in den Gräben
Unrat sich häufet und Unrat auf allen Gassen herumliegt,
Wo der Stein aus der Fuge sich rückt und nicht wieder gesetzt wird,
Wo der Balken verfault und das Haus vergeblich die neue
Unterstützung erwartet: der Ort ist übel regieret.
Denn wo nicht immer von oben die Ordnung und Reinlichkeit wirket,
Da gewöhnet sich leicht der Bürger zu schmutzigem Saumsal,
Wie der Bettler sich auch an lumpige Kleider gewöhnet.
Darum hab' ich gewünscht, es solle sich Hermann auf Reisen
Bald begeben und sehn zum wenigsten Straßburg und Frankfurt
Und das freundliche Mannheim, das gleich und heiter gebaut ist.
Denn wer die Städte gesehn, die großen und reinlichen, ruht nicht,
Künftig die Vaterstadt selbst, so klein sie auch sei, zu verzieren.
Lobt nicht der Fremde bei uns die ausgebesserten Thore

Und den geweißten Turm und die wohlerneuerte Kirche?
Rühmt nicht jeder das Pflaster? die wasserreichen, verdeckten,
Wohlverteilten Kanäle, die Nutzen und Sicherheit bringen,
Daß dem Feuer sogleich beim ersten Ausbruch gewehrt sei?
Ist das nicht alles geschehn seit jenem schrecklichen Brande?
Bauherr war ich sechsmal im Rat und habe mir Beifall,
Habe mir herzlichen Dank von guten Bürgern verdienet,
Was ich angab, emsig betrieben und so auch die Anstalt
Redlicher Männer vollführt, die sie unvollendet verließen.
So kam endlich die Lust in jedes Mitglied des Rates.
Alle bestreben sich jetzt, und schon ist der neue Chausseebau
Fest beschlossen, der uns mit der großen Straße verbindet.
Aber ich fürchte nur sehr, so wird die Jugend nicht handeln.
Denn die einen, sie denken auf Lust und vergänglichen Putz nur;
Andere hocken zu Haus und brüten hinter dem Ofen.
Und, das fürcht' ich, ein solcher wird Hermann immer mir bleiben.

Der Dichter beruhigt die Leser, indem er den Wirt selbst ruhiger werden läßt. So sehr dieser erzürnt ist, bereitet sich doch eine Milderung seines Unwillens über Hermann darin vor, daß ihm dessen Lässigkeit nicht mehr als eine vereinzelte, persönliche Untugend, sondern als ein Fehler der Zeit erscheint, da manche Obrigkeit und Bürgerschaft ihre Stadt verfallen lasse und die Jugend überhaupt so wenig verspreche, denn die einen, wie jene Handelsbübchen, denken nur auf eiteln Tand, und die anderen lieben es, wie Hermann selbst, hinter dem Ofen zu hocken. Ein unermüdlich fortstrebendes Schaffen rechnet er zum wahren Wesen des Menschen. Nun konnte er von dem thätigen Jünglinge eigentlich nicht voraussetzen, daß er jemals sein Haus und seine Wirtschaft vernachlässigen würde; worauf richten sich also seine Vorwürfe, und weshalb waren sie dennoch nicht so unbillig? Es verdrießt ihn, daß Hermann sich in einen engen Lebenskreis einspinnt und weder Geschick noch Neigung zeigt, sich jemals unter den Bürgern der Stadt hervorzuthun. Was er selbst als sechsmaliger Bauherr ausgeführt, gereicht ihm in der That zur Ehre. Die Geschäfte waren zeitraubend, wurden nicht immer mit Dank vergolten, und er kam oft aus der Sitzung des Rates mit Verdruß und Ärger nach Hause. Wo jemand sich freiwillig einem beschwerlichen Amte unterzieht und über die häuslichen Interessen hinaus eine gemein=

nützige Angelegenheit ins Auge faßt, da kann von keiner Eitelkeit nur von einem ehrliebenden, strebsamen Sinn die Rede sein. Bisher hat der Vater an nichts merken können, daß Hermann einst denselben Weg einschlagen werde, und sein ungeduldiges Aufbrausen hat eine wahrhaft edle Seite, da sich in ihm gleichsam der Inbegriff der Vaterliebe ausspricht. Denn wie bedeutsam ist seine Klage, ihn werde schwerlich jemals die Erfüllung des herzlichsten Wunsches erfreuen,

Daß der Sohn dem Vater nicht gleich sei, sondern ein Beſſ'rer.

Wem fällt hier nicht die herrliche Stelle aus der Ilias (VI, 476) bei, wo Hektor beim Abschiede von Andromache den kleinen Astyanax in die Arme nimmt nnd ihm seinen Vatersegen in dem Gebete giebt, daß Zeus und die anderen Götter dem Sohne Ruhm und Kraft verleihen möchten, damit man einst sage, er sei viel besser als der Vater. Goethe hat diese Szene sicher im Sinne gehabt. Eine so vollkommene, neidlose Liebe ist selbst unter Freunden und Brüdern selten zu finden, aber Väter sind ihrer wohl immer fähig.

3. Was im Menschen nicht ist, kommt auch nicht aus ihm.

Man glaubt, die Worte bedeuten, daß die Erziehung nicht in den Menschen hineinbringen könne, was er nicht von Natur besitzt. Mit dieser Ansicht tritt aber die Mutter nachher ihrem Manne entgegen, und er kann also hier nur sagen wollen: Hermann besitzt einmal kein Ehrgefühl, und es ist demnach auch auf kein ehrliebendes Streben zu hoffen.

5. Daß der Sohn dem Vater nicht gleich sei, sondern ein Beſſ'rer.

Die Freude der Väter an solchen Söhnen ist ein uraltes poetisches Motiv. So liegt schon im Hildebrandsliede dem Kampfe des Vaters mit dem Sohn der schöne menschliche Reiz zu Grunde, daß der alte Waffenmeister nach 30 Jahre langer Abwesenheit sein Knäblein zu einem so stattlichen Helden erwachsen findet. Der macedonische König hieß Alexandern, mit herzlicher Freude an dem jungen Titanen, sich ein anderes, größeres Reich suchen. Doch mehr als

andere Beispiele gehört die Äußerung hierher, die Goethe selbst von seinem Vater berichtet: Wenn du nicht mein Sohn wärest, könnte ich dich beneiden. (Dichtung u. Wahrh. 17. Buch.) Vergl. auch Goethe in „Maximen u. Reflexionen" (3. Abteilung): „Das Altertum setzen wir gern über uns, aber die Nachwelt nicht. Nur ein Vater neidet seinem Sohne nicht das Talent."

17. Wo der Balken verfault und das Haus vergeblich die neue
Unterstützung erwartet: der Ort ist übel regieret.

Nach dem Zusammenhang bezeichnet das Haus hier die öffentlichen Gebäude der Stadt.

22. Darum hab' ich gewünscht, es soll sich Hermann auf Reisen
Bald begeben und sehn zum wenigsten Straßburg und Frankfurt
Und das freundliche Mannheim, das gleich und heiter gebaut ist.

Wenn Hermann sich zu dieser Lustreise noch zureden ließ, so überschritt seine Anhänglichkeit an das Haus in der That das erlaubte Maß. Goethe nennt jene drei Städte, die ihm selbst und zum Teil wegen ihres Einflusses auf seine eigne Bildung sehr lieb waren. Ferner sind sie wohl von Hermanns Heimat aus als die nächsten bedeutenderen Ziele eines Ausfluges zu betrachten. Mannheim verdankt seine heitere Regelmäßigkeit dem Umstande, daß es 1699, elf Jahre nach der Zerstörung durch die Franzosen, neu aufgebaut wurde. „Diese ganz regelmäßig und schön gebaute Stadt bildet einen länglichen Zirkel, der von 11 längs und 10 quer laufenden, schnurgeraden, gut gepflasterten, sehr reinlichen, des Nachts erleuchteten und mit schönen Häusern besetzten Straßen in 112 Quadrate zerschnitten wird. Die nach der Stadt führenden Landstraßen sind mit Obstbäumen bepflanzt, und in einen üppigen Gartenkranz gehüllt zeigt sich die Stadt mit ihrem kolossalen Schlosse, der schönen Kuppel der Jesuitenkirche und den übrigen Kirchtürmen" (J. G. Fr. Cannabich „Hilfsbuch beim Unterricht in der Geographie" 135, I, 801)

38. Alle bestreben sich jetzt, und schon ist der neue Chausseebau
Fest beschlossen, der uns mit der großen Straße verbindet.

Die Phantasie darf nicht bei den bereits ins Werk gesetzten Verbesserungen still stehen, und dieser neue Beschluß läßt ihr den Blick

in eine ebenso thätige Zukunft frei. Übrigens handelt es sich, da die Entfernung ein Stündchen beträgt, um einen bedeutenden Aufwand.

42. Andere hocken zu Haus' und brüten hinter dem Ofen.

Die Landleute nehmen die Bruthenne in ihre Wohnstube und überlassen ihr den stillen Winkel zwischen Ofen und Wand. Die Volkssprache macht hievon eine vortreffliche Anwendung auf die Stubensitzer, welche ihr Plätzchen am warmen Ofen nicht gern verlassen und daselbst über träumerischen Gedanken brüten.

Und es versetzte sogleich die gute, verständige Mutter:
Immer bist du doch, Vater, so ungerecht gegen den Sohn! und
So wird am wenigsten dir dein Wunsch des Guten erfüllet.
Denn wir können die Kinder nach unserm Sinne nicht formen;
So wie Gott sie uns gab, so muß man sie haben und lieben,
Sie erziehen aufs beste und jeglichen lassen gewähren.
Denn der eine hat die, die anderen andere Gaben;
Jeder braucht sie, und jeder ist doch nur auf eigene Weise
Gut und glücklich. Ich lasse mir meinen Hermann nicht schelten;
Denn, ich weiß es, er ist der Güter, die er dereinst erbt,
Wert und ein trefflicher Wirt, ein Muster Bürgern und Bauern,
Und im Rate gewiß, ich seh' es voraus, nicht der letzte.
Aber täglich mit Schelten und Tadeln hemmst du dem Armen
Allen Mut in der Brust, so wie du es heute gethan hast.
Und sie verließ die Stube sogleich und eilte dem Sohne nach,
Daß sie ihn irgendwo fänd' und ihn mit gütigen Worten
Wieder erfreute; denn er, der treffliche Sohn, er verdient' es.

Lächelnd sagte darauf, sobald sie hinweg war, der Vater:
Sind doch ein wunderlich Volk die Weiber, so wie die Kinder!
Jedes lebet so gern nach seinem eignen Belieben,
Und man sollte hernach nur immer loben und streicheln.
Einmal für allemal gilt das wahre Sprüchlein der Alten:
Wer nicht vorwärts geht, der kommt zurücke. So bleibt es.

Die Mutter, welche sich nun Hermanns annimmt, bezeigt durch ihre Einrede, daß sie die schönen Beinamen, die ihr der Dichter hier gegeben, mit vollem Rechte verdient. Ihr Grundsatz: man müsse die Kinder aufs beste erziehen und jeglichen gewähren lassen,

empfiehlt es natürlich nicht als die beste Erziehung, jedem Kinde seinen Willen zu lassen, sondern sie geht davon aus, daß die Menschen nach Anlagen, Trieben und Neigungen verschieden geartet seien, daß die Erziehung wirklichen Fehlern entgegentreten, aber sich vor dem vergeblichen und unnötigen Geschäfte hüten werde, die Natur des Kindes völlig umzubilden. Alle Geistesrichtungen, so verschieden sie sein mögen, haben ihren Wert, und wenn die Erziehung nicht von dem Kinde fordert, was seiner Natur widerspricht, sondern im Gegenteile die Gaben, in deren Besitz es ist, zu entwickeln strebt, so kann es zum brauchbaren, würdigen und eben deshalb zu einem glücklichen Menschen gedeihen. Dem Vater wird also mit einigem Rechte vorgehalten, daß das, was er an Hermann tadelt, höchstens eine mangelhafte Naturanlage sei, und daß die Vorzüge des Sohnes doch auch ein Gewicht haben. Hiermit eilt sie dem Sohne nach. Der gutmütige Wirt hat seinen Ärger bereits so weit überwunden, daß er lächeln kann. Den Sieg aber muß er als Hausherr behalten, und darum schließt er mit einer leichten Stichelei auf die Mutter und mit einem nachdrücklichen Sprüchlein der Alten. Der Dichter wollte die Personen sich in voller Freiheit aussprechen lassen; es mußte sich also niemand in des Vaters Verhandlungen mit Hermann und mit der Mutter einmischen; und es scheint an sich natürlich und taktvoll, daß die beiden Hausfreunde sich nicht in das Gespräch mischten.

60. Denn der eine hat die, die andern andere Gaben.

Man muß nicht von jedem alles fordern und nicht sich selbst alles zutrauen. Dies läßt schon Homer (Il. XIII, 730) dem Hektor vorhalten:

Denn dem einen beschied die Gottheit Thaten des Krieges,
Aber dem andern den Tanz, dem dritten Gesang und die Zither.
Andern gab in die Brust Verstand der donnernde Herrscher,
Trefflichen, welchen Gewinn dann teilen viele der Menschen.

62. Sind doch ein wunderlich Volk die Weiber, so wie die Kinder!

Nicht: Die Weiber sind wunderlich und betragen sich so wie die Kinder, sondern: Beide, die Weiber sowohl wie die Kinder, sind ein wunderlich Volk.

66. **Wer nicht vorwärts geht, der kommt zurücke!**

Der Wirt nennt dies ein Sprüchlein der Alten, nämlich unserer eigenen Vorfahren. Die Sentenz findet sich bei keinem griechischen oder römischen Schriftsteller.

Und es versetzte darauf der Apotheker bedächtig:
Gerne geb' ich es zu, Herr Nachbar, und sehe mich immer
Selbst nach dem Besseren um, wofern es nicht teuer, doch neu ist.
Aber hilft es fürwahr, wenn man nicht die Fülle des Gelds hat,
Thätig und rührig zu sein und innen und außen zu bessern?
Nur zu sehr ist der Bürger beschränkt; das Gute vermag er
Nicht zu erlangen, wenn er es kennt; zu schwach ist sein Beutel,
Das Bedürfnis zu groß; so wird er immer gehindert.
Manches hätt' ich gethan; allein wer scheut nicht die Kosten
Solcher Verändrung, besonders in diesen gefährlichen Zeiten!
Lange lachte mir schon mein Haus im modischen Kleidchen,
Lange glänzten durchaus mit großen Scheiben die Fenster;
Aber wer thut dem Kaufmann es nach, der bei seinem Vermögen
Auch die Wege noch kennt, auf welchen das Beste zu haben?
Seht nur das Haus an da drüben, das neue! Wie prächtig in grünen
Feldern die Stuckatur der weißen Schnörkel sich ausnimmt!
Groß sind die Tafeln der Fenster; wie glänzen und spiegeln die Scheiben,
Daß verdunkelt stehn die übrigen Häuser des Marktes!
Und doch waren die unsern gleich nach dem Brande die schönsten,
Die Apotheke zum Engel so wie der goldene Löwe.
So war mein Garten auch in der ganzen Gegend berühmt, und
Jeder Reisende stand und sah durch die roten Stacketen
Nach den Bettlern von Stein und nach den farbigen Zwergen.
Wem ich den Kaffee dann gar in dem herrlichen Grottenwerk reichte,
Das nun freilich verstaubt und halb verfallen mir dasteht,
Der erfreute sich hoch des farbig schimmernden Lichtes
Schön geordneter Muscheln; und mit geblendetem Auge
Schaute der Kenner selbst den Bleiglanz und die Korallen.
Eben so ward in dem Saale die Malerei auch bewundert,
Wo die geputzten Herren und Damen im Garten spazieren
Und mit spitzigen Fingern die Blumen reichen und halten.
Ja, wer sähe das jetzt nur noch an! Ich gehe verdrießlich
Kaum mehr hinaus; denn alles soll anders sein und geschmackvoll,
Wie sie's heißen, und weiß die Latten und hölzernen Bänke;
Alles ist einfach und glatt; nicht Schnitzwerk oder Vergoldung
Will man mehr, und es kostet das fremde Holz nun am meisten.

Nun, ich wär' es zufrieden, mir auch was neues zu schaffen,
Auch zu gehn mit der Zeit und oft zu verändern den Hausrat;
Aber es fürchtet sich jeder, auch nur zu rücken das Kleinste.
Denn wer vermöchte wohl jetzt die Arbeitsleute zu zahlen?
Neulich kam mir's in Sinn, den Engel Michael wieder,
Der mir die Offizin bezeichnet, vergolden zu lassen,
Und den gräulichen Drachen, der ihm zu Füßen sich windet;
Aber ich ließ ihn verbräunt, wie er ist; mich schreckte die Fordrung.

Ohne es zu wollen, hatte der Wirt vorhin mit seiner Strafrede den Apotheker angegriffen. Dieser entschließt sich jetzt zur Gegenwehr, denn wenn er sich schon aus dem Tadel nicht viel macht, so ist ihm doch die rege Baulust des Rates, welche eine Erhöhung der Abgaben herbeiführt, eine sehr bedenkliche Sache. Schicklicherweise setzt er jedoch nur auseinander, warum er selbst für Haus und Garten nichts thun kann, und er überläßt es dem Bauherrn des Rates, hiervon auf seine für den Bürger so kostspielige Amtsführung die geeignete Anwendung zu machen. Auch ihm gefiele das Schöne und Neue sehr wohl, wenn es nur nicht so teuer wäre. Es ist ihm nicht recht, daß seine Apotheke durch das verschwenderisch geschmückte Haus des reichen Kaufmanns verdunkelt wird, er kann aber unmöglich für einen neuen Anstrich Geld ausgeben. Man sehe nur, wie viele Gründe ihm seine wohlüberlegte Sparsamkeit zur Verfügung stellt. Erstens könne ja der Krieg wieder alles verwüsten, zweitens besitze er nicht so viel wie der vermögende Kaufmann, drittens kenne dieser auch noch die Wege, auf denen die Materialien am besten, nämlich am billigsten zu beschaffen seien, viertens forderten die Handwerker jetzt einen unbezahlbaren Arbeitslohn, und endlich gereiche es ihm zur Beruhigung, daß seine Apotheke nebst dem goldenen Löwen einmal die stattlichsten Häuser am Markte — gewesen.

Äußerst bezeichnend für den Mann ist die Lobpreisung seines einst so berühmten Gartens. Er teilt mit den Chinesen die Vorliebe für das Verschnörkelte und Kuriose. Muscheln, Schnecken, Korallen nebst seltsam gebildeten Pflanzen und Tieren waren bei uns im vorigen Jahrhundert beliebte Ornamente, und man hatte ihren Gebrauch von den Chinesen entlehnt. Seit dem siebenjährigen

Kriege entsagte man diesem Zierrat. Der Apotheker ist aber noch stolz auf seine Muscheln und Korallen, nicht minder auf die steinernen Bettler, die nach Haltung und Kleidung ein sonderbares Aussehen haben, und auf die mit grellen Farben angestrichenen Zwerge, verzwickte Figuren, die an die Stelle der antiken Statuen getreten waren. Die Wandgemälde in seinem Gartensaale sind vielleicht nicht chinesisch, aber jedenfalls geschmacklos, da Herren und Damen in einer phantasielosen Situation und, wie es scheint, in einer steifen Haltung dargestellt sind, indem sie mit spitzen, vorgestreckten Fingern eine Blume halten oder anbieten. Ihm gefällt es nicht, daß Schnitzwerk und Vergoldung außer Gebrauch kommen, daß alles einfach und glatt sein soll, nur aus fremdem Holze.

Hat nun aber der Dichter nichts weiter beabsichtigt, als uns einen interessanten Sonderling vorzuführen? Wie das Epos der Phantasie eine Aussicht in die Zukunft eröffnet, so greift es auch gerne in die Vergangenheit zurück, und dem Apotheker ist daher das Geschäft übertragen, uns bisweilen die Sitten der ältern Zeit zu schildern, wie wir ihn später in diesem Sinne über die Heiraten sprechen hören. Ferner führt uns das Gedicht, nachdem wir die Beschreibung dieses Gartens gehört, sogleich in die Gärten und Felder des Wirtes. Offenbar soll die reine Freude an der Natur mit jenem Gefallen an Kuriositäten in einen Gegensatz treten, und es handelt sich hier wieder nicht bloß um die Verschiedenheit der Personen, sondern um eine veränderte Zeitrichtung, da etwa seit 1770 die Poesie, die Malerei und die Musik zur Einfachheit der Natur zurückkehrten. Endlich hat die Herzensergießung des Apothekers noch einen besondern Zweck für die Handlung des Gedichtes. Homer benutzt bisweilen ein komisches Motiv, um nach einem heftigen Streite die Spannung zu beseitigen und die Gemüter zur Versöhnung zu stimmen. Gegen den Scherz kann sich kein Affekt behaupten, am wenigsten der Zorn. Als Agamemnon und Achill aneinander geraten sind und die Fürsten alle nebst dem Volke in sorgenvoller Stimmung die Folgen bedenken, muß Thersites eine heitere Szene zum Besten geben. Kurz vorher war auch aus der Versammlung der Olympier alle Freude entwichen, weil Zeus und Here grollend dasaßen. Jetzt ergreift Hephästus die

Schale süßen Nektars. Wie sonst die schöne Hebe den Trunk herumreicht, geht er hinkend von einem zum andern. Seine Mutter selbst und alle Götter lachen über einen solchen Mundschenken, und sie schmausen darauf den ganzen Tag, bis die Sonne sinkt. Die Rede des Apothekers thut eine ähnliche Wirkung. Die beiden Freunde werden über das Lob, welches er den alten Kunstwerken in seinem berühmten Garten spendet, gelächelt haben. Der Wirt hat seinen Ärger vergessen und mag nun behaglich das Gespräch mit den Freunden fortsetzen. Wir verlassen das Zimmer, um mit der Mutter Hermann aufzusuchen.

77. Lange lachte mir schon mein Haus im modischen Kleidchen.

„Lachte" und im folgenden Vers „glänzten" sind Konjunktive: würden lachen, würden glänzen.

81. Seht nur das Haus an da drüben, das neue! Wie prächtig in grünen
Feldern die Stuckatur der weißen Schnörkel sich ausnimmt.

Stucca heißt im Italienischen die Gypsmasse, aus welcher die Arabesken (hier zwischen den Fenstern und Stockwerken) geformt werden.

83. Groß sind die Tafeln der Fenster; wie glänzen und spiegeln die Scheiben.

Die Tafel des Fensters ist das Fenster als Ganzes oder genauer die Fläche, die es einnimmt.

89. —, und nach den farbigen Zwergen.

Wieland erwähnt in „Don Sylvio von Rosalva" grüne und andere so häßlich gestaltete Zwerge, daß sich „eine chinesische Einbildungskraft nichts Abenteuerlicheres erfinden könnte." Man denke also nicht etwa an die weit gefälligeren Gnomengestalten, die man jetzt zuweilen in unseren Gärten sieht.

94. Schaute der Kenner selbst den Bleiglanz und die Korallen.

Die Naturalien in der herrlichen Muschelgrotte scheinen nicht echt, sondern nur nachgemacht gewesen zu sein, da sie den Kenner über

ihre eigentliche Beschaffenheit täuschten. In Goethes Märchen „Der neue Paris“ hat eine Gartenmauer Nischen mit Muscheln, Korallen und Metallstufen.

99. — denn alles soll anders sein und geschmackvoll,
Wie sie's heißen.

Dem Apotheker ist der Geschmack ein neues, nicht recht verständliches Modewort, doch war der Ausdruck auch im technischen Sinne schon längst verbreitet, und er ist dem Wirte geläufig (IX, 79).

102. — und es kostet das fremde Holz nun am meisten.

Seit dem Schlusse des vorigen Jahrhunderts wurde das Mahagoniholz der Lieblingsstoff für Tische, Stühle und Schränke, bis die neuere Zeit noch andere Hölzer auf den Markt und in die Salons brachte.

107. Neulich kam mir's in Sinn, den Engel Michael wieder,
Der mir die Offizin bezeichnet, vergolden zu lassen,
Und den gräulichen Drachen, der ihm zu Füßen sich windet.

Der Drache oder die alte Schlange bezeichnet den Fürsten der Finsternis, durch den Abgötterei, Sünde und Tod, alle Übel und folglich auch die Krankheiten in die Welt kamen; der Erzengel, der (nach Offenb. Joh. XII, 7) wider ihn streitet, ist daher für die Apotheken ein ganz schickliches Sinnbild. Officina, eigentlich jede Werkstätte, hier die Apotheke.

Euterpe.

(Vierter Gesang.)

Mutter und Sohn.

Die Handlung wird jetzt wieder aufgenommen und schreitet in diesem Gesange um drei Momente vor. Sie sind Hermanns Kummer und Verzweiflung über die kränkenden Vorwürfe des Vaters und über die Unmöglichkeit, eines Glückes teilhaft zu

werden, ohne welches das Leben für ihn keinen Wert habe; ferner die liebreichen Vorstellungen der Mutter, die ihn bewegen, das Geheimnis seines Herzens zu bekennen, und endlich der vertrauensvolle Entschluß, den von ihm verkannten Vater um die Einwilligung zu der Heirat anzugehen. — Die Muse Euterpe hat dem Gesang den Namen gegeben, mit Beziehung nicht auf ihr Amt (Muse der Lyrik), sondern auf die Bedeutung ihres Namens: die Erfreuende; denn was kann herzerfreuender sein als das schöne Verhältnis zwischen Mutter und Sohn, wie es hier geschildert ist? Dieser Gesang war es, bei dessen Vorlesung der Dichter selbst in Thränen ausbrach, „an seinen eignen Kohlen" schmelzend, ein rührender Beweis dafür, mit welchem tiefen Herzensanteil er gerade diesen Teil seiner Dichtung geschaffen hatte. Das Bild seiner eignen herrlichen Mutter hatte ihm dabei gewiß beständig vorgeschwebt. Vergl. die Bemerkungen am Schlusse dieses Abschnittes.

Also sprachen die Männer sich unterhaltend. Die Mutter
Ging indessen, den Sohn erst vor dem Hause zu suchen,
Auf der steinernen Bank, wo sein gewöhnlicher Sitz war.
Als sie daselbst ihn nicht fand, so ging sie im Stalle zu schauen,
Ob er die herrlichen Pferde, die Hengste, selber besorgte,
Die er als Fohlen gekauft und die er niemand vertraute.
Und es sagte der Knecht: Er ist in den Garten gegangen.
Da durchschritt sie behende die langen, doppelten Höfe,
Ließ die Ställe zurück und die wohlgezimmerten Scheunen,
Trat in den Garten, der weit bis an die Mauern des Städtchens
Reichte, schritt ihn hindurch und freute sich jegliches Wachstums,
Stellte die Stützen zurecht, auf denen beladen die Äste
Ruhten des Apfelbaums, wie des Birnbaums lastende Zweige,
Nahm gleich einige Raupen vom kräftig strotzenden Kohl weg;
Denn ein geschäftiges Weib thut keine Schritte vergebens.
Also war sie ans Ende des langen Gartens gekommen
Bis zur Laube mit Geisblatt bedeckt; nicht fand sie den Sohn da,
Eben so wenig als sie bis jetzt ihn im Garten erblickte.
Aber nur angelehnt war das Pförtchen, das aus der Laube
Aus besonderer Gunst durch die Mauer des Städchens gebrochen
Hatte der Ahnherr einst, der würdige Burgemeister.
Und so ging sie bequem den trockenen Graben hinüber,
Wo an der Straße sogleich der wohlumzäunete Weinberg
Aufstieg steileren Pfads, die Fläche zur Sonne gekehret.

Auch den schritt sie hinauf und freute der Fülle der Trauben
Sich im Steigen, die kaum sich unter den Blättern verbargen.
Schattig war und bedeckt der hohe, mittlere Laubgang,
Den man auf Stufen erstieg von unbehauenen Platten.
Und es hingen herein Gutedel und Muskateller,
Rötlich blaue daneben von ganz besonderer Größe,
Alle mit Fleiße gepflanzt, der Gäste Nachtisch zu zieren.
Aber den übrigen Berg bedeckten einzelne Stöcke,
Kleinere Trauben tragend, von denen der köstliche Wein kommt.
Also schritt sie hinauf, sich schon des Herbstes erfreuend
Und des festlichen Tags, an dem die Gegend im Jubel
Trauben lieset und tritt und den Most in die Fässer versammelt,
Feuerwerke des Abends von allen Orten und Enden
Leuchten und knallen, und so der Ernten schönste geehrt wird.
Doch unruhiger ging sie, nachdem sie dem Sohne gerufen
Zwei- auch dreimal, und nur das Echo vielfach zurückkam,
Das von den Türmen der Stadt, ein sehr geschwätziges, herklang.
Ihn zu suchen war ihr so fremd; er entfernte sich niemals
Weit, er sagt' es ihr denn, um zu verhüten die Sorge
Seiner liebenden Mutter und ihre Furcht vor dem Unfall.
Aber sie hoffte noch stets, ihn doch auf dem Wege zu finden;
Denn die Thüren, die untre so wie die obre, des Weinbergs
Standen gleichfalls offen. Und so nun trat sie ins Feld ein,
Das mit weiter Fläche den Rücken des Hügels bedeckte.
Immer noch wandelte sie auf eigenem Boden und freute
Sich der eigenen Saat und des herrlich nickenden Kornes,
Das mit goldener Kraft sich im ganzen Felde bewegte.
Zwischen den Äckern schritt sie hindurch auf dem Raine den Fußpfad,
Hatte den Birnbaum im Auge, den großen, der auf dem Hügel
Stand, die Grenze der Felder, die ihrem Hause gehörten.
Wer ihn gepflanzt, man konnt' es nicht wissen. Er war in der Gegend
Weit und breit gesehn, und berühmt die Früchte des Baumes.
Unter ihm pflegten die Schnitter des Mahls sich zu freuen am Mittag
Und die Hirten des Viehs in seinem Schatten zu warten;
Bänke fanden sie da von rohen Steinen und Rasen.

Die Mutter hat einen weiten Weg zu machen, bis sie Hermann findet, denn er ist in das Feld und bis an die Grenze ihres Besitzes hinausgegangen, wo ein Birnbaum stand, unter dem er manchmal zu sitzen pflegte. Dies konnte mit wenigen Worten erzählt werden, der Dichter verweilt aber dabei, und zwar aus zwei Gründen. Er will zunächst das Bild des Schauplatzes vervollstän-

digen, auf dem wir uns die Handlung vorzustellen haben. Nachdem wir mit dem Aussehen der Stadt, des Marktes, einzelner Häuser und mit dem Garten des Apothekers bekannt geworden, führt er uns auch in Höfe, Gärten und in das weitere Besitztum des Gastwirtes. Wir denken uns jetzt die an den Ringmauern liegenden Teile der Stadt und ihre Umgebung von einer ähnlichen Beschaffenheit. Er will uns ferner Natur und Leben von einer wahrhaft herzerfreuenden Seite zeigen, und wen erquickte nicht der Anblick des kräftigen Schaffens der Erde, des üppigen, fruchtbringenden Wachstums und des gesegneten Wohlstandes fleißiger Menschen? Dies alles ist uns nun nicht durch eine bloße Beschreibung mitgeteilt, obgleich es sich um ruhende und räumliche Gegenstände handelt, wie sie der Maler liebt, sondern die Darstellung folgt durchweg dem von Lessing im Laokoon am Beispiele Homers nachgewiesenen Gesetze, daß das Epos auch solche Gegenstände nur an Thatsachen schildert und, wo es das Allgemeine durch besondere, anziehende Umstände individualisiert, auch diesen Umständen durch die Beziehung auf Thatsachen einen epischen Charakter giebt. Das Beschreibende beschränkt sich auf die Veranschaulichung mancher Dinge durch ein einziges malendes Beiwort. Dahin gehören die wohlgezimmerten Scheunen, der kräftig strotzende Kohl, der wohlumzäunte Weinberg, das herrlich nickende Korn und ähnliches. Wie Homer, wenn er die Waffen Agamemnos beschreiben will, dennoch nicht beschreibt, sondern erzählt, indem er den König sich vor unseren Augen mit den einzelnen merkwürdigen Waffenstücken ausrüsten läßt, so knüpft sich hier die Beschreibung der Höfe, wobei Hermanns stattliche Rosse nicht vergessen werden, ferner des Obst- und Gemüsegartens, des Weinbergs, der Äcker und ihrer Erzeugnisse daran, daß wir, durch das Aufsuchen des Jünglings zur Beobachtung angeregt, die Mutter auf dem Gange durch ihr ganzes schönes Besitztum begleiten, und die zeitliche Folge der Wahrnehmung führt von selbst zu einer geordneten Anschauung des Räumlichen. Ferner hat Homer die Gewohnheit, von einem Szepter oder Schwerte anzugeben, welcher berühmte Künstler es verfertigt, bei welchem Anlaß es als Ehrengabe in den Besitz einer Familie kam; er macht uns diesen Bogen merkwürdig, indem er von der

Erlegung des Steinbockes erzählt, aus dessen Hörnern er geschnitzt wurde, und jenes Gespann, indem er der berühmten Rosse gedenkt, von denen es abstammt. Auf dieselbe Weise hat Goethe hier das Allgemeine individualisiert und das Individuelle durch eine Thatsache belebt. Er erwähnt nicht bloß die beladenen Obstbäume und das kräftige Gemüse, sondern die Mutter hat im Vorübergehen etwas an ihnen zu thun. Im Stalle stehen die mutigen Hengste; Hermann hat sie als Fohlen gekauft und vertraut niemand ihre Pflege. Das Pförtchen, durch welches man bequem aus dem Garten in den Weinberg gelangt, hat ein Ahnherr angelegt, ein würdiger Bürgermeister, welchem man aus besondrer Gunst die Durchbrechung der Stadtmauer erlaubte. Unter den Weinstöcken prangen Gutedel und Muskateller; ihre großen Trauben sind für den Nachtisch der Gäste. Mit welcher Bestimmtheit stellt sich endlich der Birnbaum unseren Augen dar! Wem sind nicht, zumal in jüngeren Jahren, solche Bäume, die mitten in Getreidefeldern ihr grünes Haupt erheben und auf ihrer einsamen Anhöhe von weitem nach dem geselligen, fröhlichen Treiben der Menschen hinüberschauen, merkwürdig erschienen? Auch der Birnbaum erhält seine kleine Geschichte. Er ist so alt, daß niemand sagen kann, wer ihn gepflanzt. Bei der Sommerhitze gewährt sein breites Zeltdach den Schnittern und Hirten eine erquickende Kühle. Bis hierher erstreckt sich die Besitzung des Wirtes; man kann aus den Giebelfenstern des Gasthofs den Baum und vom Baum aus den Giebel des Hauses erblicken. Endlich läßt Goethe zur Ergänzung des reichen Naturbildes die Mutter durch ihre Gedanken dasjenige hinzufügen, was er uns nicht mehr zeigen kann. Das Heu ist herein, das Korn wird morgen angehauen, die Bäume sind so beladen, daß die Äste gestützt werden mußten, nun erfreut sich die Wirtin schon im voraus an dem festlichen Jubel, mit dem man im Herbste die Weinlese, die schönste der Ernten, ehren wird.

8. Da durchschritt sie behende die langen doppelten Höfe.

„Doppelt“ steht hier wohl in freierer Weise für „beide“.

17. Bis zur Laube, mit Geisblatt bedeckt.

Diese Laube ist die einzige künstliche Anlage in dem Garten des Wirtes, während der Apotheker mit einem gemalten Gartensaale und einer herrlichen Muschelgrotte prahlen konnte.

39. Doch unruhiger ging sie, nachdem sie dem Sohne gerufen.

Die Mutter hat nicht nur angesehen, welche Kränkung Hermann erlitt, sondern sie scheint auch bereits zu ahnen, daß ihm das fremde Mädchen im Sinne liegt. Wenn sie nun dennoch sich Zeit nimmt, die Stützen der Obstbäume zurecht zu stellen und einige Raupen vom Kohle zu lesen, und wenn sie sich ferner die Freuden der Weinlese ausmalen kann, so zeugt dies von einem bewundernswürdigen Gleichmute. Sie mußte bereits die Gewißheit haben, daß es ihr möglich sein werde, alles zu einem glücklichen Ausgange hinzuführen. Erst jetzt wird sie unruhiger, da sie Hermann nirgends entdecken kann.

42. — — — — er entfernte sich niemals
Weit, er sagt' es ihr denn, um zu verhüten die Sorge
Seiner liebenden Mutter und ihre Furcht vor dem Unfall.

Diese Gewohnheit hat sich zwischen Mutter und Sohn aus der Zeit her erhalten, als Hermann noch ein kleiner Knabe war. Welcher Unfall sollte dem neunzehnjährigen Jünglinge begegnen? Das innige Zusammenleben beider kann nicht nachdrücklicher bezeichnet werden. Wenn Hermann nicht zu Hause ist, muß die Mutter wenigstens wissen, wo er sich befindet; dies ist ihr und ihm ein Bedürfnis. Dieselbe naive Kindlichkeit beweist Telemach, der sich mit zwanzig Jahren noch immer von seiner alten Wärterin zu Bette bringen läßt (Odyss. I, 435):

53. Hatte den Birnbaum im Auge.

Bei der Schilderung des Gartens scheint Goethe der Schluß der Odyssee vorgeschwebt zu haben, da sich in dem epischen Verfahren und in dem Stofflichen einige Ähnlichkeit findet. Odysseus sucht seinen Vater auf dem Lande auf, und hieran knüpft auch Homer sogleich eine Beschreibung des Wirtschaftshofes, des Gartens und seiner Gewächse. Dieser erwähnt dann ebenfalls einen mächtigen

Birnbaum, unter welchem Odysseus, mit seiner Empfindung kämpfend, stille Thränen der Rührung vergießt (XXIV, 234). Goethe liebte diese Szene, die ihn an seinen Großvater und dessen idyllisches Gartenleben erinnerte.

Und sie irrete nicht; dort saß ihr Hermann und ruhte,
Saß mit dem Arme gestützt und schien in die Gegend zu schauen
Jenseits nach dem Gebirg; er kehrte der Mutter den Rücken.
Sachte schlich sie hinan und rührt' ihm leise die Schulter.
Und er wandte sich schnell; da sah sie ihm Thränen im Auge.

Mutter, sagt' er betroffen, Ihr überrascht mich! Und eilig
Trocknet' er ab die Thräne, der Jüngling edlen Gefühles.
Wie? du weinst, mein Sohn? versetzte die Mutter betroffen.
Daran kenn' ich dich nicht! ich habe das niemals erfahren.
Sag, was beklemmt dir das Herz? was treibt dich, einsam zu sitzen
Unter dem Birnbaum hier? was bringt dir Thränen ins Auge?

Und es nahm sich zusammen der treffliche Jüngling und sagte:
Wahrlich, dem ist kein Herz im ehernen Busen, der jetzo
Nicht die Not der Menschen, der umgetriebnen, empfindet;
Dem ist kein Sinn in dem Haupte, der nicht um sein eigenes Wohl sich
Und um des Vaterlands Wohl in diesen Tagen bekümmert.
Was ich heute gesehn und gehört, das rührte das Herz mir;
Und nun ging ich heraus und sah die herrliche, weite
Landschaft, die sich vor uns in fruchtbaren Hügeln umherschlingt,
Sah die goldene Frucht den Garben entgegen sich neigen
Und ein reichliches Obst uns volle Kammern versprechen.
Aber ach! wie nah ist der Feind! Die Fluten des Rheines
Schützen uns zwar; doch ach! was sind nun Fluten und Berge
Jenem schrecklichen Volke, das wie ein Gewitter daherzieht!
Denn sie rufen zusammen aus allen Enden die Jugend
Und das Alter und dringen gewaltig vor, und die Menge
Scheut den Tod nicht; es dringt gleich nach der Menge die Menge.
Ach! und ein Deutscher wagt in seinem Hause zu bleiben?
Hofft vielleicht zu entgehen dem alles bedrohenden Unfall?
Liebe Mutter, ich sag' Euch, am heutigen Tage verdrießt mich,
Daß man mich neulich entschuldigt, als man die Streitenden auslas
Aus den Bürgern. Fürwahr, ich bin der einzige Sohn nur,
Und die Wirtschaft ist groß und wichtig unser Gewerbe;
Aber wär' ich nicht besser, zu widerstehen da vorne
An der Grenze, als hier zu erwarten Elend und Knechtschaft?

Ja, mir hat es der Geist gesagt, und im innersten Busen
Regt sich Mut und Begier, dem Vaterlande zu leben
Und zu sterben und andern ein würdiges Beispiel zu geben.
Wahrlich, wäre die Kraft der deutschen Jugend beisammen
An der Grenze, verbündet nicht nachzugeben den Fremden,
O, sie sollten uns nicht den herrlichen Boden betreten,
Und vor unseren Augen die Früchte des Landes verzehren,
Nicht den Männern gebieten und rauben Weiber und Mädchen;
Sehet, Mutter, mir ist im tiefsten Herzen beschlossen,
Bald zu thun und gleich, was recht mir deucht und verständig;
Denn wer lange bedenkt, der wählt nicht immer das Beste.
Sehet, ich werde nicht wieder nach Hause kehren; von hier aus
Geh' ich gerad' in die Stadt und übergebe den Kriegern
Diesen Arm und dies Herz, dem Vaterlande zu dienen.
Sage der Vater alsdann, ob nicht der Ehre Gefühl mir
Auch den Busen belebt und ob ich nicht höher hinauf will!

Da versetzte bedeutend die gute, verständige Mutter,
Stille Thränen vergießend, sie kamen ihr leichtlich ins Auge:
Sohn, was hat sich in dir verändert und deinem Gemüte,
Daß du zu deiner Mutter nicht redest wie gestern und immer,
Offen und frei, und sagst, was deinen Wünschen gemäß ist?
Hörte jetzt ein dritter dich reden, er würde fürwahr dich
Höchlich loben und deinen Entschluß als den edelsten preisen,
Durch dein Wort verführt und deine bedeutenden Reden.
Doch ich tadle dich nur; denn sieh, ich kenne dich besser:
Du verbirgst dein Herz und hast ganz andre Gedanken.
Denn ich weiß es, dich ruft nicht die Trommel, nicht die Trompete,
Nicht begehrst du zu scheinen in der Montur vor den Mädchen;
Denn es ist deine Bestimmung, so wacker und brav du auch sonst bist,
Wohl zu bewahren das Haus und stille das Feld zu besorgen.
Darum sage mir frei: was dringt dich zu dieser Entschließung?

Ernsthaft sagte der Sohn: Ihr irret, Mutter. Ein Tag ist
Nicht dem anderen gleich. Der Jüngling reifet zum Manne;
Besser im Stillen reift er zur That oft, als im Geräusche
Wilden, schwankenden Lebens, das manchen Jüngling verderbt hat,
Und so still ich auch bin und war, so hat in der Brust mir
Doch sich gebildet ein Herz, das Unrecht hasset und Unbill,
Und ich verstehe recht gut die weltlichen Dinge zu sondern;
Auch hat die Arbeit den Arm und die Füße mächtig gestärket.
Alles, fühl' ich, ist wahr; ich darf es kühnlich behaupten.
Und doch tadelt Ihr mich mit Recht, o Mutter, und habt mich
Auf halbwahren Worten ertappt und halber Verstellung.

Denn, gesteh' ich es nur, nicht ruft die nahe Gefahr mich
Aus dem Hause des Vaters und nicht der hohe Gedanke,
Meinem Vaterland hilfreich zu sein und schrecklich den Feinden.
Worte waren es nur, die ich sprach, sie sollten vor Euch nur
Meine Gefühle verstecken, die mir das Herz zerreißen.
Und so laßt mich, o Mutter! Denn da ich vergebliche Wünsche
Hege im Busen, so mag auch mein Leben vergeblich dahin gehn.
Denn ich weiß es recht wohl: der Einzelne schadet sich selber,
Der sich hingiebt, wenn sich nicht alle zum Ganzen bestreben.

Hermann sitzt unter dem Birnbaum und blickt mit Thränen in die Ferne. Die Mutter findet ihn hier. Sie ist über seine tiefe Bewegung betroffen; auf ihre besorgten Fragen erhält sie die Antwort, daß ihm das Elend der Auswanderer die Gefahren, die das Vaterland und ihr eignes Besitztum bedrohen, vor Augen gestellt, daß er es als eine Pflicht der Ehre erkannt, mit den anderen deutschen Jünglingen der Raubsucht des Feindes entgegenzutreten, weshalb er sich sofort zu den Fahnen begeben wolle. Die Mutter sieht in dieser Erklärung nur eine leere Ausrede; sie hält ihm vor, daß diese kriegerische Begeisterung nicht in seiner Natur liege, und daß ihn daher ganz andere Gedanken aufregen müßten, worauf er, seine stürmischen Gefühle zurückdrängend und dennoch der Teilnahme des Mutterherzens bedürftig, eingesteht, daß er vergebliche Wünsche im Busen hege, daß ihm das Leben gleichgültig sei und daß ihn die Verzweiflung, nicht der Patriotismus, in den Krieg treibe.

Jetzt ist er sich dessen, was in seinem Herzen vorgegangen, bewußt, und der Eindruck, den Dorothea auf ihn gemacht, entfaltet sich in voller Kraft. Der Entschiedenheit seines Willens, der Stärke des neuen Gefühles entspricht es, daß Liebe und Leben sich ihm in Eins verschlingen, daß beide miteinander in frischer Schönheit aufblühen oder, wie denn bereits jede Hoffnung dahin ist, in jähem Falle untergehen.

Sonst enthalten hier die Reden Hermanns Widersprüche, die beim ersten Anblick wohl befremden. Er äußert sich so schön über den begeisterten Streit für das Vaterland, daß man gerne glaubt, er sei wirklich von den würdigsten Gedanken und Empfindungen durchdrungen. Die Mutter bezweifelt es zwar, dennoch behauptet

er nochmals kühnlich: Alles, fühl' ich, ist wahr. Gleich darauf nennt er nun aber selbst diese Worte halbwahr, ja er erklärt sie sogar gänzlich für bloße Worte, die er nur gesprochen, um andere Gefühle zu verstecken. Eben schalt er jeden, der sich nicht um das eigne und um des Vaterlandes Wohl bekümmere, einen Menschen ohne Herz und Sinn; er versicherte, ihn trieben Mut und Begier, dem Vaterland zu leben und zu sterben, und jetzt wieder sagt er ausdrücklich, daß ihn keineswegs der hohe Gedanke, dem Vaterland hilfreich und den Feinden schrecklich zu sein, aus dem Hause rufe. Wie sind diese Widersprüche zu erklären? Hermann hat, wie stille er ist und war, nicht heute zum ersten Male auf die Zeitereignisse und auf die Gefahren des Vaterlandes hingeblickt. Die Not der Vertriebenen und sein Anteil an Dorotheen lassen es ihn mit größerm Ernste fühlen, daß jeder deutsche Jüngling zu den Waffen greifen sollte. In dieser Hinsicht darf er also kühnlich behaupten, er rede die Wahrheit und die Mutter irre, wenn sie annehme, daß solche Gedanken und Empfindungen ihm völlig fremd seien. Trotz dieser patriotischen Regungen überwiegt jedoch der Schmerz über den Verlust Dorotheens bei weitem seine Sorge um das Vaterland, und er hat im gegenwärtigen Augenblicke für nichts anderes Sinn, als für seine persönliche Angelegenheit. Die Verzweiflung ist der einzige Grund seiner Kriegslust, und daher gesteht er offen, daß er die hohe Begeisterung nur zum Vorwande nehme. Er ist kein heroischer Charakter. Erst wenn ihm ein teurer Besitz bedroht ist, fühlt auch er Pflicht und Drang, für diesen und das Vaterland zu den Waffen zu greifen, wie aus seiner Rede am Schlusse der ganzen Dichtung erhellt. Hinauszustürmen zum Kampfe, ehe es Abwehr zum Schutze des Liebsten gilt, ist wider seine Natur. Das weiß die Mutter wohl:

Denn es ist deine Bestimmung, so wacker und brav du auch sonst bist,
Wohl zu verwahren das Haus und stille das Feld zu besorgen.

60. Und sie irrete nicht, dort saß ihr Hermann und ruhte,
Saß mit dem Arme gestützt und schien in die Gegend zu schauen
Jenseits, nach dem Gebirg.

Bei seinem innigen Zusammenleben mit der Natur ist Hermann gewohnt, in ihrer Mitempfindung Trost zu suchen. Er geht auf die Anhöhe hinaus, wo der einsame Birnbaum an sich das Gefühl der Verlassenheit erweckt. Da sitzt er gedankenvoll und blickt nach dem Gebirge. Vielleicht war Dorothea auf jener Seite verschwunden, doch richtet sich das Auge, wenn Kummer und Sehnsucht den Menschen durchdringen, auch unwillkürlich auf einen fernen, aus dem Unfrieden der Umgebung gerückten Gegenstand, an dessen Ruhe das bewegte Herz selbst ausruhen möchte. Die blauen Berge, das unbegrenzte Meer, der einsame Stern verharren in ihrer ewigen, unveränderlichen Selbständigkeit; ihr Anblick soll den heftigen Schmerz beschwichtigen, und doch kann man nicht vergessen, daß die Menschenwelt, wo das fühlende Herz tausend Angriffen bloßgestellt ist, des seligen Friedens, der dort waltet, entbehren muß, woher eine tiefe Wehmut das Gemüt erweicht und das Auge mit Thränen füllt. Als Odysseus so lange auf der Insel der Kalypso verweilen mußte, ging er täglich zu den Uferfelsen und blickte in das Meer hinaus, um diesen schmerzlich süßen Trost zu genießen.

67. Wie? du weinest, mein Sohn? versetzte die Mutter betroffen,
Daran kenn' ich dich nicht! ich habe das niemals erfahren!

Dies ist für Hermann charakteristisch. Es ist ein Zeichen der Willensstärke, die ihm von Natur eigen war, und des Triebes zur Selbständigkeit, welcher sich in der Beherrschung des Gefühles über Gebühr geltend machte. Goethe charakterisiert in einem kleinen Gedichte („Grabschrift" in der Abteilung „Epigrammatisch") den Menschen nach den Altersstufen und bezeichnet da den rechten Knaben als verschlossen und trutzig. Er erzählt ferner, daß er selbst in der Kindheit aus dem Leidenstrotze eine förmliche Übung gemacht (Dichtung u. Wahrh. 2. Buch). Das kraftvolle, wiewohl noch der Läuterung bedürftige Wesen Hermanns soll sich also auch in dem Eigensinn kundgeben, daß er eine Teilnahme mehr meidet als sucht und sich sogar die lindernde Thräne versagt.

72. Wahrlich, dem ist kein Herz im ehernen Busen.

Ein Anklang an Homer (Ilias II, 490): Wäre mir auch ein ehernes Herz in der Brust. Goethe bringt sonst homerische Wen-

dungen mit taktvoller Sparsamkeit an, während Voß in der „Luise“ sie unmäßig häuft.

86. — es dringt gleich nach der Menge die Menge.

„Nach“ ist hier der erste Teil des losen Kompositums nachdringen, nicht die selbständige Präposition.

95. Ja, mir hat es der Geist gesagt.

Dieser Ausdruck ist zugleich homerisch und biblisch. Bei Homer beziehen sich die Worte: der Geist rät oder gebietet mir, nur auf den Geist des Menschen selbst, in der Bibel dagegen gehen die ähnlichen Wendungen auf den Geist des Herrn, auf eine göttliche Eingebung. An unsrer Stelle hat die Redeform ein stärkeres Gewicht als bei Homer, wiewohl sie sich nicht die volle Bedeutsamkeit des biblisches Gebrauches aneignet. Hermann fühlt in dem, was ihm sein Geist sagt, die Macht eines höhern Antriebes.

105. Denn wer lange bedenkt, der wählt nicht immer das Beste.

Ein sehr wahres Wort. Gewöhnlich regt sich im ersten Augenblicke die bessere Natur des Menschen mit ihrem Gefühle für das Rechte und Geziemende, während bei längerm Bedenken manche unreine Interessen mitzusprechen pflegen und nicht selten den Sieg behalten. Ähnlich ist Lessings Ausspruch: die ersten Entschließungen seien nicht immer die klügsten, wohl aber die redlichsten.

106. Sehet, ich werde nicht wieder nach Hause kehren.

Dieser Zug bekundet die feine psychologische Durchbildung des Charakters und der Situation. Die echte, mit Überzeugung und festem Mute verbundene Begeisterung dringt mit ruhiger Kraft zum Ziele vor; dagegen nimmt jener aus äußeren Motiven entsprungene Eifer, der ebenso rasch verraucht, wie er aufflammte, einen stürmischen Anlauf. Die Leidenschaft flieht, die Liebe bleibt. Hermann will gar nicht erst in das Vaterhaus zurück, um sich noch mit einigem Bedarf zu dem Unternehmen auszurüsten! Wie er geht und steht, begiebt er sich gleich von dem Birnbaume weg

in die Stadt und unter die Krieger! Die Mutter schickt ihm sein Gepäck nach und der Vater, dem er seine Ungerechtigkeit durch diesen patriotischen Eifer fühlbar macht (109 und 110), wird ihn in seinem Quartiere aufsuchen, um ihn doch mit einem Lebewohl zu entlassen! Man sieht, daß Goethe seinen Hermann nicht zu einem Idealhelden erheben wollte. Es war ihm genug, einen trefflichen Jüngling aus der wirklichen Welt zu schildern, und er scheute sich nicht, ihn, wie es auch Homer sogar mit Achilleus gethan, ab und zu bei einer Aufregung in die Unarten des natürlichen Menschen verfallen zu lassen.

118. — **und deine bedeutenden Reden.**

Hier und 240: sein Zorn ist nach Tische nie bedeutend, heißt das Wort „bedeutsam, gewichtig", oben 111: Da versetzte bedeutend — die Mutter, steht es wohl für „zurechtweisend".

127. — — — **Der Jüngling reifet zum Manne;**
Besser im Stillen reift er zur That oft als im Geräusche
Wilden, schwankenden Lebens, das manchen Jüngling verderbt hat.

Diese schönen Verse widersprechen nicht dem ebenso gehaltvollen und beliebt gewordenen Satze aus „Torquato Tasso" (I, 2):

Es bildet ein Talent sich in der Stille,
Sich ein Charakter in dem Strom der Welt.

Der Charakter bewährt sich freilich in einem nach bestimmten Grundsätzen geregelten, entschiedenen, kraftvollen Handeln, und wie Tugend keine Kenntnis, sondern eine durch Übung gewonnene Fertigkeit im Guten ist, scheint es, kann der Mensch auch nur im Leben selbst, wo ihn manche Kämpfe auf die Probe stellen, sich jene Festigkeit und Willensstärke aneignen. Es ist aber zu bedenken, daß die Richtung des Willens aus Ansichten, Grundsätzen und Neigungen hervorgeht und daß diese am sichersten unter dem Schirme des Hauses zu einer gesunden und reifen Entwickelung gelangen. Vorzüglich ist das stille Studierzimmer ein geeigneter Ort für die Aufklärung der Gedanken, für die Läuterung der Grundsätze und die Gewöhnung an edle Interessen. Wer sich dieser Kultur des Geistes und Gemütes mit eingehendem Nachdenken und empfäng-

licher Seele befleißigt, der reifet wirklich im Stillen zur That und besser als im Geräusche wilden, schwankenden Lebens. Denn dieses muß jeden Jüngling verderben, der vielleicht in dem Wahne, dadurch seinen Charakter zu bilden, sich Gefahren bloßstellt, denen er nicht gewachsen ist.

141. — Die mir das Herz zerreißen,

Ein Hexameter mit nachdrucksvollem spondeischen Ausgange, wie I, 89: wovon noch nichts verkauft ist, IV, 21: der würdige Burgemeister, IV, 214: im traurigen Hin= und Herziehn.

Fahre nur fort, so sagte darauf die verständige Mutter,
Alles mir zu erzählen, das Größte wie das Geringste;
Denn die Männer sind heftig und denken nur immer das Letzte,
Und die Hindernis treibt die heftigen leicht von dem Wege!
Aber ein Weib ist geschickt auf Mittel zu denken und wandelt
Auch den Umweg, geschickt zu ihrem Zweck zu gelangen.
Sage mir alles daher, warum du so heftig bewegt bist,
Wie ich dich niemals gesehn, und das Blut dir wallt in den Adern,
Wider Willen die Thräne dem Auge sich dringt zu entstürzen.

Da überließ sich dem Schmerze der gute Jüngling und weinte,
Weinte laut an der Brust der Mutter und sprach so erweichet:
Wahrlich, des Vaters Wort hat heute mich kränkend getroffen,
Das ich niemals verdient, nicht heut und keinen der Tage.
Denn die Eltern zu ehren war früh mein Liebstes, und niemand
Schien mir klüger zu sein und weiser, als die mich erzeugten
Und mit Ernst mir in dunkeler Zeit der Kindheit geboten.
Vieles hab' ich fürwahr von meinen Gespielen geduldet,
Wenn sie mit Tücke mir oft den guten Willen vergalten,
Oftmals hab' ich an ihnen nicht Wurf noch Streiche gerochen;
Aber spotteten sie mir den Vater aus, wenn er Sonntags
Aus der Kirche kam mit würdig bedächtigem Schritte,
Lachten sie über das Band der Mütze, die Blumen des Schlafrocks,
Den er so stattlich trug und der erst heute verschenkt ward:
Fürchterlich ballte sich gleich die Faust mir, mit grimmigem Wüten
Fiel ich sie an und schlug und traf mit blindem Beginnen,
Ohne zu sehen wohin; sie heulten mit blutigen Nasen
Und entrissen sich kaum den wütenden Tritten und Schlägen.
Und so wuchs ich heran, um viel vom Vater zu dulden,
Der statt anderer mich gar oft mit Worten herum nahm,
Wenn bei Rat ihm Verdruß in der letzten Sitzung erregt ward;

Und ich büßte den Streit und die Ränke seiner Kollegen.
Oftmals habt Ihr mich selbst bedauert; denn vieles ertrug ich,
Stets in Gedanken der Eltern von Herzen zu ehrende Wohlthat,
Die nur sinnen, für uns zu mehren die Hab' und die Güter,
Und sich selber manches entziehn, um zu sparen den Kindern.
Aber ach nicht das Sparen allein, um spät zu genießen,
Macht das Glück, es macht nicht das Glück der Hause beim Haufen,
Nicht der Acker am Acker, so schön sich die Güter auch schließen.
Denn der Vater wird alt und mit ihm altern die Söhne,
Ohne die Freude des Tags und mit der Sorge für morgen.
Sagt mir, und schauet hinab, wie herrlich liegen die schönen,
Reichen Gebreite nicht da, und unten Weinberg und Garten,
Dort die Scheunen und Ställe, die schöne Reihe der Güter;
Aber seh' ich dann dort das Hinterhaus, wo an dem Giebel
Sich das Fenster uns zeigt von meinem Stübchen im Dache,
Denk' ich die Zeiten zurück, wie manche Nacht ich den Mond schon
Dort erwartet und schon so manchen Morgen die Sonne,
Wenn der gesunde Schlaf mir nur wenige Stunden genügte,
Ach! da kommt mir so einsam vor wie die Kammer der Hof und
Garten, das herrliche Feld, das über die Hügel sich hinstreckt;
Alles liegt so öde vor mir: ich entbehre der Gattin.

Da antwortete drauf die gute Mutter verständig:
Sohn, mehr wünschest du nicht die Braut in die Kammer zu führen,
Daß dir werde die Nacht zur schönen Hälfte des Lebens
Und die Arbeit des Tags dir freier und eigener werde,
Als der Vater es wünscht und die Mutter. Wir haben dir immer
Zugeredet, ja dich getrieben, ein Mädchen zu wählen.
Aber mir ist es bekannt, und jetzo sagt es das Herz mir:
Wenn die Stunde nicht kommt, die rechte, wenn nicht das rechte
Mädchen zur Stunde sich zeigt, so bleibt das Wählen im weiten,
Und es wirket die Furcht, die falsche zu greifen, am meisten.
Soll ich dir sagen, mein Sohn, so hast du, ich glaube, gewählet;
Denn dein Herz ist getroffen und mehr als gewöhnlich empfindlich.
Sag' es gerad' nur heraus, denn mir schon sagt es die Seele:
Jenes Mädchen ist's, das vertriebene, die du gewählt hast.

Liebe Mutter, Ihr sagt's! versetzte lebhaft der Sohn drauf.
Ja, sie ist's, und führ' ich sie nicht als Braut mir nach Hause
Heute noch, ziehet sie fort, verschwindet vielleicht mir auf immer
In der Verwirrung des Kriegs und im traurigen Hin- und Herziehn:
Mutter, ewig umsonst gedeiht mir die reiche Besitzung
Dann vor Augen, umsonst sind künftige Jahre mir fruchtbar.
Ja, das gewohnte Haus und der Garten ist mir zuwider;

Ach! und die Liebe der Mutter, sie selbst nicht tröstet den Armen.
Denn es löset die Liebe, das fühl' ich, jegliche Bande,
Wenn sie die ihrigen knüpft; und nicht das Mädchen allein läßt
Vater und Mutter zurück, wenn sie dem erwähleten Mann folgt;
Auch der Jüngling, er weiß nichts mehr von Mutter und Vater,
Wenn er das Mädchen sieht, das einziggeliebte, davon ziehn.
Darum lasset mich gehn, wohin die Verzweiflung mich antreibt.
Denn mein Vater, er hat die entscheidenden Worte gesprochen,
Und sein Haus ist nicht mehr das meine, wenn er das Mädchen
Ausschließt, das ich allein nach Haus zu führen begehre.

Vor der teilnehmenden Mutterliebe mag Hermann nicht mehr seine spröde Zurückhaltung behaupten, und die lange bewältigte Empfindung bricht unter lautem Weinen hervor. Mit beredten Worten, wie es zu sein pflegt, wenn das gepreßte Herz sich endlich Luft schafft, offenbart er die Ursachen seiner schmerzlichen Aufregung: die kränkenden Vorwürfe des Vaters, den er doch von Kindheit an geehrt, wie es die Eltern nach ihrer treuen Fürsorge verdienen und das auflösende Gefühl seiner Vereinsamung, denn das ganze herrliche Besitztum, welches ihm der Fleiß des Vaters bereitet, habe für ihn keinen Wert mehr, da er der Gattin entbehre. Dies Letztere war nun nicht der Wille des Vaters, Hermann mag nur nicht deutlicher reden. Die Mutter kommt ihm zu Hilfe. Sie hat in seiner Seele gelesen und spricht nun selbst sein Geheimnis aus. Jetzt erklärt er mit kurzen lebhaften Worten, wie es der endlichen Befreiung der Brust und der Dringlichkeit der Sache gemäß ist, daß er wirklich das vertriebene Mädchen gewählt und sie entweder noch heute gewinnen müsse oder, da selbst die Liebe der Mutter ihn über ihren Verlust nicht trösten würde, bei dem Vorsatze bleiben wolle, den ihm die Verzweiflung eingegeben.

Scheinbar haben wir es hier nur mit der fortschreitenden Handlung zu thun; wie überall, weiß der Dichter jedoch in ihr Motive zur vollern Darstellung der Personen und der Zustände zu finden. So hören wir hier von dem sonntägigen Kirchenbesuche des Wirtes; wir werden darauf aufmerksam, wie ihn sein lebhaftes Temperament mit der feierlichen Bürger- und Ratsherrnwürde in einen heitern Widerspruch verwickelte; es bestätigt sich seine Liebe zu einer gemächlichen Hauskleidung; die Erwähnung der Streitig-

keiten mit den Amtsgenossen und ihrer Ränke giebt einen kleinen Nachtrag zur Geschichte seiner Amtsverwaltung, die früher so friedlich und durchaus erfreulich erschien; wir erfahren endlich, wie er rastlos für seinen Sohn die Güter zu mehren bedacht ist. Dabei wird das Bild des schönen Besitztums aufgefrischt und abgeschlossen. Wir blicken von dem Birnbaum bis zu dem Wohnhause und dem Wirtschaftshofe zurück und vergegenwärtigen uns, was wir auf dem weiten Wege wahrgenommen, jetzt liegt auch die endlose Reihe der fruchtbaren Äcker vor unseren Augen. Die Mutter wiederum zeigt sich nicht nur liebevoll und verständig wie immer, sondern der Dichter giebt uns einen überraschenden Beweis von ihrer feinen Beobachtungsgabe. Was hatte ihr das Geheimnis des Sohnes enthüllt? Ihr war wohl gleich anfangs nicht der wärmere Anteil entgangen, mit welchem Hermann sein Zusammentreffen mit dem merkwürdigen fremden Mädchen erzählt hatte. Sein Schmollen über das langsame Einpacken und der arglose Zusatz:

Gern hätt' ich noch mehr ihr gegeben; doch leer war der Kasten,

waren ihr vielsagende Winke. Dazu kam die plötzlich erwachte Lust zu heiraten, die bittere Stimmung gegen die auf ihre vornehmere Bildung eitle Kaufmannsfamilie, die dauernde Abneigung gegen die jüngste Schulfreundin: dies alles brachte sie mit Hermanns Denkweise und mit dem, was im Hause vorgefallen, in Zusammenhang und erriet die vergeblichen Wünsche, die ihn zur Verzweiflung trieben. Außerdem lernen wir die des Erfolges sichere Entschlossenheit kennen, die ihr eigen ist, obgleich ihr die Thränen leichtlich ins Auge kommen. Wahrhaft bewundernswürdig ist endlich die Geschicklichkeit, mit welcher Goethe hier eine episodische Schilderung aus Hermanns Vergangenheit, die zugleich zur Bestimmung seines Charakters dient, in die Handlung verwebt. Schon in dem Knaben war der Jüngling vorgebildet. Wir erkennen diesen in jener Gutmütigkeit, mit der er sich die Tücke anderer gefallen läßt, in der blinden Wut, wenn ihm endlich doch die Geduld reißt, in dem herrlichen Gefühle, daß eine Mißachtung des Vaters seine eigne Sache ist; denn die Eltern zu ehren war sein Erstes und Liebstes, und solchen Kindern wird es zuletzt wohlgehn. Wie schön ist es

endlich, daß nun auch Hermanns letzte Vergangenheit für die Phantasie kein leerer Raum bleibt. Viele Jahre hindurch hatte er in seinem einsamen Giebelzimmer an sich selbst genug gehabt. Ohne Wunsch, mit stiller, harmloser Zufriedenheit blickte er auf die Gärten nieder, in die Gefilde und in die Welt hinaus. Doch ein Tag ist nicht wie der andere. Endlich erfaßt ihn das Gefühl der Verlassenheit, bei seiner innigen Natur steigert sich der leise Schmerz zur quälenden Sehnsucht. So lange die Arbeiten des Tages den Einsamen zerstreuen, fühlt er nicht, daß die Geselligkeit einer der mächtigsten Triebe ist, aber er wird sich ganz verarmt scheinen, wenn er aus dem Fenster seiner Dachkammer in den Morgen hinausschaut, der die Welt der Pflanzen und Tiere mit einem frischen, fröhlichen Lebensgefühle erfüllt, und mehr noch, wenn sich die Außenwelt vor ihm mit den Schatten der Nacht verschleiert und das sanfte Mondlicht, das alle weichen Empfindungen rege macht, in ihm das Verlangen nach einem Herzen erweckt, das ihm bleibt, wenn alles schwindet. So redete die Natur endlich zu Hermann in einer andern Sprache, und er erwartet von Dorotheens Liebe eine Entschädigung für seine ganze freudenlose Jugend.

148. Denn die Männer sind heftig und denken nur immer das Letzte,
Und die Hindernis treibt die Heftigen leicht von dem Wege.

„Das Letzte" hier das, was zuletzt, also eben erst, geschehen ist, mithin: die zunächst liegende Veranlassung. „Die (jetzt nur: das) Hindernis treibt sie leicht von dem Wege" soll bedeuten: es treibt sie, den Weg zur Erreichung eines Zieles aufzugeben, abzulassen von weiterm Streben.

150. Aber ein Weib ist geschickt, auf Mittel zu denken, und wandelt
Auch den Umweg, geschickt zu ihrem Zweck zu gelangen.

„Den Umweg wandeln" hat hier mit den krummen Wegen des Truges nichts gemein und bezeichnet nur die Beharrlichkeit und Klugheit, mit der die Frauen manche, nach den Umständen berechnete Mittel versuchen, während die Männer nichts verstehen, als gerade auf die Sache loszugehen und, wenn sie auf ein Hindernis stoßen, ratlos sind und umkehren. Goethe erzählt (Dichtung und

Wahrh. 15. Buch) von seiner eignen Mutter, daß es ihr niemals an Hifsmitteln fehlte, das Vorgesetzte oder Gewünschte zu bewerkstelligen und so auch eine Einwilligung des Vaters zu erlangen.

161. Und mit Ernst mir in dunkeler Zeit der Kindheit geboten.

Hermann nennt diese Zeit dunkel, weil das Kind noch verworrene Begriffe hat und nicht selbst das Rechte erkennt.

167. Lachten sie über das Band der Mütze —.

Es war durch den Rand der baumwollenen oder batistenen Nachtmütze ein Band gezogen, teils um dieselbe enger und anschließender zu machen, teils zur Zierde, weshalb man hauptsächlich die rote Farbe gewählt zu haben scheint. Dieser an die Weibertracht erinnernde Kopfschmuck muß damals schon altmodisch gewesen sein. Vossens Pfarrfrau macht sich den Scherz, ihren Schwiegersohn mit demselben zu versehen (Luise III, 617). In „Wilhelm Meisters Lehrjahren" (3. Buch, 10. Kap.) wird ebenfalls eine solche Mütze erwähnt: „Sie ließ ihn seinen Rock ausziehen und in den seidenen Schlafrock des Grafen hineinschlüpfen, setzte ihm darauf die Mütze mit dem roten Bande auf" ꝛc.

184. Denn der Vater wird alt und mit ihm altern die Söhne,
Ohne die Freude des Tags und mit der Sorge für morgen.

Die Stelle ist unleugbar dunkel. Hermann mag folgendes im Sinne haben: Wie der Vater, so werde ich selbst älter; ich teile seine Arbeiten und Sorgen, habe aber nicht dieselbe Freude an dem Segen unsres Tagewerkes, weil ich nicht selbständig wirtschafte und meine eigenen Äcker bestelle. Diese Deutung scheint die am besten begründete, weil die Mutter entgegnet, daß ihm, wenn er heiratete, die Arbeit des Tages freier und eigner werden möchte, und weil er sich später bei der Verlobung mit Dorotheen erst im rechten Besitze seines Eigentums fühlt (IX, 311):

Du bist mein; und nun ist das Meine meiner als jemals.

186. Sagt mir und schauet hinab, wie herrlich liegen die schönen,
Reichen Gebreite nicht da.

Die Gebreite sind nebeneinander fortlaufende breite Äcker.

189. Aber seh' ich dann dort das Hinterhaus, wo an dem Giebel
Sich das Fenster uns zeigt von meinem Stübchen im Dache.

Telemachs Schlafkammer hat eine ähnliche Lage (Odyss. I, 426):

Doch Telemachos selbst, wo im prangenden Hofe die Kammer
Hoch erbauet ihm war, in weitumschauender Gegend,
Dorthin ging er zur Ruhe. (Voß.)

Aber auch Goethe selbst bewohnte im Giebel seines Elternhauses eine Stube. Zu diesen und den folgenden Versen:

194. Ach! da kommt mir so einsam vor, wie die Kammer, der Hof und
Garten, das herrliche Feld, das über die Hügel sich hinstreckt,

vergleiche man die schöne Schilderung Goethes aus seiner eignen Jugend (Dichtung u. Wahrh. 1. Buch), wie sein liebster Aufenthalt, als er heranwuchs, jenes Zimmer im obern Stock war, von wo man über die Gärten hinaus, über Stadtmauern und Wälle in eine schöne, fruchtbare Ebene hinaussah, und wie hier frühzeitig in ihm das Gefühl der Einsamkeit und der Sehnsucht erwachte.

208. Denn dein Herz ist getroffen.

Dies ist nicht etwa eine Anspielung auf die abgenutzte Mythe von Amors Pfeilen, sondern die Mutter bemerkt, daß Hermanns Herz von einem besondern Ereignisse ergriffen sein muß, da seine Empfindungen sich mit ungewöhnlicher Regsamkeit und in beredter Sprache äußern.

211. Liebe Mutter, Ihr sagt's,

eine Bejahung nach der Sprache der Bibel.

222. Auch der Jüngling, er weiß nichts mehr von Mutter und Vater,
Wenn er das Mädchen sieht, das einzig geliebte, davon ziehn.

Hermann gestattet sich bei der Berufung auf die Worte der Bibel eine den Umständen gemäße Abänderung. Auf den Vordersatz: Auch der Jüngling weiß nichts mehr von Mutter und Vater, sollte eigentlich folgen: wenn er mit dem geliebten Mädchen davon zieht, nicht: wenn er sie davon ziehen sieht.

Da versetzte behend die gute, verständige Mutter:
Stehen wie Felsen doch zwei Männer gegeneinander!
Unbewegt und stolz will keiner dem andern sich nähern,
Keiner zum guten Worte, dem ersten, die Zunge bewegen.
Darum sag' ich dir, Sohn: noch lebt die Hoffnung in meinem
Herzen, daß er sie dir, wenn sie gut und brav ist, verlobe,
Obgleich arm, so entschieden er auch die Arme versagt hat.
Denn er redet gar manches in seiner heftigen Art aus,
Das er doch nicht vollbringt; so giebt er auch zu das Versagte.
Aber ein gutes Wort verlangt er und kann es verlangen;
Denn er ist Vater! Auch wissen wir wohl, sein Zorn ist nach Tische,
Wo er heftiger spricht und anderer Gründe bezweifelt,
Nie bedeutend; es reget der Wein dann jegliche Kraft auf
Seines heftigen Wollens und läßt ihn die Worte der andern
Nicht vernehmen, er hört und fühlt alleine sich selber.
Aber es kommt der Abend heran, und die vielen Gespräche
Sind nun zwischen ihm und seinen Freunden gewechselt:
Milder ist er fürwahr, ich weiß, wenn das Räuschchen vorbei ist,
Und er das Unrecht fühlt, das er anderen lebhaft erzeigte.
Komm! wir wagen es gleich; das Frischgewagte gerät nur,
Und wir bedürfen der Freunde, die jetzo bei ihm noch versammelt
Sitzen, besonders wird uns der würdige Geistliche helfen.

Also sprach sie behende und zog vom Steine sich hebend
Auch vom Sitze den Sohn, den willig folgenden. Beide
Kamen schweigend herunter, den wichtigen Vorsatz bedenkend.

Aus der Entgegnung der Mutter erfahren wir, daß der Wirt in etwas den Leuten gleicht, die in unsrer ältern Komödie unter dem Namen der gutherzigen Polterer aufzutreten pflegten. Alles soll nach seinem Willen gehn, nur seine Meinung soll gelten. Wie jedoch ein freundlicher Abend hereinbricht, nachdem sich der schwüle Tag des Gewitters entladen, so folgt auf jene, durch ein Räuschchen erhöhte Leidenschaftlichkeit eine milde, fast weiche Stimmung. Unter den goldenen Sprüchen Goethes findet sich folgender (Sprichwörtlich Nr. 103):

Wenn ein Edler gegen dich fehlt,
So thu, als hättest du's nicht gezählt;
Er wird es in sein Schuldbuch schreiben
Und dir nicht lange im Debet bleiben.

Zu diesen edlen Naturen gehört der Vater Hermanns. Bei seinem rechtlichen, wohlwollenden Sinne wird er, wenn anderen in der

Aufregung zu viel geschah, das Unrecht vergüten und aus Begierde, seine Schuld zu tilgen, hierin weiter gehen, als man erwarten konnte. Hermann mag dieses auch selbst erfahren haben. Die Mutter weist, wie das bereits in der Einleitung auseinandergesetzt wurde, auf eine wahrhaft verständige Art seine übertriebenen Klagen zurück, sie hält ihm seinen eignen Starrsinn vor, und als sie ihn daran mahnt, daß der Vater doch ein gutes Wort verlangen könne, macht er weiter keine Einrede. Sein schöner kindlicher Sinn gewinnt die Oberhand, und vertrauensvoll kehrt er mit der Mutter in das Haus zurück, um den Vater zu bitten, daß er seine liebsten Pläne einem, wie es scheinen mußte, höchst bedenklichen Verlangen des Sohnes opferte.

243. Aber es kommt der Abend heran, und die vielen Gespräche
Sind nun zwischen ihm und seinen Freunden gewechselt:
Milder ist er fürwahr, ich weiß, wenn das Räuschchen vorbei ist.

Die Mutter wünscht zwar den Beistand der Freunde zu benutzen, es ist aber doch ein Beweis von der großen Herzensgüte ihres Mannes, daß sie im Widerspruche mit jenen Worten den Versuch sogleich wagen darf; denn es ist noch nicht Abend, die Disputationen mit den Freunden sind eben im besten Gange, und den Wein, der jegliche Kraft seines heftigen Wollens aufregt, hat sie selbst den Herren auf den Tisch gesetzt.

246. Und er das Unrecht fühlt, das er anderen lebhaft erzeigte.

„Lebhaft" d. h. in seiner Lebhaftigkeit; lebhaft wie er ist.

250. Also sprach sie behende und zog, vom Steine sich hebend,
Auch vom Sitze den Sohn, den willig folgenden.

Wie viele Male drängt uns die Naturwahrheit der Darstellung den Gedanken auf, daß Goethe hier wirkliche Personen schildere und daß ihm vielleicht sein eignes Vaterhaus die Grundzüge zu dem Leben dieser Familie geliefert! Er selbst und seine Mutter gestatten eine zwanglose Vergleichung, sein Vater ist zwar dem Wirte nicht so ähnlich, hat aber doch mit ihm einige wesentliche Eigenschaften gemein, und was die Hauptsache ist, die Eltern und der Sohn stehen

zueinander in dem entsprechenden Verhältnisse, nur daß das Gedicht manchen grellen Mißklang gedämpft hat. Man achte nur auf folgende Mitteilungen aus Goethes Leben. „Ein zwar liebevoller und wohlgesinnter, aber ernster Vater, der, weil er innerlich ein sehr zartes Gemüt hegte, äußerlich mit unglaublicher Konsequenz eine eherne Strenge vorbildete, damit er zu dem Zwecke gelangen möchte, seinen Kindern die beste Erziehung zu geben, sein wohlgegründetes Haus zu erbauen, zu ordnen und zu erhalten; dagegen eine Mutter fast noch Kind, welche erst mit und in ihren beiden Ältesten zum Bewußtsein heranwuchs. — Unter diesen Umständen war es natürlich, daß Bruder und Schwester sich fest aneinander schlossen und sich zur Mutter hielten“ (Dichtung u. Wahrh. 6. Buch). Die Schwester hat Goethe nicht in das Gedicht hinübernehmen wollen, außer daß Hermann der seinigen als einer frühe verlornen gedenkt (VII, 66), und hierzu stimmt aus der Biographie (Dichtung u. Wahrh., ebenda): „Da ich dieses geliebte, unbegreifliche Wesen (seine Schwester Cornelia) nur zu bald verlor“ &c. Bei aller Abweichung im einzelnen scheint das Verhältnis des Wirtes zu Hermann von einer Eigenheit hergeleitet zu sein, die Goethes Vater ebenfalls an sich hatte. „Es ist ein frommer Wunsch aller Väter, das was ihnen selbst abgegangen, an den Söhnen realisiert zu sehen, so ungefähr als wenn man zum zweiten Male lebte und die Erfahrungen des ersten Lebenslaufes nun erst recht nutzen wollte“ (a. a. O. Buch 1). Demnach hatte auch hier eine gute, verständige Mutter für den Frieden des Hauses zu sorgen. „Die wackere Frau, mit dem ersten Probestück des Ausgleichens und Vertuschens wohl zufrieden, dachte nicht, daß sie diese Kunst in der nächsten Zeit durchaus nötig haben würde“ (a. a. O. Buch 12, zu Anfang). Hermanns Mutter heißt, wie Goethes eigne Mutter, Elisabeth.

Polyhymnia.

(Fünfter Gesang.)

Der Weltbürger.

Die Rhapsodie zerfällt in fünf Hauptteile. Der Wirt und seine Freunde unterhielten sich noch in dem Saale, und wir vernehmen das Ende ihres Gespräches. — Dann tritt die Mutter mit Hermann ein, und der Vater erfährt ihr seltsames Anliegen. — Sie haben nicht vergeblich auf den Beistand des Geistlichen gerechnet, und noch mehr Erfolg hat der vermittelnde Vorschlag des Apothekers, daß man über das fremde Mädchen Erkundigungen einziehen möge. — Hermann fährt die Hausfreunde zum Lindenbrunnen hinaus; hier bleibt er selbst zurück, und sie gehen in das Dorf, wo die Auswanderer rasten. — Den Beschluß macht die Unterhaltung des Geistlichen mit dem Richter der Gemeinde.

Die erste Überschrift ist mit dem Inhalte des Gesanges in keinen ganz sichern Zusammenhang zu bringen, umsoweniger als Polyhymnia nicht nur als die Muse der ernsten, gottesdienstlichen Dichtung, sondern auch als die der Mimik, ja der Beredsamkeit erscheint. Am ehesten mag wohl Goethe die letzte Bedeutung im Auge gehabt haben, da die Macht kluger Überredung mehrfach hier hervortritt. Vielleicht soll ihr Name, der die Hymnen-, Liederreiche bedeutet, auf die Mannigfaltigkeit des Inhalts dieses Gesanges hinweisen. Mit dem „Weltbürger“ (Übersetzung des griechischen Kosmopolit) der zweiten Überschrift ist der Dorfrichter gemeint, der den Bürgern der kleinen abgelegenen Stadt gegenüber wegen seiner im weltgeschichtlichen Sturm erlangten Erfahrung und seines weiten Blickes wohl so genannt werden konnte.

Aber es saßen die drei noch immer sprechend zusammen,
Mit dem geistlichen Herrn der Apotheker beim Wirte;
Und es war das Gespräch noch immer ebendasselbe,
Das viel hin und her nach allen Seiten geführt ward.
Aber der treffliche Pfarrer versetzte, würdig gesinnt, drauf:
Widersprechen will ich Euch nicht. Ich weiß es, der Mensch soll

Immer streben zum Bessern; und, wie wir sehen, er strebt auch
Immer dem Höheren nach, zum wenigsten sucht er das Neue.
Aber geht nicht zu weit! Denn neben diesen Gefühlen
Gab die Natur uns auch die Lust, zu verharren im Alten
Und sich dessen zu freun, was jeder lange gewohnt ist.
Aller Zustand ist gut, der natürlich ist und vernünftig.
Vieles wünscht sich der Mensch, und doch bedarf er nur wenig;
Denn die Tage sind kurz, und beschränkt der Sterblichen Schicksal.
Niemals tadl' ich den Mann, der immer thätig und rastlos
Umgetrieben das Meer und alle Straßen der Erde
Kühn und emsig befährt und sich des Gewinnes erfreuet,
Welcher sich reichlich um ihn und um die Seinen herum häuft;
Aber jener ist auch mir wert, der ruhige Bürger,
Der sein väterlich Erbe mit stillen Schritten umgehet
Und die Erde besorgt, so wie es die Stunden gebieten.
Nicht verändert sich ihm in jedem Jahre der Boden,
Nicht streckt eilig der Baum, der neugepflanzte, die Arme
Gegen den Himmel aus, mit reichlichen Blüten gezieret.
Nein, der Mann bedarf der Geduld; er bedarf auch des reinen,
Immer gleichen, ruhigen Sinns und des graden Verstandes.
Denn nur wenige Samen vertraut er der nährenden Erde,
Wenige Tiere nur versteht er mehrend zu ziehen;
Denn das Nützliche bleibt allein sein ganzer Gedanke.
Glücklich, wem die Natur ein so gestimmtes Gemüt gab!
Er ernähret uns alle. Und Heil dem Bürger des kleinen
Städtchens, welcher ländlich Gewerb mit Bürgergewerb paart!
Auf ihm liegt nicht der Druck, der ängstlich den Landmann beschränket.
Ihn verwirrt nicht die Sorge der vielbegehrenden Städter,
Die dem Reicheren stets und dem Höheren, wenig vermögend,
Nachzustreben gewohnt sind, besonders die Weiber und Mädchen.
Segnet immer darum des Sohnes ruhig Bemühen
Und die Gattin, die einst er, die gleichgesinnte, sich wählet.

Nach einem schönen epischen Gesetze müssen Personen, die wir einstweilen verlassen, um andere zu begleiten, inzwischen der Phantasie beschäftigt erscheinen. Führt uns z. B. Virgil (VII, 152) mit den Gesandten des Äneas aus dem trojanischen Lager zum Könige Latinus, so erwähnt er erst, daß die Zurückbleibenden den Bau einer Schutzmauer beginnen. So sollen wir uns auch hier vorstellen, daß die Männer inzwischen ihr Gespräch eifrig fortgesetzt. Dies wird nicht bloß angegeben, sondern wir hören das Ende ihrer Unter-

redung, und diese ist auf keinen andern Gegenstand übergegangen. Vorhin hatte sich der Wirt für ein strebsames Fortschreiten erklärt, der Apotheker dagegen seine Scheu vor allen Neuerungen und Verbesserungen bekannt, der Pfarrer, von dem wir nach langer Pause wieder eine Äußerung vernehmen, sucht die Gegensätze zu vermitteln, und da er sich gegen den Wirt wendet, sollen wir glauben, daß dieser zuletzt gesprochen, und es ist sogar der Inhalt seiner Rede angedeutet. Ob Goethe hier Symbole der politischen Zustände aufgestellt, so daß an dem Wirte der etwas hastige Fortschritt, an dem Apotheker die Reaktion und an dem Geistlichen ein liberaler Konservativismus ihre Vertretung fänden, mag unerörtert bleiben. Jedenfalls war es wohlgethan, solche Anspielungen im Dunkeln zu lassen, denn ein politisches Gespräch würde, da man in dem kleinen Städtchen keine Revolution macht, leicht nach einer leeren Kannegießerei ausgesehen haben, und wie dort die entgegengesetzten Richtungen der menschlichen Natur, das Fortstreben und der Stillstand, durch ganz nahe liegende Dinge, durch die Baulust der Bürger und andrerseits sogar durch die unterlassene Vergoldung des Engels mit dem Drachen, veranschaulicht wurden, so beschränkt sich zuletzt die Auseinandersetzung des Pfarrers auf die Vergleichung einiger Gewerbe, wobei allerdings wieder das geistige Wesen des Menschen, aber mit gleichem Anteile seine äußere Wohlfahrt in betracht kommt.

Vielleicht war der Wirt, auf Hermanns Hader mit den Töchtern des Kaufmanns und auf eine so erwünschte Verbindung zurückblickend, der Lobredner des Handels gewesen und hatte diesen, der alle Länder und Meere in seinen Bereich zieht, von Unternehmung zu Unternehmung treibt und emsig Schätze sammelt, für den würdigsten und angenehmsten Beruf erklärt, worin sich wohl auch das Bessere kundgiebt, was geworden zu sein er früher wünschte. Dem tritt nun der Pfarrer mit der Bemerkung entgegen, daß die stille Freude an dem Gewohnten, der ruhige, genügsame Sinn, wie sie von der Stetigkeit der Natur und von dem Gewerbe selbst in dem Landwirte ausgebildet werden, ebenfalls ihren Wert haben; hauptsächlich aber scheinen ihm die Lebensverhältnisse derer glücklich, die mit dem Ackerbau ein bürgerliches Gewerbe verbinden; denn sie

fühlen nichts von dem Drucke, der den Landmann beschränkt, und lassen sich nicht durch einen Wetteifer mit reicheren und höher gestellten Leuten verwirren. Der Pfarrer teilt die Stadtbewohner in drei Klassen ein, in die kleineren Ackerbürger, die allein von der Landwirtschaft leben, dann in solche, die neben dem Ackerbau ein bürgerliches Gewerbe betreiben, Handwerker oder Gastwirte sind, und endlich in die vornehmeren und reicheren Bürger, etwa die höheren Beamten und besonders die bedeutenderen Kaufleute, die sich gar nicht mit dem Landbau befassen. Doch macht er keine weitere Anwendung auf die Kultur, sondern stellt mehr den gesicherten Wohlstand der zweiten Klasse, die allerdings auch einfachere Sitten liebt, zwischen die beengende Dürftigkeit der ersten und den zum Luxus verleitenden Reichtum der dritten in die Mitte. Daher bezeichnet er es dem Vater als ein Glück, daß Hermann sich in diesem genügsamen, mit einem mäßigen, aber ausreichenden Besitze ausgestatteten Mittelstand wohl fühle und auch kein vornehmeres Mädchen heiraten möge, das vielleicht nur einem eiteln Aufwande ergeben wäre. Somit fand die Mutter, als sie jetzt mit Hermann eintrat, ihr Gesuch bereits durch eine passende Vorrede eingeleitet.

6. — — — Ich weiß es, der Mensch soll
Immer streben zum Bessern; und wie wir sehen, er strebt auch
Immer dem Höheren nach, zum wenigsten sucht er das Neue.

Der Pfarrer braucht hier fast dieselben Worte, mit denen er früher (I, 90) den Trieb zum Fortstreben, den er jetzt durch einen Gegensatz auf seinen rechten Wert beschränkt, gerühmt hatte.

13. Vieles wünscht sich der Mensch, und doch bedarf er nur wenig;
Denn die Tage sind kurz und beschränkt der Sterblichen Schicksal.

Es lohnt nicht, Schätze auf Schätze zu häufen, da man wenig braucht, wenn man sich mit dem Notwendigen begnügt, und nach kurzer Zeit von der Erde scheidet, um alles zurückzulassen. Der Wirt war vorhin (II, 167) andrer Meinung gewesen. Sehr oft treten zwei Sittensprüche einander entgegen, weil jeder nur in einer Hinsicht wahr ist und zur Berichtigung seines Gegenteils

dienen soll. Auch Shakespeares König Lear (II, 4) war berechtigt, auszurufen:

> **Gieb der Natur nur das, was nötig ist,**
> **So gilt des Menschen Leben wie des Tiers.**

Daher ist jeder Gemütszustand gut, sowohl die Genügsamkeit wie die Lust zu schaffen und zu erwerben, wenn sie nur nicht die natürlichen Grenzen der Vernunft überschreitet.

19. Aber jener ist auch mir wert, der ruhige Bürger,
Der sein väterlich Erbe mit stillen Schritten umgehet
Und die Erde besorgt, so wie es die Stunden gebieten.

Eine vortreffliche, höchst malerische Umschreibung des Begriffes Ackerwirt. Welches schöne Bild gewährt es, wenn der Kleinbürger am Sommerabende einsam zwischen seinen Feldern umherwandelt und mit stiller Freude das Gedeihen der Staaten betrachtet. Er bewirtschaftet außerdem sein väterlich Erbe; es ist dasselbe Feld, auf welches er schon als Knabe den Vater begleitete, um sich mit allerlei kleinen Diensten zu schaffen zu machen. So vererbte sich auf ihn der idyllisch-patriarchalische Sinn, der einer der lieblichsten und wichtigsten Züge in dem Charakter unsres Volkes ist.

34. — der vielbegehrenden Städter.

Der Kleinbürger ist vorhin ein Landmann genannt (V. 19 u. 33), weil er Ackerbau treibt, und wird nun, obgleich er doch auch ein Stadtbewohner ist, den Städtern entgegengestellt. Unter den letzteren ist also hier die vornehmere Klasse, welche gar nichts mit dem Landbau zu thun hat, zu verstehen.

Also sprach er. Es trat die Mutter zugleich mit dem Sohn ein,
Führend ihn bei der Hand und vor den Gatten ihn stellend.
Vater, sprach sie, wie oft gedachten wir untereinander
Schwatzend des fröhlichen Tags, der kommen würde, wenn künftig
Hermann seine Braut sich erwählend uns endlich erfreute!
Hin und wieder dachten wir da, bald dieses, bald jenes
Mädchen bestimmten wir ihm mit elterlichem Geschwätze.
Nun ist er kommen, der Tag; nun hat die Braut ihm der Himmel
Hergeführt und gezeigt, es hat sein Herz nun entschieden.

Sagten wir damals nicht immer, er solle selber sich wählen?
Wünschtest du nicht noch vorhin, er möchte heiter und lebhaft
Für ein Mädchen empfinden? Nun ist die Stunde gekommen!
Ja, er hat gefühlt und gewählt und ist männlich entschieden.
Jenes Mädchen ist's, die fremde, die ihm begegnet.
Gieb sie ihm! oder er bleibt, so schwur er, im ledigen Stande.

Und es sagte der Sohn: Die gebt mir, Vater! Mein Herz hat
Rein und sicher gewählt; Euch ist sie die würdigste Tochter.

Aber der Vater schwieg. Da stand der Geistliche schnell auf,
Nahm das Wort und sprach: Der Augenblick nur entscheidet
Über das Leben des Menschen und über sein ganzes Geschicke;
Denn nach langer Beratung ist doch ein jeder Entschluß nur
Werk des Moments, es ergreift doch nur der Verständ'ge das Rechte.
Immer gefährlicher ist's, beim Wählen dieses und jenes
Nebenher zu bedenken und so das Gefühl zu verwirren.
Rein ist Hermann, ich kenn' ihn von Jugend auf, und er streckte
Schon als Knabe die Hände nicht aus nach diesem und jenem;
Was er begehrte, das war ihm gemäß; so hielt er es fest auch.
Seid nicht scheu und verwundert, daß nun auf einmal erscheinet,
Was Ihr so lange gewünscht. Es hat die Erscheinung fürwahr nicht
Jetzt die Gestalt des Wunsches, so wie Ihr ihn etwa geheget;
Denn die Wünsche verhüllen uns selbst das Gewünschte; die Gaben
Kommen von oben herab in ihren eignen Gestalten.
Nun verkennet es nicht, das Mädchen, das Eurem geliebten,
Guten, verständigen Sohn zuerst die Seele bewegt hat.
Glücklich ist der, dem sogleich die erste Geliebte die Hand reicht,
Dem der lieblichste Wunsch nicht heimlich im Herzen verschmachtet!
Ja, ich seh' es ihm an, es ist sein Schicksal entschieden.
Wahre Neigung vollendet sogleich zum Manne den Jüngling.
Nicht beweglich ist er; ich fürchte, versagt Ihr ihm dieses,
Gehen die Jahre dahin, die schönsten, in traurigem Leben.

Da versetzte sogleich der Apotheker bedächtig,
Dem schon lange das Wort von der Lippe zu springen bereit war:
Laßt uns auch diesmal doch nur die Mittelstraße betreten!
Eile mit Weile! das war selbst Kaiser Augustus' Devise.
Gerne schick' ich mich an, den lieben Nachbarn zu dienen,
Meinen geringen Verstand zu ihrem Nutzen zu brauchen;
Und besonders bedarf die Jugend, daß man sie leite.
Laßt mich also hinaus; ich will es prüfen, das Mädchen,
Will die Gemeinde befragen, in der sie lebt und bekannt ist.
Niemand betrügt mich so leicht; ich weiß die Worte zu schätzen.

Da versetzte sogleich der Sohn mit geflügelten Worten:
Thut es, Nachbar, und geht und erkundigt Euch. Aber ich wünsche,
Daß der Herr Pfarrer sich auch in Eurer Gesellschaft befinde;
Zwei so treffliche Männer sind unverwerfliche Zeugen.
O mein Vater! sie ist nicht hergelaufen, das Mädchen,
Keine, die durch das Land auf Abenteuer umherschweift
Und den Jüngling bestrickt, den unerfahrnen, mit Ränken.
Nein, das wilde Geschick des allverderblichen Krieges,
Das die Welt zerstört und manches feste Gebäude
Schon aus dem Grunde gehoben, hat auch die Arme vertrieben.
Streifen nicht herrliche Männer von hoher Geburt nun im Elend?
Fürsten fliehen vermummt, und Könige leben verbannet.
Ach, so ist auch sie, von ihren Schwestern die beste,
Aus dem Lande getrieben; ihr eigenes Unglück vergessend
Steht sie anderen bei, ist ohne Hilfe noch hilfreich.
Groß sind Jammer und Not, die über die Erde sich breiten;
Sollte nicht auch ein Glück aus diesem Unglück hervorgehn
Und ich im Arme der Braut, der zuverlässigen Gattin,
Mich nicht erfreuen des Kriegs, so wie Ihr des Brandes Euch freutet?

Nunmehr war der Augenblick zu einem ernsten und schweren Unternehmen gekommen. Der Vater sollte bewogen werden, seine Zustimmung zu einer Sache zu geben, gegen die er sich, ahnend, daß so etwas kommen würde, schon im voraus mit heftigen und bitteren Worten erklärt hatte. Auch diese Szene ist mit großer Lebens- und Seelenkenntnis behandelt. Auf eine einfache Fürbitte der Mutter würde der leidenschaftliche Mann dennoch vielleicht mit einem entschiedenen Nein geantwortet und sich dadurch wider Willen die Hände gebunden haben. Nun richtet es der Dichter so ein, daß der Wirt gar nicht zum Worte kommt, daß vorher eine Person nach der andern sich für Hermann erklärt, und daß endlich ein vermittelnder Vorschlag die Entscheidung hinausschiebt. Zuerst stellt sich die Mutter mit dem Sohne vor ihn hin, aber nicht mit kleinlauter Bangigkeit, sondern sie scheint voll Freude und Dankes zu sein, daß ihnen ein großes Glück widerfahre, da Hermann jetzt die geheimen und angelegensten Wünsche der Eltern zu erfüllen bereit sei. Ehe der Wirt Zeit hat, sich recht darauf zu besinnen, ob er das, was die Mutter ihm in den Mund legt, wirklich einmal im vertrauten Gespräche geäußert, bestürmt ihn der Geistliche mit

bedeutungsvollen Grundsätzen und Urteilssprüchen, die zu bezweifeln jeder Scheu trägt. Der Augenblick entscheide über das Geschick des Menschen; die Gaben kommen in ihren eigenen Gestalten von oben herab; glücklich sei der, dem sogleich die erste Geliebte die Hand reiche; und wahre Neigung verwandle sofort den Jüngling in einen Mann. Rasch fällt der Apotheker ein, dem ein kluger Rat in den Sinn gekommen, und endlich erfährt der Wirt, daß auch dem Sohne die Zunge gelöst ist, die ihm lange Jahre im Munde gestockt. Und wie nun Hermann, in der Gewißheit des Ausganges, den Vorschlag des Nachbars annimmt, mag er selbst nicht widerstehen und spricht:

Gehet und prüfet und bringet in Gottes Namen die Tochter
Mir ins Haus; wo nicht, so mag er das Mädchen vergessen.

Nicht minder bemerkenswert als das kluge Verfahren der Mutter und der schöne Ernst, mit dem der Geistliche in die Sache eingreift, sind die schönen Reden des Apothekers und Hermanns. Nicht oft wird es in einem Gedichte vorkommen, daß jemand mit jedem Satze, den er ausspricht, einen besondern Zug seines Charakters enthüllt. In den wenigen Worten des Apothekers erkennen wir aber seine Vorliebe für die Mittelstraße, die Achtung vor den Lebensregeln des Sprichwortes, seine Dienstfertigkeit, an der die Eitelkeit einigen Anteil haben mag, den Stolz auf seine Klugheit, der sich gleichwohl in die bescheidenste Form kleidet. Jene Verwegenheit des Pfarrers, den Augenblick und die Eingebung des Gefühls über einen für das ganze Lebensglück des Menschen so wichtigen Schritt entscheiden zu lassen, mußte ihm äußerst bedenklich erscheinen. Denn seiner Gesinnung hätte nur die Mahnung Schillers: „Prüfe, wer sich ewig bindet", entsprochen, wie er selbst vielleicht deshalb ein Junggeselle geblieben war, weil er niemals mit dem Prüfen fertig werden konnte. Auch an dieser Stelle ist ersichtlich, daß der Dichter den wunderlichen Mann zwar mit heiterer Ironie behandelt hat, aber keineswegs lächerlich machen wollte. Bei einer unbefangenen Erwägung der Umstände wird uns sein Vorschlag vielleicht mehr gefallen als die kühne Zuversicht des Geistlichen, und wenn Hermann auch die Sache nicht dem Apotheker allein über-

lassen mag, so ist doch das Lob, das er ihm trotz des Stiches auf die Unmündigkeit der Jugend erteilt, offenbar ehrlich gemeint. — Hermann erhält von dem Pfarrer das schöne Zeugnis, daß er von Kindheit an nur, was seinem reinen Sinne gemäß war, erstrebt und festgehalten. Man beachte nun auch seine Rede, als er sich gedrungen fühlt, selbst zu sprechen. Das Herz quillt ihm über. Nur dasselbe Schicksal, das jetzt sogar die Könige nicht verschone, werfe einen Schatten auf Dorotheens Erscheinung; selbst ohne Hilfe, sei sie anderen hilfreich. Warum sollte nicht aus der trüben Zeit auch für ihn ein Glück hervorgehen können, wie jener Brand den Eltern zum Segen gereichte? Die Wärme macht ihn beredt, und dennoch bleibt er seinem Charakter gemäß einsilbig, da jeder kurze Satz einen neuen Gedanken enthält.

41. Vater, sprach sie, wie oft gedachten wir, untereinander
Schwatzend, des fröhlichen Tags.

Dieser zufällige Rückblick auf das Vergangene belebt die Vorstellung von dem traulichen und heitern Zusammenleben des Paares. Gleich im Eingange der Erzählung fanden wir sie unter dem schattigen Thore im Gespräche.

48. Sagten wir damals nicht immer, er solle selber sich wählen?

Die Mutter mag hier leicht etwas zu viel behaupten; sie selbst bemerkt ja eben, daß sie ihrem Hermann bald dieses, bald jenes Mädchen zudachten, und es steht wenigstens fest, daß der Vater in diesem Punkte sehr bestimmte Wünsche hegte. Auch von Hermanns Schwur, im ledigen Stande zu bleiben (V. 53), haben wir eigentlich nichts gehört.

57. — — — Der Augenblick nur entscheidet
Über das Leben des Menschen und über sein ganzes Geschicke.

Dem Augenblicke ist diese Macht zunächst deshalb beigelegt, weil er die Umstände gestaltet und ein unerwartetes Ereignis herbeiführt. So hatte schon die Mutter geäußert (IV, 204):

Wenn die Stunde nicht kommt, die rechte, wenn nicht das rechte
Mädchen zur Stunde sich zeigt, so bleibt das Wählen im weiten.

In demselben Sinne sagt Schiller (Die Gunst des Augenblicks):

Aus den Wolken muß es fallen,
Aus der Götter Schoß das Glück,
Und der mächtigste von allen
Herrschern ist der Augenblick.

Ferner ist der Augenblick so mächtig, weil auch jeder Entschluß nur das Werk eines Augenblickes sein soll, wie denn bereits Hermann (IV, 105) in Übereinstimmung mit dem Geistlichen behauptet hatte, daß ein langes Bedenken nicht immer zu der besten Wahl führe. Das sei das Rechte, wofür sich unser Gefühl im ersten Augenblicke instinktartig entscheidet. Es ist schon bemerkt, daß dieser an sich gefährliche Grundsatz unter gewissen Einschränkungen seine Wahrheit behält, und von besonderm Gewichte ist das hinzugefügte Wort:

es ergreift doch nur der Verständ'ge das Rechte.

Denn es ist klar, daß der Mensch, dessen Herz und Sinn verworren ist, auch nach langer Überlegung kaum eine gute Wahl treffen wird; dagegen mag der, der gewohnt war, seinen Verstand zu gebrauchen, und dem das Gute und Schöne gleichsam zur Natur geworden, so daß er es unmittelbar als mit seinem Wesen zusammenstimmend empfindet, sich wohl auf seinen Instinkt verlassen und dem Augenblicke folgen dürfen. In den meisten Fällen ist aber diese Sicherheit des Gefühles in dem Menschen nicht von Natur vorhanden, sondern er kann erst durch die Bildung des Geistes und Gemütes zu ihr gelangen.

63. Rein ist Hermann; ich kenn' ihn von Jugend auf.

Der Geistliche scheint Hermann schon als Knaben gekannt zu haben. Er ist jetzt nach ungefährer Schätzung 30 Jahre alt. Schwerlich war er so frühe ins Amt gekommen, daß er Hermann noch unterrichtet und eingesegnet hatte; vielmehr war das Städtchen wohl sein eigner Geburtsort.

69. Denn die Wünsche verhüllen uns selbst das Gewünschte; die Gaben
Kommen von oben herab, in ihren eignen Gestalten.

Der Mensch pflegt sich ein Glück, auf das er hofft, mit allen Nebenumständen vorzustellen, und wenn diese nicht zutreffen, verkennt er oft, daß ihm der Hauptsache nach vielleicht mehr zu teil wird, als er gewünscht hat. So könne auch der Wirt an der Fremden leicht mehr Freude haben als an einer begüterten und vornehmen Schwiegertochter. Jene bedeutsame Wahrheit hat Goethe mehrmals ausgesprochen. „Das Schicksal gewährt uns unsere Wünsche, aber auf seine Weise, um uns etwas über unsere Wünsche geben zu können" (Wahlverwandtschaften 2. Teil, 10. Kap.). „Geht es doch unsern Vorsätzen wie unsern Wünschen. Sie sehen sich gar nicht mehr ähnlich, wenn sie ausgeführt, wenn sie erfüllt sind, und wir glauben nichts gethan, nichts erlangt zu haben" (W. Meisters Lehrjahre 7. Buch, 8. Kap.).

76. Wahre Neigung vollendet sogleich zum Manne den Jüngling.

Hermann war nach seiner eignen Meinung (IV, 127) in der Stille des Hauses allmählich zum Manne gereift; aber zur Vollendung der charaktervollen Männlichkeit kommt er erst an diesem Tage. Ein urplötzlicher Seelenvorgang ist nicht gemeint. Der Richter hat eine so plötzliche Umwandlung und Erhöhung des Wesens in der Schreckenszeit gesehen (VI, 100).

82. Eile mit Weile! das war selbst Kaiser Augustus' Devise.

Wir pflegen heute ein sinnbildliches Abzeichen mit einem darunter gesetzten Sinnspruche, vielleicht auch ein Bild allein, aber nicht einen bloßen Wahlspruch ohne das Bild eine Devise zu nennen. Das Wort hängt mit dividere, teilen, absondern zusammen und bedeutet Unterscheidungszeichen; so waren die Ritter an den Devisen auf ihren Schildern zu erkennen. Schon die Griechen hatten den Wahlspruch *Σπεῦδε βραδέως*, und dem Augustus legt Sueton (K. 25) das Festina lente bei. Unter Goethes eigenen Lebensregeln findet sich (Zahme Xenien 2, 6) das ähnliche Wort:

Wie das Gestirn,
Ohne Hast,
Aber ohne Rast,
Drehe sich jeder
Um die eigne Last

86. Laßt mich also hinaus; ich will es prüfen das Mädchen.

Dieser Vorschlag war nicht allein für die beteiligten Personen, sondern für das Gedicht selbst sehr wichtig, denn nun tritt ein neues Motiv ein, an dem sich die Handlung fortsetzt. Vater und Mutter denken gar nicht daran, die Fahrt mitzumachen, obgleich ihnen die Sache so sehr am Herzen liegt. Sie wollen alles dem ruhigen Urteil der Freunde überlassen.

88. Niemand betrügt mich so leicht; ich weiß die Worte zu schätzen.

Nach ihrem Werte zu beurteilen und bloße Worte von dem, was wahr ist, zu unterscheiden.

97. Das die Welt zerstört und manches feste Gebäude
Schon aus dem Grunde gehoben.

Die Flut oder der Sturm hebt ein Gebäude aus dem Grunde. Gewöhnlich vergleicht man nur die ganze Staatsordnung mit einem Gebäude. Der Gebrauch des Wortes ist hier auf Einrichtungen, Gesetze und Zustände der Gesellschaft und dann auch auf das Haus des Einzelnen ausgedehnt, den die gewaltsame Umwälzung des Staatswesens und der Bürgerkrieg um Besitz und Stellung gebracht haben.

99. Streifen nicht herrliche Männer von hoher Geburt nun im Elend?

Wie in der ältesten Sprache bedeutet hier Elend (aus eli-lenti entstanden) ein andres Land, das Ausland. Ebenso Natürliche Tochter 5, 7: Ins Elend übers Meer verbannst du mich; und Schiller, Jungfrau von Orleans 5, 4: Du, der mir in das Elend nachgefolgt.

105. Sollte nicht auch ein Glück aus diesem Unglück hervorgehn?

Hermann denkt bei diesen Worten mehr an Dorothea als an sich, da er ja selbst bisher von Jammer und Not unberührt geblieben; die folgenden sind nicht als Erläuterung, sondern als Weiterführung (Und ich = Und dann auch ich) des Gedankens aufzufassen.

Da versetzte der Vater und that bedeutend den Mund auf:
Wie ist, o Sohn, dir die Zunge gelöst, die schon dir im Munde
Lange Jahre gestockt und nur sich dürftig bewegte!
Muß ich doch heut' erfahren, was jedem Vater gebroht ist,
Daß den Willen des Sohns, den heftigen, gerne die Mutter
Allzugelind begünstigt, und jeder Nachbar Partei nimmt,
Wenn es über den Vater nur hergeht oder den Eh'mann;
Aber ich will Euch zusammen nicht widerstehen; was hülf' es?
Denn ich sehe doch schon hier Trotz und Thränen im voraus.
Gehet und prüfet, und bringt in Gottes Namen die Tochter
Mir ins Haus; wo nicht, so mag er das Mädchen vergessen.

Also der Vater. Es rief der Sohn mit froher Gebärde:
Noch vor Abend ist Euch die trefflichste Tochter bescheret,
Wie sie der Mann sich wünscht, dem ein kluger Sinn in der Brust lebt.
Glücklich ist die Gute dann auch, so darf ich es hoffen.
Ja, sie danket mir ewig, daß ich ihr Vater und Mutter
Wiedergegeben in euch, so wie sie verständige Kinder
Wünschen. Aber ich zaudre nicht mehr; ich schirre die Pferde
Gleich und führe die Freunde hinaus auf die Spur der Geliebten,
Überlasse die Männer sich selbst und der eigenen Klugheit,
Richte, so schwör' ich Euch zu, mich ganz nach ihrer Entscheidung,
Und ich seh' es nicht wieder, als bis es mein ist, das Mädchen.
Und so ging er hinaus, indessen manches die andern
Weislich erwogen und schnell die wichtige Sache besprachen.

Hermann eilte zum Stalle sogleich, wo die mutigen Hengste
Ruhig standen und rasch den reinen Hafer verzehrten
Und das trockene Heu, auf der besten Wiese gehauen.
Eilig legt' er ihnen darauf das blanke Gebiß an,
Zog die Riemen sogleich durch die schönversilberten Schnallen
Und befestigte dann die langen, breiteren Zügel,
Führte die Pferde heraus in den Hof, wo der willige Knecht schon
Vorgeschoben die Kutsche, sie leicht an der Deichsel bewegend.
Abgemessen knüpften sie drauf an die Wage mit saubern
Stricken die rasche Kraft der leichthinziehenden Pferde.
Hermann faßte die Peitsche; dann saß er und rollt' in den Thorweg.
Als die Freunde nun gleich die geräumigen Plätze genommen,
Rollte der Wagen eilig und ließ das Pflaster zurücke,
Ließ zurück die Mauern der Stadt und die reinlichen Türme.
So fuhr Hermann dahin, der wohlbekannten Chaussee zu,
Rasch, und säumete nicht und fuhr bergan wie bergunter.
Als er aber nunmehr den Turm des Dorfes erblickte,

Und nicht fern mehr lagen die gartenumgebenen Häuser,
Dacht' er bei sich selbst nun anzuhalten die Pferde.

Von dem würdigen Dunkel erhabener Linden umschattet,
Die Jahrhunderte schon an dieser Stelle gewurzelt,
War mit Rasen bedeckt ein weiter, grünender Anger
Vor dem Dorfe, den Bauern und nahen Städtern ein Lustort.
Flachgegraben befand sich unter den Bäumen ein Brunnen.
Stieg man die Stufen hinab, so zeigten sich steinerne Bänke,
Rings um die Quelle gesetzt, die immer lebendig hervorquoll,
Reinlich, mit niedriger Mauer gefaßt, zu schöpfen bequemlich.
Hermann aber beschloß, in diesem Schatten die Pferde
Mit dem Wagen zu halten. Er that so und sagte die Worte:
Steiget, Freunde, nun aus, und geht, damit Ihr erfahret,
Ob das Mädchen auch wert der Hand sei, die ich ihr biete.
Zwar ich glaub' es, und mir erzählt' Ihr nichts neues und seltnes;
Hätt' ich allein zu thun, so ging ich behend' zu dem Dorf hin,
Und mit wenigen Worten entschiede die Gute mein Schicksal.
Und ihr werdet sie bald vor allen andern erkennen;
Denn wohl schwerlich ist an Bildung ihr eine vergleichbar.
Aber ich geb' euch noch die Zeichen der reinlichen Kleider:
Denn der rote Latz erhebt den gewölbeten Busen
Schön geschnürt, und es liegt das schwarze Mieder ihr knapp an;
Sauber hat sie den Saum des Hemdes zur Krause gefaltet,
Die ihr das Kinn umgiebt, das runde, mit reinlicher Anmut;
Frei und heiter zeigt sich des Kopfes zierliches Eirund;
Stark sind vielmal die Zöpfe um silberne Nadeln gewickelt;
Vielgefaltet und blau fängt unter dem Latze der Rock an
Und umschlägt ihr im Gehn die wohlgebildeten Knöchel.
Doch das will ich euch sagen und noch mir ausdrücklich erbitten:
Redet nicht mit dem Mädchen und laßt nicht merken die Absicht,
Sondern befraget die andern, und hört, was sie alles erzählen.
Habt ihr Nachricht genug, zu beruhigen Vater und Mutter,
Kehret zu mir dann zurück, und wir bedenken das weitre.
Also dacht ich mir's aus den Weg her, den wir gefahren.

So vielfach ermahnt, giebt der Vater nach. In dem Bescheide offenbart sich seine ganze Herzensgüte, wobei es einen heitern Eindruck macht, daß er gleichwohl ein wenig schelten muß, um die Würde des Hausherrn und des Mannes von Charakter zu wahren. Zuerst wundert er sich, daß sein schweigsamer Sohn plötzlich ein solcher Redner geworden. Dann wird den beiden Freunden vorgehalten, daß sich die Nachbarn immer mit Frau und Kind gegen

den Hausvater verschwören. Endlich bekommt auch die Mutter ihr Teil: sie nehme Hermanns Eigensinn in Schutz, und er müsse es sich schon ersparen, von ihren Thränen und seinem Trotze belästigt zu werden. Nachdem er so sein Ansehen gegen alle gesichert, hat er gegen den klugen Einfall des Apothekers nichts weiter einzuwenden, und Hermann eilt mit fröhlichem Herzen hinaus, um zu dieser Brautschau den Wagen zu rüsten.

Die folgenden Abschnitte gehören nach der Fülle des sinnlichen Details und der plastischen Anschaulichkeit zu den lieblichsten Nachklängen der homerischen Dichtung. Zunächst erblicken wir ein Seitenstück zu der in Lessings Laokoon (16. Kap.) hervorgehobenen Stelle der Ilias (V, 722), wo Hera, die mit Athene zu Zeus und dann in die Schlacht fahren will, ihre Pferde anschirrt, während Hebe den Wagen zusammensetzt. Ja die Darstellung Goethes gewann dadurch, daß er uns nur den ländlichen Wohlstand zu schildern hatte, während dort die Pracht des olympischen Haushaltes das Auge weniger erfreut als blendet. Hermanns Angelegenheit hat eine günstige Wendung genommen. Mit froher Eile spannt er seine mutigen Hengste an den Wagen, auf dem vielleicht noch heute das geliebte Mädchen einzieht. Auch der Leser zweifelt nicht an einem glücklichen Ausgange und hat Ruhe genug, seinem einfachen Geschäfte zuzusehen und sich an dieser Szene aus dem idyllischen Naturzustande des Menschen zu erquicken. Hermann fährt nun mit den Freunden ab und hält an einem Lindenbrunnen, nahe bei dem Dorfe, wo die Auswanderer übernachten wollten. Auch diesen Platz hat das reine Schönheitsgefühl des Dichters mit einer wunderbaren Lieblichkeit geschmückt. Die Freunde sollen nun ohne Hermann in das Dorf gehen, und damit sie Dorotheen erkennen, beschreibt er ihnen ihre Kleidung. Es ist bekannt, wie sehr Lessing die Dichter tadelt, wenn sie in der Schilderung der körperlichen Schönheit mit den Malern wetteifern. Als einen Weg, auf dem die Poesie hierin die Kunst des Malers wiederum einhole, bezeichnet er den, daß sie Schönheit in Reiz verwandelt. Es kann nichts genauer übereinstimmen, als das, was Lessing zur Erläuterung dieses Satzes (Laokoon, Kap. 21) hinzufügt und was der Dichter hier geleistet hat. Es werden nämlich Gestalt und Kleidung Dorotheens zu-

gleich zum Ausdrucke ihres innern Wesens, und dies ist es, was der körperlichen Schönheit einen geistigen Reiz verleiht. Nicht nur Farbe und Schnitt, sondern auch Sauberkeit und Anmut der Kleider machen Dorotheen kenntlich, das zierliche Eirund ihres Kopfes ist von einer freien und heitern Seele belebt, die starken Zöpfe und der volle Wuchs versprechen eine feste und rüstige Willenskraft. Außerdem läßt der Dichter seine Beschreibung auf epische Weise in die Handlung eingreifen, und während sie sonst ermüden würde, fühlen wir uns jetzt zur Beobachtung angeregt; denn wir merken uns alles genau, weil wir Dorotheen mit den Abgesandten aufsuchen und an ihrem Aussehen erkennen sollen.

108. Da versetzte der Vater und that bedeutend den Mund auf.

„Bedeutend“ hatte zu Goethes Zeit noch nicht die abgeblaßte Bedeutung, in der es jetzt häufig gebraucht wird (soviel wie: sehr); das Lieblingswort des Dichters bedeutet hier wie oft: bedeutsam, gewichtig.

123. Ja, sie danket mir ewig, daß ich ihr Vater und Mutter
Wiedergegeben in euch.

Ahnt Hermann, daß Dorothea eine Waise ist, aus ihrem einsamen, selbständigen Auftreten; oder meint er nur ihre gegenwärtige Verlassenheit?

129. Und ich seh' es nicht wieder, als bis es mein ist, das Mädchen.

Hermann hält insofern Wort, als er erst dann (in einer noch dazu ungesuchten Zusammenkunft) mit Dorothea ein Gespräch anknüpft, nachdem die beiden Hausfreunde, deren Urteile der Vater sich fügen will, das Mädchen als würdig anerkannt und es somit Hermann gleichsam zugesprochen haben.

130. Und so ging er hinaus, indessen manches die andern
Weislich erwogen nnd schnell die wichtige Sache besprachen.

Dieselbe Wendung, wie in der letzten Zeile des vierten Gesanges. Wenn der Schauplatz wechselt, müssen wir uns die Personen, die wir hier verlassen, beschäftigt denken.

139. — — — — — wo der willige Knecht schon
Vorgeschoben die Kutsche, sie leicht an der Deichsel bewegend.

Die Dienstfertigkeit des Knechtes ist nicht ohne Bedeutung, doch entspricht es dem höhern Stile, in welchem unser Gedicht angelegt ist, daß sich nicht ein gemütlich derber Hans und eine treue Susanne unter den Personen vordrängen.

140. Abgemessen knüpften sie drauf an die Wage mit saubern
Stricken die rasche Kraft der leicht hinziehenden Pferde.'

„Abgemessen" hat hier aktiven Sinn: nachdem sie die Stränge abgemessen hatten. — Die Wage ist das mit der Deichsel verbundene, bewegliche Stück Holz zum Anschirren der Pferde. — Die Kraft der Pferde ist ein homerischer Ausdruck. Es ist auffallend, daß Homer, der doch sonst stets der konkreten Bezeichnung den Vorzug giebt, zu den Personennamen das abstrakte ἴς, μένος, σϑένος und βίη hinzufügt, und ohne den Ton erhöhen zu wollen, erzählt, wie die Kraft des Idomeneus sprach oder die Kraft des Alkinoos sich aus dem Bette erhob. Von den deutschen Dichtern hat vorzüglich Schiller diesen Gebrauch in freier Weise nachgebildet. Wir lesen bei ihm: des Bogens Kraft, mit des Schweifes Kraft, die ungeheure Kraft des Halses, des raschen Boten jugendliche Kraft und ähnliches.

142. Hermann faßte die Peitsche; dann saß er und rollt' in den Thorweg.

Die Herren steigen nicht vor dem Hause, sondern in dem Thorwege auf, in den eine Seitenthüre aus dem Saale führt.

151. Von dem würdigen Dunkel erhabener Linden umschattet —.

Die ausführliche Beschreibung des Lindenbrunnens wäre ein überflüssiger Zierat, wenn hier nichts weiter geschähe, als daß Hermann wartete. Es wird jedoch bereits die Darstellung seiner Zusammenkunft mit Dorotheen vorbereitet. Die schöne Umgebung soll nachher den Reiz ihres Gespräches erhöhen. Da aber alsdann unser Gemüt von einem tiefern geistigen Interesse erfaßt ist, würde eine Beschreibung stören, und deshalb werden wir im voraus mit dem Orte bekannt gemacht.

155. Flachgegraben befand sich unter den Bäumen ein Brunnen.

Der Abhang war abgegraben, so daß um die Quelle herum eine kleine Fläche entstand.

178. Redet nicht mit dem Mädchen und laßt nicht merken die Absicht.

Keineswegs fordert dies Hermann, weil Dorothea, wenn sie den Grund der Nachforschung ahnte, sich etwa aus Befangenheit in einem ungünstigern Lichte zeigen könnte, sondern sein Zartsinn sagt ihm, daß diese Prüfung für sie etwas Verletzendes hat, und für ihn selbst wäre es eine Entweihung des innigen Gefühles, das ihn mit Dorotheen verbindet, wenn diese zuerst durch Fremde von seiner Zuneigung Kenntnis erhalten sollte.

Also sprach er. Es gingen darauf die Freunde dem Dorf zu,
Wo in Gärten und Scheunen und Häusern die Menge von Menschen
Wimmelte, Karrn an Karrn die breite Straße dahin stand.
Männer versorgten das brüllende Vieh und die Pferd' an den Wagen,
Wäsche trockneten emsig auf allen Hecken die Weiber,
Und es ergetzten die Kinder sich plätschernd im Wasser des Baches.
Also durch die Wagen sich drängend, durch Menschen und Tiere
Sahen sie rechts und links sich um, die gesendeten Späher,
Ob sie nicht etwa das Bild des bezeichneten Mädchens erblickten;
Aber keine von allen erschien die herrliche Jungfrau.
Stärker fanden sie bald das Gedränge. Da war um die Wagen
Streit der drohenden Männer, worein sich mischten die Weiber
Schreiend. Da nahte sich schnell mit würdigen Schritten ein Alter,
Trat zu den Scheltenden hin, und sogleich verklang das Getöse,
Als er Ruhe gebot und väterlich ernst sie bedrohte.
Hat uns, rief er, noch nicht das Unglück also gebändigt,
Daß wir endlich verstehn, uns untereinander zu dulden
Und zu vertragen, wenn auch nicht jeder die Handlungen abmißt?
Unverträglich fürwahr ist der Glückliche; werden die Leiden
Endlich euch lehren, nicht mehr wie sonst mit dem Bruder zu hadern?
Gönnet einander den Platz auf fremdem Boden und teilet,
Was ihr habet, zusammen, damit ihr Barmherzigkeit findet.

Also sagte der Mann, und alle schwiegen, verträglich
Ordneten Vieh und Wagen die wieder besänftigten Menschen.
Als der Geistliche nun die Rede des Mannes vernommen
Und den ruhigen Sinn des fremden Richters entdeckte,

Trat er an ihn heran und sprach die bedeutenden Worte:
Vater, fürwahr, wenn das Volk in glücklichen Tagen dahin lebt,
Von der Erde sich nährend, die weit und breit sich aufthut,
Und die erwünschten Gaben in Jahren und Monden erneuert,
Da geht alles von selbst, und jeder ist sich der klügste
Wie der beste; und so bestehen sie nebeneinander,
Und der vernünftigste Mann ist wie ein andrer gehalten;
Denn was alles geschieht, geht still wie von selber den Gang fort.
Aber zerrüttet die Not die gewöhnlichen Wege des Lebens,
Reißt das Gebäude nieder und wühlet Garten und Saat um,
Treibt den Mann und das Weib vom Raume der traulichen Wohnung,
Schleppt in die Irre sie fort durch ängstliche Tage und Nächte:
Ach! da sieht man sich um, wer wohl der verständigste Mann sei,
Und er redet nicht mehr die herrlichen Worte vergebens.
Sagt mir, Vater, Ihr seid gewiß der Richter von diesen
Flüchtigen Männern, der ihr sogleich die Gemüter beruhigt?
Ja, Ihr erscheint mir heut' als einer der ältesten Führer,
Die durch Wüsten und Irren vertriebene Völker geleitet;
Denk' ich doch eben, ich rede mit Josua oder mit Moses.

Und es versetzte darauf mit ernstem Blicke der Richter:
Wahrlich unsere Zeit vergleicht sich den seltensten Zeiten,
Die die Geschichte bemerkt, die heilige wie die gemeine.
Denn wer gestern und heut' in diesen Tagen gelebt hat,
Hat schon Jahre gelebt; so drängen sich alle Geschichten.
Denk' ich ein wenig zurück, so scheint mir ein graues Alter
Auf dem Haupte zu liegen, und doch ist die Kraft noch lebendig.
O, wir anderen dürfen uns wohl mit jenen vergleichen,
Denen in ernster Stund' erschien im feurigen Busche
Gott der Herr; auch uns erschien er in Wolken und Feuer.

Als nun der Pfarrer darauf noch weiter zu sprechen geneigt war
Und das Schicksal des Manns und der Seinen zu hören verlangte,
Sagte behend der Gefährte mit heimlichen Worten ins Ohr ihm:
Sprecht mit dem Richter nur fort und bringt das Gespräch auf das Mädchen,
Aber ich gehe herum, sie aufzusuchen, und komme
Wieder, sobald ich sie finde. Es nickte der Pfarrer dagegen,
Und durch die Hecken und Gärten und Scheunen suchte der Späher.

Goethe bringt nun seine Dichtung in einen nähern Zusammenhang mit der großen Weltbegebenheit, er verfährt jedoch dabei mit weiser Mäßigung. Die beiden Abgesendeten kommen in

das Dorf und mischen sich, um das ihnen bezeichnete Mädchen aufzufinden, in das Gedränge der fremden Männer und Weiber, aber diese bleiben alle im Hintergrunde, und nur ihr Führer begegnet dem Pfarrer, um die Ereignisse, die sich im Nachbarlande zugetragen, und den Geist, der sie hervorrief, zu schildern. Die Teilnahme des Apothekers an dieser Unterredung würde nur gestört haben, weshalb sich der kluge Mann entfernt, um Dorotheen auszuspähen. Der Fremde wird sogleich auf epische Weise durch eine Handlung charakterisiert. Die Auswanderer sind in Streit geraten, und er stellt durch sein Ansehn und einige verständige Worte den Frieden her.

184. **Wo in Gärten und Scheunen und Häusern die Menge von Menschen —.**

Mit wie wenigen Worten giebt der Dichter ein malerisches Bild von dem Getümmel, das auf einmal das ganze Dorf erfüllt. Die Straße ist mit Wagen bedeckt, die Häuser haben den Schwarm der Menschen nicht fassen können, und wie herrlich ist der unscheinbare Zusatz, daß die Kinder der Auswanderer sich plätschernd im Bache ergetzen. Es bestätigen sich hier die Worte des Geistlichen (I, 93):

In der Jugend ist ihm ein froher Gefährte der Leichtsinn,
Der die Gefahr ihm verbirgt und heilsam geschwinde die Spuren
Tilget des schmerzlichen Übels, sobald es nur irgend vorbeizog.

201. Unverträglich fürwahr ist der Glückliche.

Der Zusammenhang ist: Leider pflegen sich die Menschen ihre guten Tage mit Zanken zu verderben; im Unglücke sollte man doch wenigstens Frieden halten und einander Liebe beweisen, wie man selbst auf Güte rechnet. Der Dichter deutet hierbei auf den Vers der Bergpredigt: Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.

211. Von der Erde sich nährend, die weit und breit sich aufthut
Und die erwünschten Gaben in Jahren und Monden erneuert.

Die Erde schließt (nach dem Liede Gellerts) ihren Schoß auf, um uns mit Vorrat zu segnen. Nicht daß sie einige Gaben mit jedem

Jahre, andere sogar mit jedem Monate erneuert, sondern Jahr und Mond zusammen bezeichnen den geordneten Kreislauf, in welchem sie alles zu seiner Zeit aufs neue hervorbringt.

215. Und der vernünftigste Mann ist wie ein andrer gehalten.

Man bedarf dann nicht seiner höhern Einsicht, und er bleibt in der Menge gewöhnlicher Menschen verborgen.

218. Reißt das Gebäude nieder;

dasselbe Bild wie V. 97 oder hier auch wörtlich zu verstehen.

225. Ja, Ihr erscheinet mir heut' als einer der ältesten Führer,
Die durch Wüsten und Irren vertriebene Völker geleitet.
Denk' ich doch eben, ich rede mit Josua oder mit Moses.

Die Irren sind Gegenden, in denen man leicht verirrt. Die Wörterbücher belegen diesen Gebrauch mit Beispielen aus Luthers Bibel, aus Klopstock und aus Voß; geläufig ist uns noch der Ausdruck: in der Irre gehen. — Der Richter soll uns als ein Mann von hervorragender Würde erscheinen, und dennoch konnte ihm das Gedicht keine Gelegenheit bieten, sich durch eine bedeutsame Handlung auszuzeichnen. Goethe hilft sich daher auf eine kühne Weise. Indem er die Situationen vergleicht, stellt er den uns unbekannten Mann auf die Höhe der Völkergeschichte und läßt ihn unmittelbar an der Größe eines Josua und Moses teilhaben. Durch dasselbe Mittel verherrlichte er vorhin (93) Dorotheens Erscheinung; er reiht sie nach ihrem Schicksale an die herrlichen Männer von hoher Geburt, an Fürsten und Könige.

235. O, wir andern dürfen uns wohl mit jenen vergleichen,
Denn in ernster Stund' erschien im feurigen Busche
Gott der Herr; auch uns erschien er in Wolken und Feuer.

Aus dem brennenden Busche redete Gott zu Moses auf dem Horeb, als er ihm befahl, die Kinder Israel aus Ägypten zu führen (2. Mos. 3, 2—8). Die anderen sind also wohl nebst dem Richter die übrigen Väter der Gemeinde, welche den Auszug anrieten und leiteten. „Und der Herr zog (in der Wüste am Schilfmeer) vor

ihnen her, des Tages in einer Wolkensäule, daß er sie den rechten Weg führte, und des Nachts in einer Feuersäule, daß er ihnen leuchtete zu reisen Tag und Nacht" (a. a. O., V. 21). Der Richter deutet darauf hin, daß auch die Gemeinde bei ihrer Flucht aus dem Lande des Schreckens auf wunderbare Weise den rechten Weg fand, ihren Verfolgern zu entkommen.

244. Und durch die Hecken und Gärten und Scheunen suchte der Späher.

Oben (190) wurden der Geistliche und der Apotheker zusammen die Späher genannt, hier ist das Wort dennoch für den letztern eine charakteristische Bezeichnung.

Von dem gewöhnlichen Sprachgebrauche weichen in diesem Gesange folgende Ausdrücke ab: 99. im Elend streifen, für: umherstreifen; 104. sich über die Erde breiten, für: ausbreiten; 125. die Pferde schirren, für: anschirren; 142. Hermann rollte in den Thorweg; 192. Aber keine von allen erschien die herrliche Jungfrau, für: keine von allen, die erschienen, war die herrliche Jungfrau; 290. Die seltensten Zeiten, die die Geschichte bemerkt, für: als merkwürdig bezeichnet. Vergl. zu Vers 140.

Klio.

(Sechster Gesang.)

Das Zeitalter.

Der Richter schildert in allgemeinen Umrissen die revolutionäre Bewegung, ihren idealen Anfang und die furchtbare Enttäuschung, woran sich ein Schluß auf die Natur des Menschen knüpft. — Dorothea wird aufgefunden; wir erfahren, daß sie in einer Gefahr und bei einem schweren Verluste eine herrliche Kraft im Handeln und Leiden bewiesen; außerdem ist ihre ganze Erscheinung derart, daß sie auf die abgesendeten Männer den günstigsten Eindruck macht. — Hermanns Bedenken, ob Dorothea ihm auch die

Hand reichen werde, nebst einer Episode über die in älteren Zeiten übliche regelrechte Brautwerbung. — Der Entschluß des Jünglings, nun selbst Dorotheen aufzusuchen, um aus ihrem Munde sein Schicksal zu erfahren, und die Heimkehr der beiden Freunde.

Der Gesang führt den Namen der Geschichtsmuse, weil in seinem ersten Drittel eine Darstellung des „Zeitalters" gegeben wird. Er behandelt aber nicht nur dies eine, sondern vier Momente. Für die epische Entfaltung hat Hermanns Bedenken die größte Wichtigkeit. Die Handlung bewegt sich nämlich um zwei Zusammenstöße, in jedem Falle wird dann die Lösung durch ein verzögerndes Motiv hinausgeschoben. Der erste Zusammenstoß ging aus der entgegengesetzten Denkweise des Vaters und Hermanns hervor; der Vater gab nach, und hätte er es ohne Vorbehalt gethan, so konnte der Vorhang fallen. Jetzt war noch die Nachfrage in dem Dorfe nötig. Wenn nun aber die Freunde genug erfahren haben, um die Eltern zu beruhigen und somit der Bedingung entsprochen ist, scheinen wir wirklich am Ziele zu stehen. Unerwartet stellt sich aber ein zweiter Zusammenstoß ein. Hermanns Hoffnuugen geraten mit seinem schüchternen Zartgefühl in Widerstreit; dieses veranlaßt ihn, Dorotheen als eine Magd und nicht als seine Braut in das Vaterhaus zu führen. Abermals ist endlich die Lösung nahe, der Geistliche kann das Wort aussprechen, welches alle glücklich macht. Doch wiederum tritt ein hemmendes Motiv ein, indem sein absichtliches Zögern und der rasche Scherz des Wirtes die Entwickelung aufhalten. Auf diese kunstvolle, echt epische Weise hat der Dichter die Handlung angelegt, um für die Darstellung der Charaktere und der Zustände den nötigen Raum zu gewinnen.

Als nun der geistliche Herr den fremden Richter befragte,
Was die Gemeine gelitten, wie lang' sie von Hause vertrieben,
Sagte der Mann darauf: Nicht kurz sind unsere Leiden;
Denn wir haben das Bittre der sämtlichen Jahre getrunken,
Schrecklicher, weil auch uns die schönste Hoffnung zerstört ward.
Denn wer leugnet es wohl, daß hoch sich das Herz ihm erhoben,
Ihm die freiere Brust mit reineren Pulsen geschlagen,
Als sich der erste Glanz der neuen Sonne heranhob,
Als man hörte vom Rechte der Menschen, das allen gemein sei,
Von der begeisternden Freiheit und von der löblichen Gleichheit!

Damals hoffte jeder sich selbst zu leben; es schien sich
Aufzulösen das Band, das viele Länder umstrickte,
Das der Müßiggang und der Eigennutz in der Hand hielt.
Schauten nicht alle Völker in jenen drängenden Tagen
Nach der Hauptstadt der Welt, die es schon so lange gewesen
Und jetzt mehr als je den herrlichen Namen verdiente?
Waren nicht jener Männer, der ersten Verkünder der Botschaft,
Namen den höchsten gleich, die unter die Sterne gesetzt sind?
Wuchs nicht jeglichem Menschen der Mut und der Geist und die Sprache?
Und wir waren zuerst als Nachbarn lebhaft entzündet.
Drauf begann der Krieg, und die Züge bewaffneter Franken
Rückten näher; allein sie schienen nur Freundschaft zu bringen.
Und die brachten sie auch, denn ihnen erhöht war die Seele
Allen; sie pflanzten mit Lust die munteren Bäume der Freiheit,
Jedem das Seine versprechend und jedem die eigne Regierung.
Hoch erfreute sich da die Jugend, sich freute das Alter,
Und der muntere Tanz begann um die neue Standarte.
So gewannen sie bald, die überwiegenden Franken,
Erst der Männer Geist mit feurigem, munterm Beginnen,
Dann die Herzen der Weiber mit unwiderstehlicher Anmut.
Leicht schien uns der Druck des vielbedürfenden Krieges;
Denn die Hoffnung umschwebte vor unsern Augen die Ferne,
Lockte die Blicke hinaus in neueröffnete Bahnen.
O wie froh ist die Zeit, wenn mit der Braut sich der Bräut'gam
Schwinget im Tanze, den Tag der gewünschten Verbindung erwartend!
Aber herrlicher war die Zeit, in der uns das Höchste,
Was der Mensch sich denkt, als nah' und erreichbar sich zeigte.
Da war jedem die Zunge gelöst; es sprachen die Greise,
Männer und Jünglinge laut voll hohen Sinns und Gefühles.
Aber der Himmel trübte sich bald. Um den Vorteil der Herrschaft
Stritt ein verderbtes Geschlecht, unwürdig das Gute zu schaffen;
Sie ermordeten sich und unterdrückten die neuen
Nachbarn und Brüder und sandten die eigennützige Menge.
Und es praßten bei uns die Obern und raubten im großen,
Und es raubten und praßten bis zu dem Kleinsten die Kleinen;
Jeder schien nur besorgt, es bleibe was übrig für morgen.
Allzugroß war die Not, und täglich wuchs die Bedrückung;
Niemand vernahm das Geschrei, sie waren die Herren des Tages.
Da fiel Kummer und Wut auch selbst ein gelassnes Gemüt an;
Jeder sann nur und schwur die Beleidigung alle zu rächen
Und den bittern Verlust der doppelt betrogenen Hoffnung.
Und es wendete sich das Glück auf die Seite der Deutschen,

Und der Franke floh mit eiligen Märschen zurücke.
Ach, da fühlten wir erst das traurige Schicksal des Krieges!
Denn der Sieger ist groß und gut; zum wenigsten scheint er's,
Und er schonet den Mann, den besiegten, als wär' er der seine,
Wenn er ihm täglich nützt und mit den Gütern ihm dienet.
Aber der Flüchtige kennt kein Gesetz; denn er wehrt nur den Tod ab
Und verzehret nur schnell und ohne Rücksicht die Güter;
Dann ist sein Gemüt auch erhitzt, und es kehrt die Verzweiflung
Aus dem Herzen hervor das frevelhafte Beginnen.
Nichts ist heilig ihm mehr; er raubt es. Die wilde Begierde
Dringt mit Gewalt auf das Weib und macht die Lust zum Entsetzen.
Überall sieht er den Tod und genießt die letzten Minuten
Grausam, freut sich des Bluts und freut sich des heulenden Jammers.
Grimmig erhob sich darauf in unsern Männern die Wut nun,
Das Verlorne zu rächen und zu verteid'gen die Reste.
Alles ergriff die Waffen, gelockt von der Eile des Flüchtlings
Und vom blassen Gesicht und scheu unsicheren Blicke.
Rastlos nun erklang das Getön der stürmenden Glocke,
Und die künft'ge Gefahr hielt nicht die grimmige Wut auf.
Schnell verwandelte sich des Feldbaus friedliche Rüstung
Nun in Wehre, da troff vom Blute Gabel und Sense.
Ohne Begnadigung fiel der Feind und ohne Verschonung;
Überall raste die Wut und die feige, tückische Schwäche.
Möcht' ich den Menschen doch nie in dieser schnöden Verirrung
Wiedersehn! das wütende Tier ist ein besserer Anblick.
Sprech' er doch nie von Freiheit, als könn' er er sich selber regieren!
Losgebunden erscheint, sobald die Schranken hinweg sind,
Alles Böse, das tief das Gesetz in die Winkel zurücktrieb.

Die Erzählung des Richters von dem, was sich in seiner Gemeinde begeben, ist insofern ein charakteristisches Bild des ganzen Zeitalters, als die revolutionäre Erhebung in Paris selbst, an vielen Orten in Frankreich und auswärts denselben Gang nahm. Eine ausführlichere Beleuchtung der Ideen oder die Darstellung bestimmter historischer Thatsachen würde den eigentlichen Gegenstand des Gedichtes zu sehr verdeckt haben. Jetzt bleibt alles in einer angemessenen Ferne. Nicht einmal Hermann selbst, sondern der Geistliche, nur der Hausfreund der Familie, vernimmt jenen Bericht. Außerdem macht das politische Interesse sogleich dem menschlichen Platz. Der Richter selbst macht von seinen Erlebnissen keine An-

wendung auf den Staat, sondern auf die menschliche Natur, an deren edlen Kern er nicht mehr glauben mag, seitdem er die empörenden Gewaltthaten der Befreier und die tückische Rachsucht der Unterdrückten gesehen, andrerseits weist auch der Geistliche, wenn er dieses Gemälde zu düster findet, ganz in demselben Sinne gar nicht auf die glücklichen Folgen hin, die dieser wilde demokratische Sturm wider die alte Ordnung der Dinge dennoch mit der Zeit für die Entwickelung des Staatswesens haben könnte, sondern beschränkt sich darauf, die sittliche Würde des Menschen zu verteidigen. Fast nur nach ihrer allgemeinen menschlichen Seite konnte die Revolution mit dem idyllischen Epos in Beziehung treten, und von ihrer politischen und welthistorischen Bedeutung ist bloß die allerdings bedeutsame Einwirkung wahrzunehmen, daß sie den Entschluß befestigt, in der allgemeinen Verwirrung am bewährten Alten treulich festzuhalten und das friedliche Glück der Heimat gegen Feinde zu schützen, von deren Falschheit und roher Grausamkeit das Schicksal der Gemeinde Zeugnis giebt.

2. Was die Gemeinde gelitten, wie lang' sie vom Hause vertrieben.

Auf die letzte Frage giebt der Richter dem Geistlichen keine Antwort. Düntzer bemerkt, daß das Gedicht sich hierin sogar widerspricht, da die Auswanderer nach den ersten Gesängen eben von Hause aufgebrochen, nach den letzten dagegen schon mehrere Tage unterwegs sind.

4. Denn wir haben das Bittre der sämtlichen Jahre getrunken,
Schrecklicher, weil auch uns die schönste Hoffnung zerstört ward.

Schrecklicher ist nicht der Komperativ des Adverbiums, sondern ein nachgestelltes Beiwort zu Jahre.

11. Damals hoffte jeder, sich selbst zu leben; es schien sich
Aufzulösen das Band, das viele Länder umstrickte,
Das der Müßiggang und der Eigennutz in der Hand hielt.

Man lebt sich selbst, wenn man nicht von anderen unterdrückt wird und ihnen den besten Teil seines Erwerbes abgeben muß. Das Band, welches viele Länder, genauer: die Bürger in vielen Ländern

umstrickte, bezieht sich auf die Vorrechte der geistlichen und der weltlichen Herren, die dem Fleiße des Bürgers müßig zusahen und auf seine Kosten schwelgten.

14. Schauten nicht alle Völker in jenen drängenden Tagen —

Es sind noch nicht Tage der Bedrängnis, sondern des Dranges, als ein kräftiges Streben und Schaffen hervorbrach.

24. — sie pflanzten mit Lust die munteren Bäume der Freiheit,
Jedem das Seine versprechend und jedem die eigne Regierung.

Sie sicherten dem Lande, welches sich an Frankreich anschloß, die Selbständigkeit zu. Die alten Franken nahmen einen Baum zur Malstätte, wenn sie sich auf freiem Platze zu Beratungen, zur Gerichtssitzung oder auch zu Lustbarkeiten versammelten, und die Könige waren gehalten, an den jährlichen Maitagen das Volk oder seine Vertreter in wichtigen Angelegenheiten zu Rate zu ziehen. Nach dieser Sitte wurden jetzt wieder Bäume oder Stangen mit der roten Mütze als Symbol der Volkssouveränität aufgerichtet und muntere Feste der Freiheit gefeiert. Standarten (V. 27) sind eigentlich die kleineren Fahnen der Reiterei (frz. étendarts), hier die mit Fahnen geschmückten Freiheitsbäume.

40. Aber der Himmel trübte sich bald. Um den Vorteil der Herrschaft
Stritt ein verderbtes Geschlecht, unwürdig das Gute zu schaffen.

Diejenigen, die die Freiheit gründen wollten, suchten bald einander zu unterdrücken, und jede Partei strebte nach der obersten Gewalt. Die Anarchie gebar den räuberischen und blutgierigen Despotismus der Jakobiner. Wie hier der Richter, wurden manche deutsche Männer, welche die erste Botschaft von der Wiedergeburt des Völkerlebens mit Begeisterung aufgenommen hatten, an der Menschheit irre. So betrauerte Klopstock mit Abscheu und Schwermut den Untergang seiner Hoffnungen. Selbst der kühne Schiller, welcher gewohnt war, an den Sieg der Vernunft zu glauben und große Zeiträume der geschichtlichen Entwickelung zu überblicken, bekannte sich einmal (im Lied von der Glocke) unverholen zu der Ansicht, daß dem ewig blinden Volke nicht mit des Lichtes Himmelsfackel

gedient sei. Goethe hatte von Anfang an kein Vertrauen zur Revolution und bemerkte schon in der Beschreibung des Römischen Karnevals (1788), „daß Freiheit und Gleichheit nur in dem Taumel des Wahnsinns genossen werden können."

50. Jeder sann nur und schwur, die Beleidigung alle zu rächen
Und den bittern Verlust der doppelt betrogenen Hoffnung.

Die Hoffnung der Gemeinde, daß sich die Zustände bessern würden, war vergeblich gewesen; nun erschienen die Befreier, doch sah man sich wieder getäuscht, denn es folgte nur eine noch ärgere Knechtschaft. Man war also wirklich doppelt, zweimal, um das gehoffte Glück betrogen worden.

55. Denn der Sieger ist groß und gut; zum wenigsten scheint er's.

Er nimmt den Schein an, als ob er es wirklich mit dem Besiegten gut meine, und behandelt ihn mit Schonung.

66. Grimmig erhob sich darauf in unsern Männern die Wut nun.

Über die historischen Ereignisse, an die das Folgende anklingt, vergleiche oben S. 69 f.

70. Rastlos nun erklang das Getön der stürmenden Glocke.

Das Beiwort bezieht sich nicht bloß auf das stürmische, ungestüme Läuten. Die Glocke stürmt, indem sie das Volk zum Sturme aufbietet und hinreißt.

72. Schnell verwandelte sie des Feldbaus friedliche Rüstung.

Rüstung statt Rüstzeug entspricht nicht mehr unserm Sprachgebrauch.

77. — Das wütende Tier ist ein besserer Anblick.

Die entsprechende Stelle in Schillers Lied von der Glocke (1799) enthält, nur in andrer Ordnung, dieselben Gedanken. Auch hier wird der verwilderte Mensch für schrecklicher erklärt als Löwe und Tiger. Des Richters Worte:

Sprech' er doch nie von Freiheit, als könn' er sich selber regieren,

werden dem Sinne nach mit der ewigen Blindheit des Volkes wiedergegeben. Der vorangehende Satz (V. 60): Nichts ist heilig ihm mehr, und der Schluß (V. 79):

Losgebunden erscheint, sobald die Schranken hinweg sind,
Alles Böse, das tief das Gesetz in die Winkel zurücktrieb!

wiederholen sich mit noch bestimmterm Anklange:

Nichts Heiliges ist mehr, es lösen
Sich alle Bande frommer Scheu;
Der Gute räumt den Platz dem Bösen
Und alle Laster walten frei.

Trefflicher Mann! versetzte darauf der Pfarrer mit Nachdruck,
Wenn ihr den Menschen verkennt, so kann ich Euch darum nicht schelten:
Habt Ihr doch Böses genug erlitten vom wüsten Beginnen.
Wolltet Ihr aber zurück die traurigen Tage durchschauen,
Würdet Ihr selber gestehen, wie oft Ihr auch Gutes erblicktet,
Manches Treffliche, das verborgen bleibt in dem Herzen,
Regt die Gefahr es nicht auf, und drängt die Not nicht den Menschen,
Daß er als Engel sich zeig', erscheine den andern ein Schutzgott.

Lächelnd versetzte darauf der alte, würdige Richter:
Ihr erinnert mich klug, wie oft nach dem Brande des Hauses
Man den betrübten Besitzer an Gold und Silber erinnert,
Das geschmolzen im Schutt nun überblieben zerstreut liegt.
Wenig ist es fürwahr, doch auch das Wenige köstlich;
Und der Verarmte gräbet ihm nach und freut sich des Fundes.
Und so kehr' ich auch gern die heitern Gedanken zu jenen
Wenigen guten Thaten, die aufbewahrt das Gedächtnis.
Ja, ich will es nicht leugnen, ich sah sich Feinde versöhnen,
Um die Stadt vom Übel zu retten; ich sah auch der Freunde,
Sah der Eltern Lieb' und der Kinder Unmögliches wagen;
Sah wie der Jüngling auf einmal zum Mann ward; sah wie der Greis sich
Wieder verjüngte, das Kind sich selbst als Jüngling enthüllte,
Ja, und das schwache Geschlecht, so wie es gewöhnlich genannt wird,
Zeigte sich tapfer und mächtig und gegenwärtigen Geistes.
Und so laßt mich vor allen der schönen That noch erwähnen,
Die hochherzig ein Mädchen vollbrachte, die treffliche Jungfrau,
Die auf dem großen Gehöft allein mit den Mädchen zurückblieb;
Denn es waren die Männer auch gegen die Fremden gezogen.

Da überfiel den Hof ein Trupp verlaufnen Gesindels,
Plündernd, und drängte sogleich sich in die Zimmer der Frauen.
Sie erblickten das Bild der schön erwachsenen Jungfrau
Und die lieblichen Mädchen, noch eher Kinder zu heißen.
Da ergriff sie wilde Begier; sie stürmten gefühllos
Auf die zitternde Schar und aufs hochherzige Mädchen.
Aber sie riß dem einen sogleich von der Seite den Säbel,
Hieb ihn nieder gewaltig; er stürzt' ihr blutend zu Füßen.
Dann mit männlichen Streichen befreite sie tapfer die Mädchen,
Traf noch viere der Räuber; doch die entflohen dem Tode.
Dann verschloß sie den Hof und harrte der Hilfe bewaffnet.

Als der Geistliche nun das Lob des Mädchens vernommen,
Stieg die Hoffnung sogleich für seinen Freund im Gemüt auf,
Und er war im Begriff zu fragen, wohin sie geraten,
Ob auf der traurigen Flucht sie nun mit dem Volk sich befinde.

Der Pfarrer sucht die menschenfeindliche Stimmung des Richters durch die Bemerkung zu mildern, daß eine Zeit der Schrecken doch auch die sittlichen Kräfte steigere und zu mancher edlen Handlung fähig mache. Der andere läßt sich diesen Trost mit gutmütigem Lächeln gefallen; er hat wirklich auch Dinge dieser Art erlebt und erzählt nun die hochherzige That Dorotheens, womit das Gedicht zu seinem eigentlichen Gegenstande zurückkehrt. Humboldt hielt es nicht für passend, daß Dorothea durch diesen Kampf mit dem rohen Gesindel ausgezeichnet wird. Andere haben die Erfindung verteidigt, und wichtiger ist es, daß Goethe selbst keinen Fehlgriff anerkennen wollte. Am 23. März 1829 sprach er zu Eckermann (Goethes Gespräche 7, S. 37): „Tadelte doch Humboldt auch an meiner Dorothea, daß sie bei dem Überfall der Krieger zu den Waffen gegriffen und dreingeschlagen habe. Und doch, ohne jenen Zug ist ja der Charakter des außerordentlichen Mädchens, wie sie zu dieser Zeit und zu diesen Zuständen recht war, sogleich vernichtet, und sie sinkt in die Reihe des Gewöhnlichen herab.“ Die letzten Worte braucht man nicht zu unterschreiben; wer aber von moderner Empfindelei frei ist, wird an Dorotheas That keinen Anstoß nehmen, da sie eine That der Notwehr ist, durch die allein sie ihre eigne Ehre und die der andern Mädchen erretten konnte.

103. Zeigte sich tapfer und mächtig und gegenwärtigen Geistes.

Das letztere ist der rechte Inbegriff des Mutes, was Goethe auch in einem Sinnspruch (Sprichwörtlich, Nr. 70) hervorhebt:

Viel Rettungsmittel bietest du! Was heißt's?
Die beste Rettung: Gegenwart des Geists!

Vergleiche Schiller, Wallensteins Tod Aufz. 3, 12. Auftr.: „Mut ist uns not und ein gefaßter Geist." Man denke an das Benehmen der Herzogin Luise von Weimar und an das Christianens im Jahre 1806, nach der Schlacht bei Jena.

106. Die auf dem großen Gehöft allein mit den Mädchen zurückblieb.

Die Männer waren alle gegen den Feind ausgerückt, wo aber war die Mutter der Mädchen, die bei der Erzählung dieses bedrohlichen Vorfalls gar nicht einmal nebenbei erwähnt wird? Sollten wir hier nicht ein Beispiel von jener, in der Einleitung besprochenen, nachträglichen Verzahnung vor uns haben? Vielleicht beabsichtigte der Dichter anfangs nur, Dorotheens liebevolle Fürsorge für die Wöchnerin geltend zu machen, und er schaltete nachher die Kampfszene ein, die er dann, ohne den Widerspruch in den Nebenumständen auszugleichen, auf das Gut der Wöchnerin verlegte. So bleibt es immer befremdend, daß die Töchter auf der Reise nicht bei der Mutter sind (II, 32), und wir erfahren überhaupt erst spät durch eine beiläufige Bemerkung (VII, 131), daß die Wöchnerin halberwachsene Töchter hat, die eben jene geretteten Mädchen sein sollen.

Aber da trat herbei der Apotheker behende,
Zupfte den geistlichen Herrn und sagte die wispernden Worte:
Hab' ich doch endlich das Mädchen aus vielen hundert gefunden,
Nach der Beschreibung! So kommt und sehet sie selber mit Augen;
Nehmet den Richter mit Euch, damit wir das Weitere hören.
Und sie kehrten sich um, und weg war gerufen der Richter
Von den Seinen, die ihn bedürftig des Rates verlangten.
Doch es folgte sogleich dem Apotheker der Pfarrherr.
An die Lücke des Zauns, und jener deutete listig.
Seht Ihr, sagt' er, das Mädchen? Sie hat die Puppe gewickelt,
Und ich erkenne genau den alten Kattun und den blauen

Kissenüberzug wohl, den ihr Hermann im Bündel gebracht hat.
Sie verwendete schnell fürwahr und gut die Geschenke.
Diese sind deutliche Zeichen, es treffen die übrigen alle;
Denn der rote Latz erhebt den gewölbeten Busen
Schöngeschnürt, und es liegt das schwarze Mieder ihr knapp an;
Sauber ist der Saum des Hemdes zur Krause gefaltet
Und umgiebt ihr das Kinn, das runde, mit reinlicher Anmut;
Frei und heiter zeigt sich des Kopfes zierliches Eirund
Und die starken Zöpfe um silberne Nadeln gewickelt;
Sitzt sie gleich, so sehen wir doch die treffliche Größe
Und den blauen Rock, der vielgefaltet vom Busen
Reichlich herunterwallt zum wohlgebildeten Knöchel.
Ohne Zweifel, sie ist's. Drum kommet, damit wir vernehmen,
Ob sie gut und tugendhaft sei, ein häusliches Mädchen.

Da versetzte der Pfarrer, mit Blicken die Sitzende prüfend:
Daß sie den Jüngling entzückt, fürwahr es ist mir kein Wunder;
Denn sie hält vor dem Blick des erfahrenen Mannes die Probe.
Glücklich, wem doch Mutter Natur die rechte Gestalt gab!
Denn sie empfiehlet ihn stets, und nirgends ist er ein Fremdling.
Jeder nahet sich gern, und jeder möchte verweilen,
Wenn die Gefälligkeit nur sich zu der Gestalt noch gesellet.
Ich versichr' Euch, es ist dem Jüngling ein Mädchen gefunden,
Das ihm die künftigen Tage des Lebens herrlich erheitert,
Treu mit weiblicher Kraft durch alle Zeiten ihm beisteht.
So ein vollkommener Körper gewiß bewahrt auch die Seele
Rein, und die rüstige Jugend verspricht ein glückliches Alter.

Und es sagte darauf der Apotheker bedenklich:
Trüget doch öfter der Schein! Ich mag dem Äußern nicht trauen;
Denn ich habe das Sprichwort so oft erprobet gefunden:
Eh' du den Scheffel Salz mit dem neuen Bekannten verzehret,
Darfst du nicht leichtlich ihm trauen; dich macht die Zeit nur gewisser,
Wie du es habest mit ihm, und wie die Freundschaft bestehe.
Lasset uns also zuerst bei guten Leuten uns umthun,
Denen das Mädchen bekannt ist, und die uns von ihr nun erzählen.

Auch ich lobe die Vorsicht, versetzte der Geistliche folgend;
Frein wir doch nicht für uns. Für andere frein ist bedenklich.

Und sie gingen darauf dem wackern Richter entgegen,
Der in seinen Geschäften die Straße wieder heraufkam.

Und zu ihm sprach sogleich der kluge Pfarrer mit Vorsicht:
Sagt, wir haben ein Mädchen gesehn, das im Garten zunächst hier

Unter dem Apfelbaum sitzt und Kindern Kleider verfertigt
Aus getragnem Kattun, der ihr vermutlich geschenkt ward.
Uns gefiel die Gestalt; sie scheinet der Wackeren eine.
Saget uns, was Ihr wißt; wir fragen aus löblicher Absicht.

Als in den Garten zu blicken der Richter sogleich nun herzutrat,
Sagt' er: Diese kennet Ihr schon; denn wenn ich erzählte
Von der herrlichen That, die jene Jungfrau verrichtet,
Als sie das Schwert ergriff und sich und die Ihren beschützte,
Diese war's! Ihr seht es ihr an, sie ist rüstig geboren,
Aber so gut wie stark, denn ihren alten Verwandten
Pflegte sie bis zum Tode, da ihn der Jammer dahinriß
Über des Städtchens Not und seiner Besitzung Gefahren.
Auch mit stillem Gemüt hat sie die Schmerzen ertragen
Über des Bräutigams Tod, der ein edler Jüngling im ersten
Feuer des hohen Gedankens, nach edler Freiheit zu streben,
Selbst hinging nach Paris und bald den schrecklichen Tod fand;
Denn wie zu Hause so dort bestritt er Willkür und Ränke.
Also sagte der Richter. Die beiden schieden und dankten,
Und der Geistliche zog ein Goldstück (das Silber des Beutels,
War vor einigen Stunden von ihm schon milde verspendet,
Als er die Flüchtlinge sah in traurigen Haufen vorbeiziehn),
Und er reicht' es dem Schulzen und sagte: Teilet den Pfennig
Unter die Dürftigen aus, und Gott vermehre die Gabe!
Doch es weigerte sich der Mann und sagte: Wir haben
Manchen Thaler gerettet und manche Kleider und Sachen,
Und ich hoffe, wir kehren zurück, noch eh' es verzehrt ist.

Da versetzte der Pfarrer und drückt' ihm das Geld in die Hand ein:
Niemand säume zu geben in diesen Tagen, und niemand
Weigre sich anzunehmen, was ihm die Milde geboten!
Niemand weiß, wie lang' er es hat, was er ruhig besitzet;
Niemand, wie lang' er noch in fremden Landen umherzieht
Und des Ackers entbehrt und des Gartens, der ihn ernähret.

Ei doch! sagte darauf der Apotheker geschäftig,
Wäre mir jetzt nur Geld in der Tasche, so solltet Ihr's haben,
Groß wie klein; denn viele gewiß der Euren bedürfen's.
Unbeschenkt doch lass' ich Euch nicht, damit Ihr den Willen
Sehet, woferne die That auch hinter dem Willen zurückbleibt.
Also sprach er und zog den gestickten ledernen Beutel
An den Riemen hervor, worin der Tobak ihm verwahrt war,
Öffnete zierlich und teilte; da fanden sich einige Pfeifen.
Klein ist die Gabe, setzt' er dazu. Da sagte der Schultheiß:

Guter Tobak ist doch dem Reisenden immer willkommen.
Und es lobte darauf der Apotheker den Knaster.

Der Späher hat mit Erfolg herumgeforscht. Er bringt dem Pfarrer die Nachricht, daß er Dorotheen aufgefunden, indem er sie an Aussehen und Kleidung wiedererkannt. Homer liebt es, ganze Stellen zu wiederholen. Fragt z. B. Hektor (Ilias VI, 377): wo ging die weißarmige Andromache hin? Ist sie vielleicht zu einem Schwager oder zu den schöngekleideten Schwägerinnen oder in den Tempel der Athene gegangen, wo auch andere Troerinnen die schöngelockte furchtbare Göttin versöhnen? so wird die Frage nicht auf einmal verneint, sondern die Dienerin antwortet: Sie ist nicht zu einem Schwager, nicht zu den schöngekleideten Schwägerinnen usw. gegangen. Solche und ähnliche Wiederholungen erwecken als Reste von der kindlichen Naivetät des Altertums an ihrer Stelle eine angenehme Vorstellung, sind jedoch in neueren Gedichten nur eine erkünstelte Einfalt. Hier aber handelt es sich nicht um eine mechanische Nachahmung des homerischen Gebrauchs. Goethe läßt den Apotheker Dorotheens Gestalt noch einmal und zwar ganz mit den Worten Hermanns beschreiben. Natürlich geschieht es, damit wir uns ihr Bild recht bestimmt vergegenwärtigen können. Aber man könnte wohl fragen, wie der Apotheker auf den sonderbaren Einfall gerät, sämtliche Einzelnheiten und zwar ohne eine Änderung des Ausdrucks aufzuzählen. Darauf wäre zu antworten: Der Apotheker führt den Geistlichen an den Gartenzaun und zeigt ihm Dorotheen. Er will ihm nun beweisen, daß sie wirklich das gesuchte Mädchen ist. Er beschreibt sie eigentlich nicht, sondern als ob er ein polizeiliches Signalement in der Hand hätte, vergleicht er mit demselben ihre Erscheinung und betont voll selbstgefälligen Eifers jeden einzelnen Punkt, damit kein Zweifel bleibt, daß er wirklich so geschickt gewesen, die Unbekannte zu entdecken. Wird die Stelle mit Ironie gelesen, so macht sie einen angenehm heitern Eindruck, und davon abgesehen, daß der wunderliche Mann in seiner Rolle bleibt, hat der Dichter seinen Hauptzweck, uns Dorotheens Äußeres noch einmal recht deutlich zu zeichnen, auf eine natürliche Weise erreicht.

Der Pfarrer sieht mit Staunen seine Erwartungen übertroffen. Dorothea hat von der Natur die rechte Gestalt empfangen, ihr Körper blüht in der rüstigen Kraft der Jugend, und sein sicherer Blick sagt ihm, daß die gefällige Anmut der Widerschein einer lautern und freundlichen Sinnesart sei. Der Apotheker will sich aber ebenfalls als Menschenkenner zeigen. Ihn hat freilich nur die ängstliche, selbstsüchtige Vorsicht bei der Beobachtung des Lebens geleitet, und so ist er zu der Überzeugung gekommen, daß man keinem trauen dürfe, wofür er auch gleich ein passendes Sprichwort bei der Hand hat. Sie wenden sich an den Richter, und dieser rühmt das vortreffliche Mädchen, wobei wir noch manches aus ihrem frühern Leben erfahren. Man verabschiedet sich jetzt von dem Richter, und dies hätte, da es für die Haupthandlung etwas Gleichgültiges ist, mit zwei Worten erzählt werden können. Der epische Dichter schmückt aber auch solche Nebendinge mit einem anziehenden Detail aus und sucht gelegentlich einen charakteristischen Zug zu verstärken. Der Pfarrer dringt daher dem Richter noch ein Goldstück für die Vertriebenen auf, und der Apotheker beschenkt ihn, weil er gerade kein Geld bei sich hat, mit ein paar Pfeifen Knaster. Den Wert dieser Gabe weiß er auf eine wohlfeile Weise zu erhöhen: er gäbe gerne alles hin, wenn ihm nur etwas in der Tasche wäre (hat der vorsichtige Mann vielleicht kein Geld eingesteckt, um nicht in Versuchung zu kommen, es auszugeben?); er öffnet mit Zierlichkeit den schönen Tabaksbeutel, und der Knaster, von dem er nun doch noch die Hälfte zurückbehält, ist so gut, daß er ihn selbst loben muß.

128. Und sie kehrten sich um, und weg war gerufen der Richter.

Er verschwindet hier, weil sie sich in seiner Gegenwart nicht vertraulich besprechen können, und später führt ihn sein Amt wieder die Straße herauf, damit sie ihn gleichsam im Vorbeigehn über Dorotheen befragen können. Für den unruhigen Zustand, in dem sich die Gemeinde befand, hatte der vielbeschäftigte Mann sich vorhin vielleicht schon zu lange mit dem Pfarrer unterhalten.

133. Und ich erkenne genau den alten Kattun und den blauen Kissenüberzug wohl.

Die rasche Verwendung der Gaben wirft auf Dorotheens thätigen Sinn ein schönes Licht und erhöht, wie in der einleitenden Bemerkung über die Verzahnungen gezeigt ist, die Wahrheit der Dichtung. Vortrefflich malt sich das Wesen des Apothekers in dem heimlichen Wispern und listigen Hindeuten.

148. Da versetzte der Pfarrer, mit Blicken die Sitzende prüfend:
Daß sie den Jüngling entzückt, fürwahr, es ist mir kein Wunder.

Schilderung der Schönheit durch Darstellung ihrer Wirkung. Vergleiche die berühmte Stelle der Ilias (III, 156 ff.) und Lessings Laokoon Kap. 21.

154. Wenn die Gefälligkeit nur sich zu der Gestalt noch gesellet.

Die natürliche Schönheit der Gestalt ist oft nicht einnehmend, sie wird es erst durch die Anmut, und diese ist der Ausdruck sittlicher Empfindungen. Unter der Gefälligkeit versteht also der Geistliche nicht bloß die Dienstfertigkeit, sondern überhaupt die Reinheit und Anmut der Seele, welche die körperliche Schönheit durch sittliche Reize erhöhen.

163. Eh' du den Scheffel Salz mit dem neuen Bekannten verzehret,
Darfst du nicht leichtlich ihm trauen.

Da das Salz nur als Würze der Speisen verzehrt wird, mag es lange dauern, bis zwei Menschen bei ihren gemeinschaftlichen Mahlzeiten mit einem ganzen Scheffel fertig sind. Wir haben das Sprichwort aus dem Altertume erhalten, jedoch durch griechische Schriftsteller, denn in der römischen Litteratur kommt es nicht vor, außer daß Cicero es einmal in einem etwas andern Sinne anwendet: Verumque illud est, quod dicitur, multos modios salis simul edendos esse, ut amicitiae munus expletum sit (Lälius § 67).

183. Aber so gut wie stark; denn ihren alten Verwandten
Pflegte sie bis zum Tode, da ihn der Jammer dahinriß
Über des Städtchens Not und seiner Besitzung Gefahren.

Die beinahe selbständige Stellung mußte auf Dorotheens Entwickelung günstig einwirken. Vermutlich war der alte Verwandte ein

Ackerbürger, und ihr lag hier die Sorge für eine Landwirtschaft ob, so daß sie, als sie Hermanns Frau wird, in ähnliche Verhältnisse eintritt.

186. **Auch mit stillem Gemüt hat sie die Schmerzen ertragen
Über des Bräutigams Tod.**

Als der treffliche Jüngling sich von ihr trennte, beraubte er sie zugleich des Glückes, sich in einem eignen Hauswesen ein neues Leben zu begründen, und sie mußte wieder, verwaist und heimatlos, bei weitläufigen Verwandten ein Obdach suchen. Es war keine leichte Aufgabe, einen so schmerzlichen Verlust mit stillem Gemüte zu ertragen.

189. **Selbst hin ging nach Paris, und dort den schrecklichen Tod fand.**

Durch die neu erfundene Guillotine.

195. **Und er reicht' es dem Schulzen.**

Die Namen Richter, Schulz und Schultheiß wechseln hier. Sie sind nur nach dem lokalen Gebrauche verschieden und bedeuten dasselbe. Denn der Schulze oder Schultheiß ist der Vorstand einer Gemeinde, welcher von denen, die er zu einem Bußgelde verurteilt, diese Schuld heischt und eintreibt.

195. **— — — — Teilet den Pfennig
Unter die Dürftigen aus, und Gott vermehre die Gabe!**

Der Pfarrer nennt sein Goldstück aus Bescheidenheit einen Pfennig, ehemals hieß aber wirklich auch die schwere Schaumünze von Silber oder Gold ein Schaupfennig, und das Wort scheint im allgemeinen ein Geldstück bedeutet zu haben. Jetzt braucht man es nur von einer kleinen Münze oder kleinen Summe, daher Zehrpfennig, Notpfennig. Gott vermehre die Gabe! für das gewöhnlichere: Gott segne sie, lasse sie euch gedeihen!

197. **Doch es weigerte sich der Mann und sagte: Wir haben
Manchen Thaler gerettet und manche Kleider und Sachen,
Und ich hoffe, wir kehren zurück, noch eh' es verzehrt ist.**

Nach Dorotheens Schilderung stand es mit der Gemeinde weit schlimmer, vgl. die Anmerkung zu II, 32. Über die Heimkehr

urteilt sie mit mehr Einsicht als der Richter, denn sie äußert nachher (VII, 85):

Alle denken gewiß, in kurzen Tagen zur Heimat
Wiederzukehren; so pflegt sich stets der Vertriebne zu schmeicheln,
Aber ich täusche mich nicht mit leichter Hoffnung.

216. Und es lobte darauf der Apotheker den Knaster.

Das Tabakrauchen, von dem Goethe allerdings kein Freund war, soll doch wohl schwerlich auf das prosaische Wesen des Apothekers hindeuten; verschmäht ja der würdige Richter einen solchen Genuß ebenfalls nicht.

Aber der Pfarrherr zog ihn hinweg, und sie schieden vom Richter.
Eilen wir! sprach der verständige Mann; es wartet der Jüngling
Peinlich; er höre so schnell als möglich die fröhliche Botschaft.

Und sie eilten und kamen und fanden den Jüngling gelehnet
An den Wagen unter den Linden. Die Pferde zerstampften
Wild den Rasen; er hielt sie im Zaum und stand in Gedanken,
Blickte still vor sich hin und sah die Freunde nicht eher,
Bis sie kommend ihn riefen und fröhliche Zeichen ihm gaben.
Schon von ferne begann der Apotheker zu sprechen;
Doch sie traten näher hinzu. Da faßte der Pfarrherr
Seine Hand und sprach und nahm dem Gefährten das Wort weg:
Heil dir, junger Mann! dein treues Auge, dein treues
Herz hat richtig gewählt! Glück dir und dem Weibe der Jugend!
Deiner ist sie wert; drum komm, und wende den Wagen,
Daß wir fahrend sogleich die Ecke des Dorfes erreichen,
Um sie werben und bald nach Hause führen die Gute.

Aber der Jüngling stand, und ohne Zeichen der Freude
Hört' er die Worte des Boten, die himmlisch waren und tröstlich,
Seufzete tief und sprach: Wir kamen mit eilendem Fuhrwerk,
Und wir ziehen vielleicht beschämt und langsam nach Hause;
Denn hier hat mich, seitdem ich warte, die Sorge befallen,
Argwohn und Zweifel und alles, was nur ein liebendes Herz kränkt.
Glaubt ihr, wenn wir nur kommen, so werde das Mädchen uns folgen,
Weil wir reich sind, aber sie arm und vertrieben einherzieht?
Armut selbst macht stolz, die unverdiente. Genügsam
Scheint das Mädchen und thätig; und so gehört ihr die Welt an.
Glaubt ihr, es sei ein Weib von solcher Schönheit und Sitte

Aufgewachsen, um nie den guten Jüngling zu reizen?
Glaubt ihr, sie habe bis jetzt ihr Herz verschlossen der Liebe?
Fahret nicht rasch bis hinan, wir möchten zu unsrer Beschämung
Sachte die Pferde herum nach Hause lenken. Ich fürchte,
Irgend ein Jüngling besitzt dies Herz, und die wackere Hand hat
Eingeschlagen und schon dem Glücklichen Treue versprochen.
Ach! da steh' ich vor ihr mit meinem Antrag beschämet.

Ihn zu trösten, öffnete drauf der Pfarrer den Mund schon;
Doch es fiel der Gefährte mit seiner gesprächigen Art ein:
Freilich! so wären wir nicht vor Zeiten verlegen gewesen,
Da ein jedes Geschäft nach seiner Weise vollbracht ward.
Hatten die Eltern die Braut für ihren Sohn sich ersehen,
Ward zuvörderst ein Freund vom Hause vertraulich gerufen;
Diesen sandte man dann als Freiersmann zu den Eltern
Der erkorenen Braut, der dann in stattlichem Putze
Sonntags etwa nach Tische den würdigen Bürger besuchte,
Freundliche Worte mit ihm im allgemeinen zuvörderst
Wechselnd und klug das Gespräch zu lenken und wenden verstehend.
Endlich nach langem Umschweif ward auch der Tochter erwähnet
Rühmlich und rühmlich des Manns und des Hauses, von dem man gesandt war.
Kluge Leute merkten die Absicht; der kluge Gesandte
Merkte den Willen gar bald und konnte sich weiter erklären.
Lehnte den Antrag man ab, so war auch ein Korb nicht verdrießlich.
Aber gelang es denn auch, so war der Freiersmann immer
In dem Hause der erste bei jedem häuslichen Feste;
Denn es erinnerte sich durchs ganze Leben das Ehpaar,
Daß die geschickte Hand den ersten Knoten geschlungen.
Jetzt ist aber das alles mit anderen guten Gebräuchen
Aus der Mode gekommen, und jeder freit für sich selber.
Nehme denn jeglicher auch den Korb mit eigenen Händen,
Der ihm etwa beschert ist, und stehe beschämt vor dem Mädchen!

Sei es, wie ihm auch sei! versetzte der Jüngling, der kaum auf
Alle die Worte gehört und schon sich im Stillen entschlossen.
Selber geh' ich und will mein Schicksal selber erfahren
Aus dem Munde des Mädchens, zu dem ich das größte Vertrauen
Hege, das irgend ein Mensch nur je zu dem Weibe gehegt hat.
Was sie sagt, das ist gut, es ist vernünftig, das weiß ich.
Soll ich sie auch zum letztenmal sehn, so will ich noch einmal
Diesem offenen Blick des schwarzen Auges begegnen;
Drück' ich sie nie an das Herz, so will ich die Brust und die Schultern
Einmal noch sehn, die mein Arm so sehr zu umschließen begehret,

Will den Mund noch sehen, von dem ein Kuß und das Ja mich
Glücklich macht auf ewig, das Nein mich auf ewig zerstöret.
Aber laßt mich allein! ihr sollt nicht warten. Begebet
Euch zu Vater und Mutter zurück, damit sie erfahren,
Daß sich der Sohn nicht geirrt, und daß es wert ist das Mädchen.
Und so laßt mich allein! Den Fußweg über den Hügel
An dem Birnbaum hin und unsern Weinberg hinunter
Geh' ich näher nach Hause zurück. O, daß ich die Traute
Freudig und schnell heimführte! Vielleicht auch schleich' ich alleine
Jene Pfade nach Haus und betrete froh sie nicht wieder.

Also sprach er und gab dem geistlichen Herren die Zügel,
Der verständig sie faßte, die schäumenden Rosse beherrschend,
Schnell den Wagen bestieg und den Sitz des Führers besetzte.

Aber du zaudertest noch, vorsichtiger Nachbar, und sagtest:
Gerne vertrau' ich, mein Freund, Euch Seel' und Geist und Gemüt an;
Aber Leib und Gebein ist nicht zum besten verwahret,
Wenn die geistliche Hand der weltlichen Zügel sich anmaßt.

Doch du lächeltest drauf, verständiger Pfarrer, und sagtest:
Sitzet nur ein, und getrost vertraut mir den Leib wie die Seele!
Denn geschickt ist die Hand schon lange, den Zügel zu führen,
Und das Auge geübt, die künstlichste Wendung zu treffen.
Denn wir waren in Straßburg gewohnt den Wagen zu lenken,
Als ich den jungen Baron dahin begleitete; täglich
Rollte der Wagen geleitet von mir das hallende Thor durch,
Staubige Wege hinaus bis fern zu den Auen und Linden,
Mitten durch Scharen des Volks, das mit Spazieren den Tag lebt.

Halbgetröstet bestieg darauf der Nachbar den Wagen,
Saß wie einer, der sich zum weislichen Sprunge bereitet;
Und die Hengste rannten nach Hause, begierig des Stalles.
Aber die Wolke des Staubs quoll unter den mächtigen Hufen.
Lange noch stand der Jüngling und sah den Staub sich erheben,
Sah den Staub sich zerstreun; so stand er ohne Gedanken.

Die beiden Freunde eilen jetzt zu dem Jünglinge zurück, der am Lindenbrunnen harrt, und sagen ihm unter Glückwünschen, daß er nicht besser hätte wählen können. Damit scheint die Handlung sich rasch ihrem Ende zu nähern. Führe Hermann jedoch nunmehr nach der Aufforderung des Pfarrers in das Dorf, würde er um Dorotheen und erhielte ihr Jawort, so daß die Erzählung hiermit

schlösse, wie viel Schönes ginge uns dann verloren! Dorothea ist uns zwar durch die Mitteilungen anderer wert geworden, aber sie selbst ist in dem Gedichte eigentlich noch gar nicht aufgetreten. Es ist viel über die Heirat verhandelt worden, aber der Jüngling und die Jungfrau, welche den Bund für Zeit und Ewigkeit schließen sollen, haben einander noch kaum gesprochen. Soll ihre Liebe sich auf die innige Freude an der Übereinstimmung ihrer Naturen gründen, soll diese Heirat uns wirklich als ein Bund der Seelen erscheinen, so muß jedes zuvor noch tiefer in die Seele des andern blicken. Der Dichter setzt daher den oben bezeichneten zweiten Zusammenstoß in Wirkung; er schiebt Umstände ein, welche die Entwickelung der Begebenheit aufhalten, damit die Personen Gelegenheit haben, ihr Inneres vollständiger darzulegen, damit das, was geschieht, sich nach seiner ganzen Bedeutung auseinandersetzen kann. Zunächst sollen sich Hermann und Dorothea ohne Zeugen sehen, es soll zwischen ihnen kein Vermittler stehen und niemand zugegen sein, wenn sie im vertrauten Gespräche, obgleich sie an die Erfüllung ihrer letzten Wünsche nicht zu glauben wagen, mit heiterer Befriedigung das Glück genießen, daß sie einander gefunden. Daher werden die Begleiter Hermanns entfernt. Es war bisher weder ihnen, noch Hermann selbst, noch seinen Eltern eingefallen, daß Dorothea ihre Hand bereits vergeben haben könnte. Man sah nur das heimatlose Mädchen vor sich, in dessen Lage eine so günstige Veränderung kommen sollte, und die Abneigung des Vaters gegen eine solche Heirat erschien als das einzige Hindernis. Jetzt waren in Hermann zuerst solche Zweifel aufgestiegen, als er einsam und nachdenklich zurückblieb. Er weiß, daß Dorothea den Freunden genügen wird, und daß er die Zustimmung des Vaters erhält. Plötzlich aber befällt ihn die neuere und größere Sorge, daß Dorothea nicht mehr frei sein könnte. Der Pfarrer wollte ihn trösten, unterließ es jedoch seltsamerweise, und der Apotheker hält ihm nur vor, daß man bei der alten Sitte zu freien und zu werben niemals in eine solche Verlegenheit geraten konnte. Hermann bittet endlich die Freunde, ohne ihn zurückzukehren, er wolle allein Dorotheen aufsuchen und selbst aus ihrem Munde sein Schicksal erfahren.

Hier bedürfen zwei Punkte einer besondern Erörterung. Hermann fragt sorgenvoll, ob es wahrscheinlich sei, daß ein solches Mädchen sich nicht bereits mit einem wackern Jünglinge verlobt habe. Da fällt es nun weder dem Apotheker noch dem Pfarrer bei, daß Dorothea, wie ihnen der Richter vor wenigen Minuten mitgeteilt, allerdings einen Bräutigam gehabt, daß dieser jedoch in Paris den Tod gefunden, und daß ihnen der alte Freund Dorotheens von einer zweiten, an sich unwahrscheinlichen, Verlobung ein Wort gesagt haben würde. Hätten sie Hermann damit bekannt gemacht, so würde er mit mehr Zuversicht zu Werke gegangen sein, er würde nicht den Ausweg gewählt haben, Dorotheen als Magd in das Haus der Eltern zu führen, und kein Mißverständnis hätte dem Scherze, mit welchem sie der Vater empfing, eine üble Bedeutung gegeben. Mit Düntzers Annahme, daß der Pfarrer durch die Redseligkeit des Apothekers und durch Hermanns Eile verhindert worden, diesem die wichtige Mitteilung zu machen, kommen wir nicht aus, denn so viel Zeit mußte sich, da es ja keine Kleinigkeit betraf, immer finden. Die Freunde hatten aber die Sache vergessen oder, was richtiger ist, sie hatten sie gar nicht gehört. Der Mangel an Zusammenhang läßt uns hier wieder eine nachträgliche Verzahnung wahrnehmen. Dorothea spricht nämlich im letzten Gesange von dem Tode ihres ersten Verlobten. Um nun in epischer Weise auf ihren Verlust schon im voraus hinzudeuten, hat Goethe später die hierauf bezüglichen Worte in die Rede des Richters eingeschaltet, und es ist ihm entgangen, daß nun der Pfarrer und der Apotheker etwas wissen, was sie vor dieser Nachbesserung gar nicht hörten und nach dem Zusammenhange auch jetzt noch nicht gehört haben sollten. Es heißt zwar (V. 250):

Ihn zu trösten, öffnete drauf der Pfarrer den Mund schon.

Dies bezieht sich jedoch auf andere Trostgründe und nicht auf die Mitteilung einer so wichtigen Thatsache, mit der er unmöglich zurückhalten konnte. Noch ein zweiter Umstand bestätigt jene Annahme. In der letzten Szene (IX, 251), als der geistliche Herr Dorotheen den Ring ansteckt, erblickt er staunend einen andern, den sie schon an der Hand hat. Zu diesem Staunen war nur ein

Grund vorhanden, als jene Rede des Richters noch nichts von ihrer frühern Verlobung enthielt.

Die umständliche Schilderung der alten Sitte, durch einen Freiersmann um eine Braut zu werben, giebt einen vortrefflichen Beitrag zu der Charakteristik des Apothekers. Er ist ein Freund der Förmlichkeit, er möchte auch die Herzenssachen auf eine geschäftsmäßige Weise betreiben, er schickt sich gerne an, den lieben Nachbarn zu dienen, seinen geringen Verstand zu ihrem Nutzen zu brauchen, er hat ferner als galanter Junggeselle in den Familien leicht Zutritt, er liebt das listige Lauschen, das heimliche Wispern und ist gleichwohl eine ehrliche Haut: kurz, er beklagt es mit Recht, daß der gute Gebrauch aus der Mode gekommen, denn niemand würde einen Auftrag der Art mit so viel Lust und Geschicklichkeit ausgerichtet haben. So ansprechend diese Sittenschilderung ist, könnte man sich doch fragen, ob die peinliche Situation eine solche muntere und weitläufig ausgesponnene Episode verträgt. Hermann hört kaum auf alle die Worte, der Pfarrer wohl auch nicht. Doch der Apotheker hat für sich selbst einen Zweck im Auge, was nicht zu übersehen ist. Er beschreibt nämlich das methodische Verfahren mit solcher Sachkenntnis und Ausführlichkeit, um Hermann einen Wink zu geben, daß er sich nach alter guter Sitte in dieser kritischen Lage seiner Vermittelung bedienen möge. Dieser lehnt aber das Anerbieten ab. So nötigt denn der geistliche Herr den Apotheker einzusteigen, er selbst macht den Kutscher, und die Hengste, des Stalles begierig, rennen mit ihnen der Stadt zu.

229. — Glück dir und dem Weibe der Jugend!

Das homerische *κουριδίη ἄλοχος* soll nach neueren Erklärungen die rechtmäßige Gattin oder auch die gebietende Hausfrau bedeuten. Sonst verstand man, besonders mit der Beziehung auf Odysseus und Penelope, darunter die Gattin, welche sich in blühender Jugend mit dem Manne verband und mit ihm gemeinsam den Mai des Lebens genoß. Diesen Sinn scheint auch der Pfarrer in das Wort zu legen. Vergl. noch Sprüche Salomonis 5, 18.

230. Deiner ist sie wert; drum komm' und wende den Wagen.

Goethe hat hier der Aufmerksamkeit des Lesers etwas zugemutet. Weshalb soll Hermann den Wagen wenden? Das eine Wort deutet darauf hin, daß Hermann, schon ehe die Freunde aus dem Dorf zurückkamen, entschlossen war, nicht mit ihnen zu Dorotheen hinzufahren; daher hat er für sie den Wagen bereits zur Rückreise nach der Stadt umgelenkt.

235. Seufzete tief und sprach: Wir kamen mit eilendem Fuhrwerk,
Und wir ziehen vielleicht beschämt und langsam nach Hause.

Diese höchst malerische Vorstellung wiederholt sich noch zweimal:

246. Fahret nicht rasch bis hinan; wir möchten zu unsrer Beschämung
Sachte die Pferde herum nach Hause lenken.

293. — — — Vielleicht auch schleich' ich alleine
Jene Pfade nach Haus und betrete froh sie nicht wieder.

Das Bild begegnet in Pindars Siegeshymnen, und vielleicht bewog seine schöne Wirkung Goethen, es mehrmals anzuwenden. „Vier Jünglinge kehrten von ihm besiegt mit Schande zurück, daß ihre Zunge des Rühmens vergaß und sie auf heimlichen Steigen zurückschlichen in ihr Vaterland" (Olymp. VIII, 90). „Ihnen ward von Pythons Richtern keine fröhliche Rückkehr wie dir beschieden, ihnen goß beim Kommen kein süßes Lächeln der Mutter Freud' in die Seele. Scheu vor ihren Feinden durchschleichen sie zitternd die Gassen, das Herz von ihrer Schmach tief verwundet" (Pyth. VIII, 119). (Übersetzung von Fr. Gedike 1777.)

273. Nehme denn jeglicher auch den Korb mit eigenen Händen.

Einen Korb bekommt der, dessen Heiratsantrag abgelehnt wird. Den Ursprung der Redensart erklärt man folgendermaßen: Ein begünstigter Liebhaber konnte vermittelst eines herabgelassenen und wieder hinaufgezogenen Korbes in das Haus der Geliebten gelangen; dem verschmähten dagegen wurde zum Hohn ein Korb ohne Boden herabgelassen, durch den er beim Aufzug fallen mußte. Daher zunächst die Redensart: durch den Korb fallen, d. h. mit seiner Werbung abgewiesen werden. Später, seit dem 17. Jahrhundert, wurde dem lästigen Freier auch symbolisch ein Korb ohne Boden

zugeschickt; daher dann die abgeblaßte Redensart: »einen Korb bekommen.

275. Sei es, wie ihm auch sei, versetzte der Jüngling.

Damit kommt der Apotheker um das Vergnügen, einmal den Freiersmann zu machen. Hermanns Vater hatte den Nachbar auch nicht gebraucht und sich auf kürzerm Wege zu einer Frau verholfen, und so mochten vor zwanzig Jahren schon viele von der guten alten Gewohnheit abgefallen sein.

278. Aus dem Munde des Mädchens, zu dem ich das größte Vertrauen
Hege, das irgend ein Mensch nur je zu dem Weibe gehegt hat.

Das unbedingte Vertrauen ist stets der rechte Grund und der höchste Beweis der Zuneigung; dies gilt ebenso von der Liebe des Freundes zum Freunde, des Kindes zu Vater und Mutter, des Menschen zu Gott. Die wenigen Worte:

Was sie sagt, das ist gut, es ist vernünftig, das weiß ich,

malen Hermanns Liebe zu Dorotheen weit stärker, als es die überschwenglichen Schilderungen der Lyriker und Romandichter thun könnten.

289. Daß sich der Sohn nicht geirrt, und daß es wert ist das Mädchen.

Es, nämlich die Seine zu werden.

290. — — — Den Fußweg über den Hügel
An dem Birnbaum hin und unsern Weinberg hinunter,
Geh' ich näher nach Hause zurück.

Der Fußpfad konnte kürzer sein, weil die nach dem Dorfe führende Chaussee mit dem Seitenwege, auf welchem man aus der Stadt zu ihr hinabkommt, einen Winkel bildet.

301. Wenn die geistliche Hand der weltlichen Zügel sich anmaßt.

Der Scherz reicht wohl weiter und soll auf andere Dinge anspielen, als auf die körperliche Hand und die Zügel des Wagens.

306. **Denn wir waren in Straßburg gewohnt den Wagen zu lenken,
Als ich den jungen Baron dahin begleitete.**

Sonst geschah es häufiger als jetzt, daß die Söhne reicher Edelleute auf der Universität, die sie meistens sehr jung bezogen, unter einen Hofmeister gestellt wurden, der ihre Studien leitete, ihre Vergnügungen bewachte und ihre ökonomische Einrichtung unter seiner Aufsicht hatte. Als Goethe in Leipzig studierte, verkehrte er gern mit einem muntern Freunde, namens Behrisch, dem ein junger Graf überwiesen war. (Dicht. u. Wahrh. 7. Buch.)

310. **Mitten durch Scharen des Volks, das mit Spazieren den Tag lebt.**

Goethe berichtet hier aus Erinnerungen an seine eigene Studienzeit. „Die Straßburger sind leidenschaftliche Spaziergänger, und sie haben wohl recht es zu sein. Man mag seine Schritte hinwenden, wohin man will, so findet man teils natürliche, teils in alten und neueren Zeiten künstlich angelegte Lustörter, einen wie den andern besucht und von einem heitern lustigen Völkchen genossen." (Dichtung u. Wahrh. 9. Buch.)

315. **Lange noch stand der Jüngling und sah den Staub sich erheben,
Sah den Staub sich zerstreun; so stand er ohne Gedanken.**

Auch des naiven Menschen bemächtigt sich einmal die den Romantikern eigene Stimmung, in welcher dem von der Hoffnung verlassenen, ratlosen Geiste das Leben in einem leeren Traum zerfließt, so daß er gleichsam in sich selbst versinkt, während ein rinnender Bach, das Spiel der Wolken oder das Aufrauschen der Bäume die Sinne mit den gleichartigen Bildern eines flüchtig wechselnden Kommens und Schwindens einwiegt. Hermann blieb jetzt einsam auf dem weiten, grünenden Anger zurück. Sollte er wirklich in das Dorf, um sich das Nein zu holen, welches ihn auf ewig zerstörte? sein Leben verlöre sich dennoch zuletzt in einen nichtigen Traum? So stand er lange ohne Gedanken und sah hinter dem enteilenden Wagen den Staub sich erheben und sah den Staub sich zerstreuen.

Mit der üblichen Redeweise stimmt in diesem Gesange hauptsächlich folgendes nicht überein: 8. D e r G l a n z d e r S o n n e

hebt sich heran, für: erhebt sich; 165. Wie du es habest mit ihm, und wie die Freundschaft bestehe, für: Wie du mit ihm daran bist, und wie die Freundschaft beschaffen ist, die zwischen euch besteht; 310. mit Spazieren den Tag leben, für: hinbringen.

Erato.

(Siebenter Gesang.)

Dorothea.

Inhalt des Gesanges: Dorothea kommt an den Lindenbrunnen, um Trinkwasser zu holen. Ihr Gespräch mit Hermann. Dieser wagt es nicht, um sie zu werben, zumal da er wirklich an ihrer Hand einen Ring erblickt. Er nimmt seine Zuflucht zu dem Vorgeben, daß die Mutter ein so tüchtiges Mädchen gerne in ihrer Wirtschaft hätte. Dorotheen ist der Antrag willkommen, und sie geht mit Hermann in das Dorf, um sich von ihren Verwandten zu verabschieden.

Der Gesang, der uns das erste ungestörte Zusammentreffen der beiden Liebenden schildert, führt mit Recht den Namen der Muse des Liebesliedes. Die zweite Überschrift sagt uns, daß dieser Teil des Gedichtes ausschließlich dem edlen Mädchen gewidmet ist, welches wir, nachdem so vielfach von ihr die Rede gewesen ist, nun endlich unmittelbar kennen lernen. Uns recht in ihr Inneres blicken zu lassen, war des Dichters Absicht, und welches ist nun der Grundzug ihres Wesens? Es wird eine einzige Tugend hervorgehoben, die überdies alles Glanzes entbehrt, nämlich die Dienstfertigkeit, die aus einem guten, pflichttreuen und liebreichen Herzen entspringt. Den Ihrigen eine Erquickung zu bereiten, kommt Dorothea aus dem Dorfe zu dem Brunnen, die Gewohnheit, anderen ihre Dienste zu widmen, macht es ihr leicht, sich zur Magd zu erniedrigen, obgleich sie einst bei dem alten Verwandten als Hauswirtin gewaltet, und als sie von ihren Leidensgefährten Abschied nimmt, tritt wieder ihre Dienstfertigkeit als die Ursache aller der Liebe hervor, mit welcher man sie entläßt.

Wie der wandernde Mann, der vor dem Sinken der Sonne
Sie noch einmal ins Auge, die schnellverschwindende, faßte,
Dann im dunkeln Gebüsch und an der Seite des Felsens
Schweben siehet ihr Bild; wohin er die Blicke nur wendet,
Eilet es vor und glänzt und schwankt in herrlichen Farben:
So bewegte vor Hermann die liebliche Bildung des Mädchens
Sanft sich vorbei und schien dem Pfad ins Getreide zu folgen.
Aber er fuhr aus dem staunenden Traum auf, wendete langsam
Nach dem Dorfe sich zu und staunte wieder; denn wieder
Kam ihm die hohe Gestalt des herrlichen Mädchens entgegen.
Fest betrachtet' er sie; es war kein Scheinbild, sie war es
Selber. Den größeren Krug und einen kleinern am Henkel
Tragend in jeglicher Hand, so schritt sie geschäftig zum Brunnen.
Und er ging ihr freudig entgegen. Es gab ihm ihr Anblick
Mut und Kraft; er sprach zu seiner Verwunderten also:
Find' ich dich, wackeres Mädchen, so bald aufs neue beschäftigt,
Hilfreich andern zu sein und gern zu erquicken die Menschen?
Sag', warum kommst du allein zum Quell, der doch so entfernt liegt,
Da sich andere doch mit dem Wasser des Dorfes begnügen?
Freilich ist dies von besonderer Kraft und lieblich zu kosten.
Jener Kranken bringst du es wohl, die du treulich gerettet?

Freudig begrüßte sogleich das gute Mädchen den Jüngling,
Sprach: So ist schon hier der Weg mir zum Brunnen belohnet,
Da ich finde den Guten, der uns so vieles gereicht hat;
Denn der Anblick des Gebers ist wie die Gaben erfreulich.
Kommt und sehet doch selber, wer Eure Milde genossen,
Und empfanget den ruhigen Dank von allen Erquickten.
Daß Ihr aber sogleich vernehmet, warum ich gekommen
Hier zu schöpfen, wo rein und unablässig der Quell fließt,
Sag' ich Euch dies: es haben die unvorsichtigen Menschen
Alles Wasser getrübt im Dorfe mit Pferden und Ochsen
Gleich durchwatend den Quell, der Wasser bringt den Bewohnern.
Und so haben sie auch mit Waschen und Reinigen alle
Tröge des Dorfes beschmutzt und alle Brunnen besudelt;
Denn ein jeglicher denkt nur, sich selbst und das nächste Bedürfnis
Schnell zu befried'gen und rasch, und nicht des Folgenden denkt er.

Also sprach sie und war die breiten Stufen hinunter
Mit dem Begleiter gelangt; und auf das Mäuerchen setzten
Beide sich nieder des Quells. Sie beugte sich über zu schöpfen;
Und er faßte den anderen Krug und beugte sich über.
Und sie sahen gespiegelt ihr Bild in der Bläue des Himmels
Schwanken, und nickten sich zu und grüßten sich freundlich im Spiegel.

Laß mich trinken, sagte darauf der heitere Jüngling;
Und sie reicht' ihm den Krug. Dann ruhten sie beide, vertraulich
Auf die Gefäße gelehnt; sie aber sagte zum Freunde:
Sage, wie find' ich dich hier? und ohne Wagen und Pferde
Ferne vom Ort, wo ich erst dich gesehn? wie bist du gekommen?

Denkend schaute Hermann zur Erde, dann hob er die Blicke
Ruhig gegen sie auf und sah ihr freundlich ins Auge,
Fühlte sich still und getrost. Jedoch ihr von Liebe zu sprechen
Wär' ihm unmöglich gewesen; ihr Auge blickte nicht Liebe,
Aber hellen Verstand, und gebot verständig zu reden.
Und er faßte sich schnell und sagte traulich zum Mädchen:
Laß mich reden, mein Kind, und deine Fragen erwidern.
Deinetwegen kam ich hierher! was soll ich's verbergen?
Denn ich lebe beglückt mit beiden liebenden Eltern,
Denen ich treulich das Haus und die Güter helfe verwalten
Als der einzige Sohn, und unsre Geschäfte sind vielfach.
Alle Felder besorg' ich; der Vater waltet im Hause
Fleißig; die thätige Mutter belebt im ganzen die Wirtschaft.
Aber du hast gewiß auch erfahren, wie sehr das Gesinde
Bald durch Leichtsinn und bald durch Untreu plaget die Hausfrau,
Immer sie nötigt zu wechseln und Fehler um Fehler zu tauschen.
Lange wünschte die Mutter daher sich ein Mädchen im Hause,
Das mit der Hand nicht allein, das auch mit dem Herzen ihr hülfe
An der Tochter Statt, der leider frühe verlornen.
Nun, als ich heut' am Wagen dich sah in froher Gewandtheit,
Sah die Stärke des Arms und die volle Gesundheit der Glieder,
Als ich die Worte vernahm, die verständigen, war ich betroffen,
Und ich eilte nach Hause, den Eltern und Freunden die Fremde
Rühmend nach ihrem Verdienst. Nun komm' ich dir aber zu sagen,
Was sie wünschen wie ich. Verzeih' mir die stotternde Rede.

Scheuet Euch nicht, so sagte sie drauf, das Weitre zu sprechen;
Ihr beleidigt mich nicht, ich hab' es dankbar empfunden.
Sagt es nur grad' heraus; mich kann das Wort nicht erschrecken:
Dingen möchtet Ihr mich als Magd für Vater und Mutter,
Zu versehen das Haus, das wohlerhalten Euch dasteht;
Und Ihr glaubet an mir ein tüchtiges Mädchen zu finden,
Zu der Arbeit geschickt und nicht von rohem Gemüte.
Euer Antrag war kurz; so soll die Antwort auch kurz sein.
Ja, ich gehe mit Euch und folge dem Rufe des Schicksals.
Meine Pflicht ist erfüllt, ich habe die Wöchnerin wieder
Zu den Ihren gebracht, sie freuen sich alle der Rettung;
Schon sind die meisten beisammen, die übrigen werden sich finden.

Alle denken gewiß in kurzen Tagen zur Heimat
Wiederzukehren; so pflegt sich stets der Vertriebne zu schmeicheln.
Aber ich täusche mich nicht mit leichter Hoffnung in diesen
Traurigen Tagen, die uns noch traurige Tage versprechen;
Denn gelöst sind die Bande der Welt; wer knüpfet sie wieder
Als allein nur die Not, die höchste, die uns bevorsteht?
Kann ich im Hause des würdigen Manns mich dienend ernähren,
Unter den Augen der trefflichen Frau, so thu' ich es gerne;
Denn ein wanderndes Mädchen ist immer von schwankendem Rufe.
Ja, ich gehe mit Euch, sobald ich die Krüge den Freunden
Wiedergebracht und noch mir den Segen der Guten erbeten.
Kommt, Ihr müsset sie sehen und mich von ihnen empfangen.

Fröhlich hörte der Jüngling des willigen Mädchens Entschließung,
Zweifelnd, ob er ihr nun die Wahrheit sollte gestehen.
Aber es schien ihm das Beste zu sein, in dem Wahn sie zu lassen,
In sein Haus sie zu führen, zu werben um Liebe nur dort erst.
Ach! und den goldenen Ring erblickt' er am Finger des Mädchens;
Und so ließ er sie sprechen und horchte fleißig den Worten.

Während Hermann noch unschlüssig an dem Lindenbrunnen weilt, kommt Dorothea herbei, um zwei Krüge Wasser zu holen. Sie freuen sich des Wiedersehens, und auf dem Mäuerchen sitzend, welches den Quell einfaßt, genießen sie zum ersten Male ohne Zeugen und in Weile des traulichen Gespräches. Über dieser Szene waltet ein unwiderstehlicher Zauber, und doch ist es schwer, sich von allen den Vorstellungen und Empfindungen, die in unsrer Seele zusammenwirken, Rechenschaft zu geben. Schon der liebliche Ort, von dem uns der Dichter, um hier nicht das Interesse durch eine Beschreibung zu zerstreuen, im voraus ein lebhaftes Bild entworfen, fesselt das Gemüt mit sinnlichen und sittlichen Reizen. Stadt und Dorf liegen in der schweigenden Ferne. Die feierliche Stille des Sonntags, die einsame Ruhe um den Brunnen, über den die uralten Linden ihr Dunkel breiten, läßt uns die übrige Welt vergessen, und wir hören nur auf das harmlose, frohe Gespräch des Paares. Die Verabredung eines Dienstes versetzt uns in die idyllische Sitteneinfalt des biblischen Altertums und erweckt die Erinnerung an den Brunnen, wo Jakob und Rahel einander zuerst sahen, an die sieben Jahre, die er um die Geliebte diente,

und die waren wie ein Tag. Denn auch Dorotheen schmeichelte das Herz, sie könnte sich Hermann verdienen, wenn sie dereinst des Hauses unentbehrliche Stütze würde (IX, 158). Goethe hat den dichterisch und menschlich schönen Geist jener Urzustände in einem Briefe Werthers (dem 3. des 1. Buches von Werthers Leiden) mit vollem Anteil geschildert, und wir können mit seinen eigenen Worten dasjenige erläutern, was er jetzt nur leise andeutet, weil ihm der naive Stil die Sparsamkeit gebot. Werther schreibt seinem Freunde, er habe einen Brunnen vor dem Orte entdeckt, an den er gebannt sei, wie Melusine mit ihren Schwestern. „Du gehst einen kleinen Hügel hinunter und findest dich vor einem Gewölbe, da wohl zwanzig Stufen hinabgehen, wo unten das klarste Wasser aus Marmorfelsen quillt. Die kleine Mauer, die oben umher die Einfassung macht, die hohen Bäume, die den Platz rings umher bedecken, die Kühle des Orts: das hat so was Anzügliches, was Schauerliches. Es vergeht kein Tag, daß ich nicht eine Stunde da sitze. Da kommen dann die Mädchen aus der Stadt und holen Wasser, das harmloseste Geschäft und das nötigste, das ehemals die Töchter der Könige selbst verrichteten. Wenn ich da sitze, so lebt die patriarchalische Idee so lebhaft um mich, wie sie alle, die Altväter, am Brunnen Bekanntschaft machen und freien, und wie um die Brunnen und Quellen wohlthätige Geister schweben." Mit dieser Beziehung auf diese Zustände erscheint uns, während sich die übrige Menschheit gar sehr verändert hat, dieses in kraftvoller Jugend blühende und kindlich schuldlose Paar aus der vollkommeneren Natur längst verschwundener Zeitalter wiedergeboren.

Merkwürdig für den oberflächlichen Blick ist es wohl, wie nicht nur dem verschüchterten Jünglinge, sondern selbst der klugen Dorothea ihre gegenseitige Zuneigung verborgen bleiben konnte, während sie sich doch jedem Dritten sogleich verraten hätte. Sonst pflegt sich schon in dem Auge natürlicher Menschen ohne Rückhalt zu malen, was in ihren Herzen hervorgeht. Sie nicken einander freundlich zu, als sie sich im Spiegel des Brunnens erblicken. Hermann fordert zu trinken, und Dorothea reicht ihm den Krug; sie thun es im Vorgefühle, daß dem Weibe nichts süßer ist als ihren Mann zu erquicken, und daß dem Manne keine Erquickung

labender ist als die aus der Hand seines Weibes. Bei diesem traulichen heitern Verkehre kommt ihm unwillkürlich die Anrede „mein Kind“ in den Mund, und unwillkürlich stellt sich das herzliche Du ein. Wie sie von dem Mäuerchen aufstehen, schauen sie in den Brunnen zurück, und süßes Verlangen ergreift sie, hinter dem Schleier des Wassers noch einmal die freundlichen Blicke zu tauschen. Trotzdem werden sie sich nicht bewußt, wie sie miteinander stehen, weil sie sich durch ihr eigenes Benehmen aneinander irre machen. Dorothea war gewöhnt, sich keiner vorschnellen Hoffnung hinzugeben, sie beachtete die Verschiedenheit ihrer Lebensverhältnisse, die auch in voller Wirkung hervortritt, als der reiche Jüngling fragt, ob sie wohl bei seinen Eltern dienen möchte. Sie mußte, als sie diesen Antrag vernahm, wohl zweifeln, ob seine Freundlichkeit einen tiefern Grund hätte. Sie dämpft sogleich den vertraulichen Ton, sie läßt unmerklich wieder das fremdere Ihr eintreten, ohne darum, wie sie in der Entsagung geübt ist, aus ihrer freien und heitern Stimmung zu kommen. Sie ist durch Hermanns Anfrage, da er in ihr nur ein Dienstmädchen zu sehen scheint, an ihm irre geworden, und ihre besonnene Zurückhaltung verleitet ihn nun selbst, in ihrem Auge nicht Liebe, sondern nur hellen Verstand zu lesen, wobei die Furcht vor dem Ringe das Übrige thut. So wagen es beide nicht, einander ihre wahren Empfindungen zu erkennen zu geben, weil beide es nicht wagen, diese Empfindungen selbst in ihrem Herzen aufkommen zu lassen. Es genügt ihnen die von schüchternen Hoffnungen belebte Freude, daß sie sich wiedergefunden, daß sie künftig wenigstens einander nahe bleiben und zusammen unter einem Dache wohnen, um denselben liebenden Eltern zu dienen.

1. Wie der wandernde Mann, der vor dem Sinken der Sonne &c.

Das einzige ausgeführte Gleichnis im Epos. Über diese Sparsamkeit in der Verwendung eines von Homer so reichlich angewendeten poetischen Mittels sagt Goethe selbst: „Daß es (das Gedicht) sich mit Recht der Gleichnisse enthält, weil bei einem mehr sittlichen Gegenstande das Zudringen von Bildern aus der physischen Natur nur mehr lästig gewesen wäre“ (an Schiller 23. Dez. 1797), und

A. W. Schlegel weist mit Recht darauf hin, daß Homers Gleichnisse im Ernst den Zweck haben, den ihn umgebenden Hörern etwas deutlicher zu machen, während in der modernen Nachahmung das Gleichnis zum bloßen Zierat ausartete, so daß häufig das Bekanntere mit dem Fremderen verglichen werde. Hier aber ist eine Stelle, die der Mühe eines Gleichnisses lohnt und durch dieses wirklich erklärt wird. Vergl. auch oben S. 50. Hermann denkt mit träumerischer Sehnsucht an Dorotheen zurück; ihre Gestalt steht lebhaft vor seinen Gedanken, so daß er sie endlich wirklich mit den Augen zu sehen glaubt. Blickt man in die untersinkende Sonne, so steht die glänzende Scheibe noch einige Zeit vor dem gereizten Auge, nachdem sie unter dem Horizonte verschwunden. Ähnliches bei Hippel: „So wie das Bild der Sonne im Auge fortdauert, wenn man die Augen gleich zuschließt, so sah ich auch, was ich, um zu schlafen, nicht sehen sollte" (Lebensläufe, 1778, I, 273). Und bei Goethe: „Das Licht zittert noch im Auge dessen, der auf einmal ins Finstre tritt. So fühlte sich der Major noch von der Gegenwart des schönen Wesens umgeben." (Wanderjahre 2. Buch, 3. Kap.)

12. — Den größeren Krug und einen kleinern am Henkel —.

„Am Henkel" ist auf beide Krüge zu beziehen.

18. Sag', warum kommst du allein zum Quell, der doch so entfernt liegt.

Er wundert sich nicht darüber, daß sie unbegleitet kommt, sondern daß sie die einzige ist, der das Wasser im Dorfe nicht genügt.

33. Und so haben sie auch mit Waschen und Reinigen —.

Die Stelle bildet mit V, 187 wieder eine Verzahnung.

41. Und sie sahen gespiegelt ihr Bild in der Bläue des Himmels
Schwanken und nickten sich zu und grüßten sich freundlich im Spiegel.

Da in dem Wesen beider so viel verständiger Ernst liegt, möchte man glauben, daß sie nicht wie scherzende Kinder einander wirklich zunickten, sondern daß nur ihre Bilder sich zu grüßen schienen, als das Wasser beim Eintauchen der Krüge schwankte. Auch über diesen,

von dem Zufalle vermittelten freundlichen Gruß konnten sie sich im Herzen freuen. Indessen ist doch wohl richtiger, daß sie einen Augenblick unwillkürlich ihrem Gefühle folgten, und Dorothea wurde auch erst, als sie von dem Dienste hörte, behutsamer. Beide blicken nochmals mit süßem Verlangen in den Brunnen, sie dürfen nur nicht den vertraulichen Gruß wiederholen, der ihnen von dem Zufall entlockt wurde, und Hermann sagt später (IX, 217), nur Schüchternheit habe ihn gehindert, in diesem Gruße mehr als eine bloße Freundlichkeit zu sehen, weshalb doch wohl ein wirkliches Zunicken anzunehmen ist.

46. Sage, wie find' ich dich hier? und ohne Wagen und Pferde,
Ferne vom Ort, wo ich erst dich gesehen? wie bist du gekommen?

Die letzte Frage entstand aus der starken Zusammenziehung: Wie kommt es, daß du hierher gekommen bist?

66. An der Tochter Statt, der leider frühe verlornen.

Diese verstorbene Schwester für eine bloße Erfindung Hermanns anzusehen, weil der Auftrag der Mutter und das Übrige nur eine Fabel ist, heißt einen häßlichen Zug in die schöne Szene hineintragen. Vgl. die Anmerkung zu IV, 250.

80. Euer Antrag war kurz.

Dies kann wohl nur bedeuten: ohne Umschweife, rasch beschlossen.

96. Kommt! Ihr müsset sie sehen und mich von ihnen empfangen.

Dorothea hatte bereits früher Hermann aufgefordert, sie ins Dorf zu begleiten, damit die Erquickten ihm danken könnten. Jetzt ladet sie ihn wieder dazu ein. Natürlich hätte er schon selbst aus Höflichkeit nicht am Brunnen warten wollen, bis sie ihr Bündelchen holte. Die Sache hat aber auch ihre zarte sittliche Seite. Er soll sie von ihren Verwandten empfangen; mit ihrem bescheidenen Selbstgefühle verträgt sich der Wunsch, ihm zu zeigen, daß sie es wohl verstanden, sich die Liebe der Ihrigen zu verdienen, und diesen wieder soll der Anblick des trefflichen Jünglings eine Bürgschaft dafür sein, daß sie nicht leichtfertig über ihre Zukunft bestimmt habe.

Laß uns, fuhr sie nun fort, zurückekehren! Die Mädchen
Werden immer getadelt, die lange beim Brunnen verweilen;
Und doch ist es am rinnenden Quell so lieblich zu schwätzen.
Also standen sie auf und schauten beide noch einmal
In den Brunnen zurück, und süßes Verlangen ergriff sie.

Schweigend nahm sie darauf die beiden Krüge beim Henkel,
Stieg die Stufen hinan, und Hermann folgte der Lieben.
Einen Krug verlangt' er von ihr, die Bürde zu teilen.
Laßt ihn, sprach sie; es trägt sich besser die gleichere Last so,
Und der Herr, der künftig befiehlt, er soll mir nicht dienen.
Seht mich so ernst nicht an, als wäre mein Schicksal bedenklich!
Dienen lerne bei Zeiten das Weib nach ihrer Bestimmung;
Denn durch Dienen allein gelangt sie endlich zum Herrschen,
Zu der verdienten Gewalt, die doch ihr im Hause gehöret.
Dienet die Schwester dem Bruder doch früh, sie dienet den Eltern,
Und ihr Leben ist immer ein ewiges Gehen und Kommen,
Oder ein Heben und Tragen, Bereiten und Schaffen für andre.
Wohl ihr, wenn sie daran sich gewöhnt, daß kein Weg ihr zu sauer
Wird, und die Stunden der Nacht ihr sind wie die Stunden des Tages
Daß ihr niemals die Arbeit zu klein und die Nadel zu fein dünkt,
Daß sie sich ganz vergißt und leben mag nur in andern!
Denn als Mutter fürwahr bedarf sie der Tugenden alle,
Wenn der Säugling die Krankende weckt und Nahrung begehret
Von der Schwachen, und so zu Schmerzen Sorgen sich häufen.
Zwanzig Männer verbunden ertrügen nicht diese Beschwerde,
Und sie sollen es nicht; doch sollen sie dankbar es einsehn.

Also sprach sie und war mit ihrem stillen Begleiter
Durch den Garten gekommen bis an die Tenne der Scheune,
Wo die Wöchnerin lag, die sie froh mit den Töchtern verlassen,
Jenen geretteten Mädchen, den schönen Bildern der Unschuld.
Beide traten hinein; und von der anderen Seite
Trat, ein Kind an jeglicher Hand, der Richter zugleich ein.
Diese waren bisher der jammernden Mutter verloren;
Aber gefunden hatte sie nun im Gewimmel der Alte.
Und sie sprangen mit Lust, die liebe Mutter zu grüßen,
Sich des Bruders zu freun, des unbekannten Gespielen.
Auf Dorotheen sprangen sie dann und grüßten sie freundlich,
Brot verlangend und Obst, vor allem aber zu trinken.
Und sie reichte das Wasser herum. Da tranken die Kinder,
Und die Wöcherin trank mit den Töchtern, so trank auch der Richter.
Alle waren gelezt und lobten das herrliche Wasser;
Säuerlich war's und erquicklich, gesund zu trinken den Menschen.

Dorothea begleitete ihren Aufbruch vom Brunnen mit einem heitern Scherze, gerät aber gleich in eine ernste Stimmung. Das süße Gefühl, dem sie sich bei der freundlichen Begrüßung im Wasserspiegel hingegeben, wacht von neuem auf, doch sie muß es unterdrücken. Sie nimmt die Krüge mit bedeutsamem Schweigen und errichtet dann absichtlich zwischen dem reichen Jünglinge und der heimatlosen Magd eine Scheidewand mit dem strengen Worte: Der Herr, der künftig befiehlt, er soll mir nicht dienen. Hermann war darüber betroffen, und sie mochte es ihm ansehen, daß er ihr ein besseres Los wünschte; daher verbreitet sie sich zu seiner Beruhigung und sich selbst zum Troste über den Beruf des Weibes, das eben zum Dienen bestimmt und mit besonderer Kraft ausgerüstet sei.

Jean Paul hat in seiner „Levana" den Satz aufgestellt: man müsse die Knaben zum Gehorchen, die Mädchen zum Dienen erziehen. Zwar ist es auch die Bestimmung des Mannes, der Mitwelt in einem thätigen Berufsleben zu dienen, aber jene pädagogische Lehre erscheint insofern wohl begründet, als das Gedeihen, ja das Bestehen der Familie durch tausend Dienstleistungen bedingt ist, die einen freundlichen, fürsorglichen Sinn, eine unermüdliche Ausdauer und Geduld erfordern, wie sie allein dem Weibe eigen sind. Hierin liegt die Stärke des schwachen Geschlechtes, und die heilige Kraft der Mutterliebe vermag nicht minder, wie die nach außen gerichtete Begeisterung des Mannes, das höchste Maß der menschlichen Anstrengung zu erreichen und die volle Erhabenheit der menschlichen Natur zu offenbaren. Die Ilias ehrt bisweilen einen Helden damit, daß sie in einer besondern Rhapsodie seine Thaten verherrlicht. So trägt dieser Gesang den Namen Dorotheens. Man erkennt nunmehr, daß der Dichter seine Heldin, obgleich er nur die glanzlose Tugend der Dienstfertigkeit hervorhebt, durch das Bewußtsein ihrer Bestimmung äußerst hoch gestellt hat. Auch in diesem Punkte lehnt sich das Gedicht an die Geschichte der Patriarchen. Als Abrahams treuer Knecht für Isaak eine Frau erwählen sollte und am Wasserbrunnen hielt, bat er Gott, sich nach einem Zeichen richten zu dürfen. Wenn er nämlich zu einer Jungfrau spräche: Neige deinen Krug und laß mich trinken, sie aber erwiederte: Trinke, und ich will auch deinen Kamelen schöpfen, so

sollte sie es sein, die der Herr für Isaak bestimmt hätte (1. Mose, Kap. 24, V. 14). Der verständige Mann griff daher nicht zu einem beliebigen Merkmale, er erkannte vielmehr ebenfalls in der Dienstfertigkeit eine der vorzüglichsten Tugenden des Weibes, und es war kein geringes Anerbieten, zehn durstige Kamele zu tränken.

Dorothea kommt mit Hermann in die Scheune, wo sich die Wöchnerin einquartiert hat. Von der andern Seite tritt der Richter ein. Er darf nicht fehlen, wenn sie Abschied nimmt, und seine Ankunft ist damit motiviert, daß er der Wöchnerin zwei Kinder bringt, die sich verloren hatten. Dieser Umstand ist wieder noch zu einem andern Zwecke benutzt. Strenge Moralisten könnten wohl rügen, daß Dorothea wohl nur auf ihren eignen Vorteil bedacht sei und jetzt die Wöchnerin lieblos verlasse. Wir müssen daher sehen, daß die Lage der letztern nicht mehr so schlimm ist. Eben wird ihr eine große Freude zu teil. Bald kommen auch viele Verwandte mit mancherlei Gaben. So bleibt sie nicht hilflos zurück, und Dorothea hat ihre Aufgabe vollständig gelöst.

115. Denn durch Dienen allein gelangt sie endlich zum Herrschen,
Zu der verdienten Gewalt, die doch ihr im Hause gehöret.

Goethe selbst hat über der Frauen Regiment im Hause sich auf eine schöne Weise im Meister ausgesprochen. (Lehrjahre 7. Buch, 6. Kap.)

122. Daß ihr niemals die Arbeit zu klein und die Nadel zu fein dünkt

Klein und fein reimen sich und sind betont, wie in wirklichen Sprichwörtern. Dem bequemen Mädchen wird nicht leicht eine Arbeit zu klein, eher eine jede zu schwer scheinen. Klein bedeutet hier kleinlich, erniedrigend.

127. Zwanzig Männer verbunden ertrügen nicht diese Beschwerde.

Werther sprach in jenem Briefe von zwanzig Stufen, Alexis und Dora wohnten zwanzig Schritte auseinander, von zwanzig Blüten erwartet man nur eine Frucht (Weissagungen des Bakis 25). Diesen Gebrauch der Zwanzig für eine unbestimmte Menge liebt auch Homer, in dessen Gedichten die Zahl sehr häufig wiederkehrt.

Zwanzig Männer zusammen haben nicht so viele Reichtümer wie Odysseus (Odyss. XIV, 98); er ist zwanzig Jahre abwesend (XIX, 222); von Penelopes Mägden haben zwanzig das Geschäft, Wasser zu holen (XX, 158); sie hält sich zwanzig Gänse (XIX, 536); Telemach läßt zwanzig Maß feines Mehl auf sein Schiff bringen (II, 356); die Freier erbieten sich, Odysseus mit einer Gabe von je zwanzig Rindern zu versöhnen (XXII, 57); den Felsen der Scylla kann niemand ersteigen, ob er auch zwanzig Hände und zwanzig Füße hätte (XII, 78); zwanzig Ruderer führen die Chryseis heim (Il. I, 309); Oeneus bewirtet den Bellerophon zwanzig Tage (VI, 217) ꝛc.

141. Und sie reichte das Wasser herum.

Man möge hier nicht die schöne epische Verzahnung übersehen, auf welche bereits in der Einleitung aufmerksam gemacht ist.

Da versetzte das Mädchen mit ernsten Blicken und sagte:
Freunde, dieses ist wohl das letzte Mal, daß ich den Krug euch
Führe zum Munde, daß ich die Lippen mit Wasser euch netze;
Aber wenn euch fortan am heißen Tage der Trunk labt,
Wenn ihr im Schatten der Ruh' und der reinen Quellen genießet,
Dann gedenket auch mein und meines freundlichen Dienstes,
Den ich aus Liebe mehr als aus Verwandtschaft geleistet.
Was ihr mir Gutes erzeigt, erkenn' ich durchs künftige Leben.
Ungern lass' ich euch zwar; doch jeder ist diesmal dem andern
Mehr zur Last als zum Trost, und alle müssen wir endlich
Uns im fremden Lande zerstreun, wenn die Rückkehr versagt ist.
Seht, hier steht der Jüngling, dem wir die Gaben verdanken,
Diese Hülle des Kinds und jene willkommene Speise.
Dieser kommt und wirbt, in seinem Haus mich zu sehen,
Daß ich diene daselbst den reichen, trefflichen Eltern;
Und ich schlag' es nicht ab; denn überall dienet das Mädchen,
Und ihr wäre zur Last, bedient im Hause zu ruhen.
Also folg' ich ihm gern; er scheint ein verständiger Jüngling.
Und so werden die Eltern es sein, wie Reichen geziemet.
Darum lebet nun wohl, geliebte Freundin, und freuet
Euch des lebendigen Säuglings, der schon so gesund Euch anblickt.
Drücket Ihr ihn an die Brust in diesen farbigen Wickeln,
O so gedenket des Jünglings, des guten, der sie uns reichte,

Und der künftig auch mich, die Eure, nähret und kleidet.
Und Ihr, trefflicher Mann, so sprach sie gewendet zum Richter,
Habt Dank, daß Ihr Vater mir wart in mancherlei Fällen.

Und sie kniete darauf zur guten Wöchnerin nieder,
Küßte die weinende Frau und vernahm des Segens Gelispel.
Aber du sagtest indes, ehrwürdiger Richter, zu Hermann:
Billig seid Ihr, o Freund, zu den guten Wirten zu zählen,
Die mit tüchtigen Menschen den Haushalt zu führen bedacht sind.
Denn ich habe wohl oft gesehn, daß man Rinder und Pferde,
So wie Schafe genau bei Tausch und Handel betrachtet;
Aber den Menschen, der alles erhält, wenn er tüchtig und gut ist,
Und der alles zerstreut und zerstört durch falsches Beginnen,
Diesen nimmt man nur so auf Glück und Zufall ins Haus ein,
Und bereuet zu spät ein übereiltes Entschließen.
Aber es scheint, Ihr versteht's; denn Ihr habt ein Mädchen erwählet,
Euch zu dienen im Haus und Euren Eltern, das brav ist.
Haltet sie wohl! Ihr werdet, so lang' sie der Wirtschaft sich annimmt,
Nicht die Schwester vermissen, noch Eure Eltern die Tochter.

Viele kamen indes, der Wöchnerin nahe Verwandte,
Manches bringend und ihr die bessere Wohnung verkündend.
Alle vernahmen des Mädchens Entschluß und segneten Hermann
Mit bedeutenden Blicken und mit besondern Gedanken.
Denn so sagte wohl eine zur andern flüchtig ans Ohr hin:
Wenn aus dem Herrn ein Bräutigam wird, so ist sie geborgen.
Hermann faßte darauf sie bei der Hand an und sagte:
Laß uns gehen; es neigt sich der Tag, und fern ist das Städtchen.
Lebhaft gesprächig umarmten darauf Dorotheen die Weiber.
Hermann zog sie hinweg; noch viele Grüße befahl sie.
Aber da fielen die Kinder mit Schrei'n und entsetzlichem Weinen
Ihr in die Kleider und wollten die zweite Mutter nicht lassen.
Aber ein und die andre der Weiber sagte gebietend:
Stille, Kinder! sie geht in die Stadt und bringt euch des guten
Zuckerbrotes genug, das euch der Bruder bestellte,
Als der Storch ihn jüngst beim Zuckerbäcker vorbeitrug,
Und ihr sehet sie bald mit den schön vergoldeten Deuten.
Und so ließen die Kinder sie los, und Hermann entriß sie
Noch den Umarmungen kaum und den fernewinkenden Tüchern.

Dorothea nimmt von ihren Verwandten, von dem Richter, von den Frauen, die sich bei der Wöchnerin eingefunden, und von den Kindern, die an ihr wie an einer andern Mutter hängen, Abschied.

Sie empfängt von allen herzliche Segenswünsche. Der Richter rühmt Dorotheens braven Sinn und empfiehlt Hermann, sie wohl zu halten, da er an ihr eine Schwester haben könne. Die Weiber sehen weiter und flüstern sich die Vermutung und Hoffnung zu, es könnte aus den Beiden ein Paar werden.

173. Aber du sagtest indes, ehrwürdiger Richter, zu Hermann:

Diese Anrede ist eine homerische Wendung, welche dem Streben nach der größten Lebhaftigkeit entsprungen ist. Der Dichter versetzt sich mitten unter die Personen, von welchen er spricht, und richtet an sie selbst seine Worte, statt an den Leser oder Zuhörer. Voß führt so stets seinen Pfarrer von Grünau redend ein, Goethe hat die Ausdrucksweise außer hier nur zweimal angewendet, VI, 298:

Aber du zaudertest noch, vorsichtiger Nachbar, und sagtest.

Und VI, 302:

Doch du lächeltest drauf, verständiger Pfarrer, und sagtest.

188. Alle vernahmen des Mädchens Entschluß und segneten Hermann
Mit bedeutenden Blicken und mit besondern Gedanken.

Segnen ist aus dem Latein der Kirche in unsre Sprache übergegangen und aus (cruce) signare entstanden. Der Geistliche bezeichnet den einzelnen oder die Gemeinde, wenn er sie unter frommen Wünschen entläßt, mit einem Kreuze. Indem man das eine oder das andere Moment fallen ließ, kam das Wort alsdann zu einer doppelten Bedeutung. Es hieß entweder schlechthin Abschied nehmen, ohne daß dabei an feierliche Wünsche gedacht wurde, wie in den Ausdrücken: die Welt, das Zeitliche segnen, oder jemand mit Dank und Preis alles Gute wünschen, ohne daß dies gerade beim Abschiede geschieht. Den letzten Sinn hat hier der Segen der Weiber, die Hermann dafür danken, daß er sich Dorotheens annimmt, und daran noch andere Hoffnungen knüpfen. In dem Gelispel des Segens, mit dem die weinende Wöchnerin von Dorothea scheidet, liegen beide Beziehungen.

201. Als der Storch ihn jüngst beim Zuckerbäcker vorbeitrug,
Und ihr sehet sie bald mit den schön vergoldeten Deuten.

Der Storch bringt nach dem Volksglauben dem Hause, auf welchem er sich niederläßt, Kinder und andres Glück. Die Deuten von blankem Goldpapier nennt man anderwärts Düten oder Tuten.

Melpomene.

(Achter Gesang.)

Hermann und Dorothea.

Dorothea geht mit Hermann nach der Stadt, und er führt sie über den Weinberg in das Haus seiner Eltern: dieses ist das einzige Moment, um welches die äußere Handlung vorrückt. Um so reicher entwickelt sich in diesem herrlichen Gesange vor uns das Seelenleben der beiden edlen Menschen. Hermann ist fest entschlossen, den entscheidenden Augenblick nicht zu beschleunigen, Dorothea schiebt das Ziel ihrer stillen Hoffnung vielleicht auf Jahre hinaus. Aber das, was sie unter allen Umständen einander sein und bleiben können, hatten sie beim Abschiede von dem würdigen Richter gehört:

Haltet sie wohl! Ihr werdet, so lang' sie der Wirtschaft sich annimmt,
Nicht die Schwester vermissen, noch Eure Eltern die Tochter.

Sie stehen sich jetzt ferner und sind doch einander näher gerückt, wie Dorothea harmlos zu dem schwesterlichen Du zurückkehrt. Auf wen machte es nicht einen tiefen Eindruck, wenn nun Dorothea an der Seite ihres künftigen Gatten, mit einem Geiste, der jedes Glückes wert ist, und doch mit dem bescheidenen Gefühle einer Dienerin, in das Besitztum eintritt, auf dem sie nach einer wunderbaren Schicksalsfügung bald als Herrin walten soll, wenn der Jüngling, dem das alles gehört und der ein so bedeutendes Geschenk zu vergeben hat, dennoch mit gleicher Bescheidenheit seine Hoffnung allein auf die freie Gunst der Erwählten baut und mit zarter Zurückhaltung seine Wünsche verschweigt, obgleich der Zufall ihm mehrmals eine sehr verlockende Gelegenheit darbietet, sie zu äußern. — Die beinahe dramatische Spannung auf die Lösung des

Knotens, eine gewisse Feierlichkeit der Stimmung, die innige Beklommenheit des trefflichen Paares, die sittliche Hoheit, welche die beiden Gestalten vor unserm geistigen Auge gleichsam wachsen läßt, mag der Grund sein, weshalb der Dichter diesem Gesang den Namen der Muse des Trauerspiels, Melpomene, vorausgestellt hat.

Also gingen die zwei entgegen der sinkenden Sonne,
Die in Wolken sich tief gewitterdrohend verhüllte,
Aus dem Schleier bald hier bald dort mit glühenden Blicken
Strahlend über das Feld die ahnungsvolle Beleuchtung.
Möge das drohende Wetter, so sagte Hermann, nicht etwa
Schloßen uns bringen und heftigen Guß: denn schön ist die Ernte.
Und sie freuten sich beide des hohen, wankenden Kornes,
Das die Durchschreitenden fast, die hohen Gestalten, erreichte.

Und es sagte darauf das Mädchen zum leitenden Freunde:
Guter, dem ich zunächst ein freundlich Schicksal verdanke,
Dach und Fach, wenn im Freien so manchem Vertriebnen der Sturm bräut,
Saget mir jetzt vor allem, und lehret die Eltern mich kennen,
Denen ich künftig zu dienen von ganzer Seele geneigt bin;
Denn kennt jemand den Herrn, so kann er ihm leichter genug thun,
Wenn er die Dinge bedenkt, die jenem die wichtigsten scheinen,
Und auf die er den Sinn, den festbestimmten, gesetzt hat.
Darum saget mir doch; wie gewinn' ich Vater und Mutter?

Und es versetzte dagegen der gute, verständige Jüngling:
O, wie geb' ich dir recht, du gutes, treffliches Mädchen,
Daß du zuvörderst dich nach dem Sinne der Eltern befragtest:
Denn so strebt' ich bisher vergebens, dem Vater zu dienen,
Wenn ich der Wirtschaft mich als wie der meinigen annahm,
Früh den Acker und spät und so besorgend den Weinberg.
Meine Mutter befriedigt' ich wohl, sie wußt' es zu schätzen;
Und so wirst du ihr auch das trefflichste Mädchen erscheinen,
Wenn du das Haus besorgst, als wenn du das deine bedächtest.
Aber dem Vater nicht so, denn dieser liebet den Schein auch.
Gutes Mädchen, halte mich nicht für kalt und gefühllos,
Wenn ich den Vater dir sogleich, der Fremden, enthülle.
Ja, ich schwör' es, das erste Mal ist's, daß frei mir ein solches
Wort die Zunge verläßt, die nicht zu schwätzen gewohnt ist;
Aber du lockst mir hervor aus der Brust ein jedes Vertrauen.
Einige Zierde verlangt der gute Vater im Leben,
Wünschet äußere Zeichen der Liebe so wie der Verehrung,

Und er würde vielleicht vom schlechteren Diener befriedigt,
Der dies wüßte zu nutzen, und würde dem besseren gram sein.

Freudig sagte sie drauf, zugleich die schnelleren Schritte
Durch den dunkelnden Pfad verdoppelnd mit leichter Bewegung:
Beide zusammen hoff' ich fürwahr zufrieden zu stellen;
Denn der Mutter Sinn ist wie mein eigenes Wesen,
Und der äußeren Zierde bin ich von Jugend nicht fremde.
Unsere Nachbarn, die Franken, in ihren früheren Zeiten
Hielten auf Höflichkeit viel; sie war dem Edeln und Bürger
Wie den Bauern gemein; und jeder empfahl sie den Seinen.
Und so brachten bei uns auf deutscher Seite gewöhnlich
Auch die Kinder des Morgens mit Händeküssen und Knixchen
Segenswünsche den Eltern, und hielten sittlich den Tag aus.
Alles, was ich gelernt und was ich von jung auf gewohnt bin,
Was von Herzen mir geht, ich will es dem Alten erzeigen.
Aber wer sagt mir nunmehr: wie soll ich dir selber begegnen,
Dir, dem einzigen Sohne, und künftig meinem Gebieter?

Also sprach sie, und eben gelangten sie unter den Birnbaum.
Herrlich glänzte der Mond, der volle, vom Himmel herunter;
Nacht war's, völlig bedeckt das letzte Schimmern der Sonne.
Und so lagen vor ihnen in Massen gegeneinander
Lichter, hell wie der Tag, und Schatten dunkeler Nächte.
Und es hörte die Frage, die freundliche, gern in dem Schatten
Hermann des herrlichen Baums, am Orte, der ihm so lieb war,
Der noch heute die Thränen um seine Vertriebne gesehen.
Und indem sie sich nieder ein wenig zu ruhen gesetzet,
Sagte der liebende Jüngling, die Hand des Mädchens ergreifend:
Laß dein Herz dir es sagen, und folg' ihm frei nur in allem.
Aber er wagte kein weiteres Wort, so sehr auch die Stunde
Günstig war; er fürchtete, nur ein Nein zu ereilen.
Ach, und er fühlte den Ring am Finger, das schmerzliche Zeichen.
Also saßen sie still und schweigend nebeneinander.

Aber das Mädchen begann und sagte: Wie find' ich des Mondes
Herrlichen Schein so süß! er ist der Klarheit des Tags gleich.
Seh' ich doch dort in der Stadt die Häuser deutlich und Höfe,
An dem Giebel ein Fenster; mich deucht, ich zähle die Scheiben.

Der Tag hat sich geneigt. Mit einigen kräftigen Worten zeichnet der Dichter den Abendhimmel, an dem ein Gewitter heraufzieht. Hermann und Dorothea schreiten auf dem Fußpfade zwischen

den Kornfeldern hin. Sie rechtfertigt des Dichters Lob, daß heller Verstand aus ihrem Auge blickt, indem sie sich bei Hermann nach den Eigenheiten seiner Eltern erkundigt. Der brave Sohn gerät in einige Verlegenheit. Zwar die Mutter werde zufriedengestellt, wenn man wacker sei, aber von dem Vater müsse er bekennen, daß er eher durch ein zierliches, zumal äußerlich von Achtung zeugendes Benehmen zu gewinnen sei. Dorothea freut sich, einem solchen Anspruch leicht genügen zu können. Dann fügt sie die dem Anscheine nach sehr bedenkliche Frage hinzu, wie sie denn Hermann selbst zu begegnen habe, und hierauf findet er erst nach einer Weile eine passende Antwort. Sie sind inzwischen bis zu dem Birnbaume gekommen. Die herrliche Umgebung, auf die der volle Mond sein Licht herabgießt, ladet sie zum Verweilen ein, und sie ruhen ein wenig auf der Rasenbank.

5. Möge das drohende Wetter, so sagte Hermann, nicht etwa
Schloßen uns bringen und heftigen Guß; denn schön ist die Ernte.

Hierauf folgt eine andere Bemerkung Dorotheens. Der Dichter läßt jedes beim Anblicke der drohenden Wolken an das denken, was ihm am nächsten ist: den jungen Landwirt an seine Ernte, die Vertriebene an ihre obdachlosen Freunde.

10. Guter, dem ich zunächst ein freundlich Schicksal verdanke,
Dach und Fach —.

Sie meint natürlich nicht, daß sie ihm zunächst eine bleibende Stätte verdanke und wohl noch auf andere Beweise der Freundlichkeit rechnen könne, sondern daß sie die Änderung ihres Schicksals zunächst ihm schuldig sei. — Dach und Fach, eigentlich die Umfassung des Hauses von oben und von den Seiten (vgl. Fachwerk, die Riegelwände mit ihrer Ausfütterung), dann das Haus selbst, Wohnstatt, Obdach.

23. Früh den Acker und spät und so besorgend den Weinberg,

nämlich in diesem, wie auf dem Acker, früh und spät alle Geschäfte besorgend.

33. Einige Zierde verlangt der gute Vater —.

Indem Hermann von dem Vater etwas Nachteiliges zu sagen glaubt, erklärt er eigentlich nur, daß ihm selbst ein Vorzug fehlt, den er irrtümlicherweise für keinen hält. Der Dichter hat dies sehr wohl gewußt.

42. Unsere Nachbarn, die Franken, in ihren früheren Zeiten,
Hielten auf Höflichkeit viel.

Sie thun es auch jetzt; nur die Periode, die zwischen dem Sturze des Königtums und der Herstellung des Hofceremoniels durch Napoleon I. liegt, ist durch einen Abfall von den alten Sitten berüchtigt. Man trotzte mit plebejischem Sinne allen zarten Formen des gesellschaftlichen Umganges und beobachtete in der Lebensweise und selbst in der Kleidung kaum die gewöhnliche Schicklichkeit; das freie Bürgertum wollte sich durch die altrömische Zwanglosigkeit von den Höflingen unterscheiden.

47. — und hielten sittlich den Tag aus.

Die Kinder hielten es den ganzen Tag aus, sich sittlich, oder da nicht von der Gesinnung, sondern von dem Äußern die Rede ist, sich sittsam zu betragen. Sittsam wird heute nicht mehr in beiden Beziehungen gebraucht.

49. Was von Herzen mir geht — ich will es dem Alten erzeigen.

Es liegt nicht in Dorotheens Wesen, aus bloßer Klugheit den Schwächen des alten Mannes zu schmeicheln; an ihrem aufmerksamen und zuvorkommenden Betragen wird die Freundlichkeit des Herzens Anteil haben.

50. Aber wer sagt mir nunmehr: wie soll ich dir selber begegnen,
Dir, dem einzigen Sohn und künftig meinem Gebieter?

Dorothea thut diese Frage mit völliger Unbefangenheit, weil ihr gegenwärtig jede Ahnung fern liegt, daß Hermanns Eltern bereit seien, die gedungene Magd als die Braut des Sohnes zu begrüßen. Allerdings deutet der vertrauliche Ton auf das Gefühl eines Einverständnisses ihrer Herzen hin, aber sie erwartet keine andere Ant-

wort, als daß Hermann ihr in dem neuen Verhältnisse als Freund zur Seite stehen werde. Die Offenheit der Worte selbst zeugt von der Unschuld ihrer Frage. Hermanns Erwiederung, sie möge in allem frei ihrem Herzen folgen, mag dann wieder mit ihrem Doppelsinn der zurückgehaltenen Empfindung einigen Spielraum gegeben haben; denn in ihrer Hinweisung auf den Mond liegt ebenso eine sanfte Freude über das Glück und den süßen Frieden der Gegenwart, wie der Wunsch abzulenken. Sie überläßt Hermann ihre Hand, ohne zu vermuten, welche Sorge ihm der Ring an ihrem Finger machte.

68. **Aber das Mädchen begann und sagte: Wie find' ich des Mondes Herrlichen Schein so süß! er ist der Klarheit des Tags gleich.**

Der Mond fing bei uns in der neuern Poesie erst seit Klopstock an, eine Rolle zu spielen. Weder vorher noch später sind seine Schönheit und sein Eindruck auf Herz und Sinn von den Dichtern so tief gefühlt und so trefflich geschildert worden, als es in der Zeit des Hainbundes geschah. Leider ging M. Miller hierin zu weit; man schämte sich, seiner weichlichen Empfindungsweise teilhaft zu scheinen, und so ist die Freude an dem Monde noch heute für viele eine verdächtige Sache. Goethe hat sich nie gescheut, mit dem herrlichsten Gestirne die innigste Freundschaft zu unterhalten.

Füllest wieder Busch und Thal
Still mit Nebelglanz.
Lösest endlich auch einmal
Mir die Seele ganz. (An den Mond.)

Ähnliches mag jetzt Dorothea empfunden haben. Die Häuser und Höfe der Stadt liegen vor ihr in der Klarheit des Tages, und sie könnte an einem Giebelfenster die Scheiben zählen. Es ist das Fenster jener Kammer (IV, 192), wo Hermann so manche Nacht den Mond erwartete und sich in seiner Einsamkeit nach einer befreundeten Seele sehnte.

Was du siehst, versetzte darauf der gehaltene Jüngling,
Das ist unsere Wohnung, in die ich nieder dich führe,
Und dies Fenster dort ist meines Zimmers im Dache,

Das vielleicht das deine nun wird; wir verändern im Hause.
Diese Felder sind unser, sie reifen zur morgenden Ernte.
Hier im Schatten wollen wir ruhn und des Mahles genießen.
Aber laß uns nunmehr hinab durch Weinberg und Garten
Steigen; denn sieh, es rückt das schwere Gewitter herüber,
Wetterleuchtend und bald verschlingend den lieblichen Vollmond.

Und so standen sie auf und wandelten nieder das Feld hin
Durch das mächtige Korn, der nächtlichen Klarheit sich freuend;
Und sie waren zum Weinberg gelangt und traten ins Dunkel.

Und so leitet' er sie die vielen Platten hinunter,
Die unbehauen gelegt als Stufen dienten im Laubgang.
Langsam schritt sie hinab, auf seinen Schultern die Hände;
Und mit schwankenden Lichtern durchs Laub überblickte der Mond sie,
Eh' er von Wetterwolken umhüllt im Dunkeln das Paar ließ.
Sorglich stützte der Starke das Mädchen, das über ihn herhing;
Aber sie, unkundig des Steigs und der roheren Stufen,
Fehlte tretend, es knackte der Fuß, sie drohte zu fallen.
Eilig streckte gewandt der sinnige Jüngling den Arm aus,
Hielt empor die Geliebte, sie sank ihm leis auf die Schulter,
Brust war gesenkt an Brust und Wang' an Wange. So stand er
Starr wie ein Marmorbild, vom ernsten Willen gebändigt,
Drückte nicht fester sie an, er stemmte sich gegen die Schwere.
Und so fühlt' er die herrliche Last, die Wärme des Herzens
Und den Balsam des Atems, an seinen Lippen verhauchet,
Trug mit Mannesgefühl die Heldengröße des Weibes.

Doch sie verhehlte den Schmerz und sagte die scherzenden Worte:
Das bedeutet Verdruß, so sagen bedenkliche Leute,
Wenn beim Eintritt ins Haus nicht fern von der Schwelle der Fuß knackt:
Hätt' ich mir doch fürwahr ein besseres Zeichen gewünschet!
Laß uns ein wenig verweilen, damit dich die Eltern nicht tadeln
Wegen der hinkenden Magd, und ein schlechter Wirt du erscheinest.

Die hereinbrechende Nacht und die Wetterwolken, die mehr und mehr den Himmel überziehen, mahnen das Paar zur Eile, und sie gehen den Weinberg hinab dem Hause zu. Dorothea tritt auf den Stufen fehl, und sie sinkt Hermann, der sie im Fallen aufhält, an die Brust.*) Seine Selbstbeherrschung besteht die zweite

*) Eine sehr ähnliche Situation schildert Goethe im 7. Kapitel des 1. Teiles der „Wahlverwandtschaften".

Probe. Je reiner und zarter das Gefühl des Jünglings ist, desto weniger wagt er es, das ersehnte Glück sich zu erstürmen, während umgekehrt die Zuversicht, mit der andere auftreten, nur die eitle Überschätzung ihres Wertes und die freche Mißachtung des Weibes verrät. Nicht die Furcht, ein Nein zu ereilen, sondern die sittliche Scheu hindert jetzt Hermann, den Zufall, der ihn abermals zu dem Bekenntnis seiner Liebe auffordert, zu mißbrauchen, und Dorothea wird, seinen Glauben an sie (VI, 278) in gleichem Maße erwiedernd, bei diesen Beweisen des Zartgefühls und der Selbstbeherrschung sich der Wahrnehmung gefreut haben, daß er des größten Vertrauens wert war,

welches irgend ein Weib nur je zu dem Manne gehegt hat.

71. Was du siehst, versetzte darauf der gehaltene Jüngling.

Das Gefühl, welches man in Schranken hält, heißt gehalten, so lesen wir unten (IX, 109): den gehaltenen Schmerz. Zu Personen wird das Beiwort in dieser Bedeutung sonst nicht gesetzt.

91. Eilig streckte gewandt der sinnige Jüngling den Arm aus.

„Gewandt" nicht „mit Gewandtheit", sondern umgewendet, sich wendend." „Sinnig" hier wohl für „besonnen".

93. — — — — So stand er,
Starr wie ein Marmorbild, vom ernsten Willen gebändigt.

Er stand unbeweglich und beherrschte sich selbst; die Worte haben nichts Dunkles, und doch fordert ein eigentümlicher Anklang uns auf, ihrer Bedeutung weiter nachzusinnen. Winckelmann hatte gelehrt, daß die alten Bildhauer ihre Götter und Helden niemals im höchsten Affekte darstellten, sondern immer den Augenblick wählten, in dem Vernunft und Willenskraft den Affekt bändigten. Diese gehaltene Empfindung, die maßvolle Ruhe in der Bewegung erklärte er für ein Erfordernis der künstlerischen und sittlichen Schönheit. So erscheinen die Marmorbilder selbst vom ernsten Willen gebändigt.

98. Trug mit Mannesgefühl die Heldengröße des Weibes.

Daß Hermann hier eine männliche Kraft offenbart, ist nicht zu bezweifeln. Die „Heldengröße des Weibes" aber hat Goethe gewiß nicht von dem kleinen Mißgeschick, der schmerzhaften Verstauchung des Fußes, die sie standhaft erträgt, herleiten wollen; ihm hat vielmehr das plastische Bild und die ganze herrliche Erscheinung des Paares in dieser Situation vor Augen gestanden. Der Ausdruck will also nicht mehr sagen als: das große, heldenhafte Weib.

99. Doch sie verhehlte den Schmerz und sagte die scherzenden Worte: —

Der gesteigerte Ton, der fast an das Pathetische streift, wird sogleich wieder zu der gleichmäßigen Ruhe des epischen Stils herabgedämpft, und der heitere Scherz Dorotheens versetzt uns wieder in die anspruchslose Naivetät der idyllischen Zustände.

Urania.

(Neunter Gesang.)

Aussicht.

Die Eltern sind mit den Freunden in ihrem Zimmer. Das lange Ausbleiben des Paares macht sie ungeduldig und verdrießlich, während der Apotheker eine ihm ungewöhnliche Gelassenheit zeigt, weil er sich eines Vorfalles aus seiner Kindheit erinnert. Er erzählt ihn und veranlaßt den Geistlichen zu einigen Bemerkungen; es handelt sich um einen Gegenstand, der die Gedanken des Menschen in jeder Lage auf sich zieht, nämlich um der Sterblichen letztes Schicksal, und so ist man beinahe überrascht, als das Paar plötzlich eintritt. — Der Vater begrüßt Dorotheen als Braut, sie hält dies für einen beleidigenden Scherz, und da der Geistliche ihre übertriebene Empfindlichkeit tadelt, muß sie zu ihrer Rechtfertigung gestehen, daß sie wirklich Hermann liebe und sich einer thörichten Hoffnung hingegeben, worauf sie sofort das Haus verlassen will. — Es erfolgt nun die Aufklärung, welche die Sorgen in Freude verwandelt und das Glück der Liebenden vollendet. Der

versöhnte Vater und die Mutter umarmen Dorotheen mit Thränen der Rührung. — Die feierliche Verlobung des Paares, die Erinnerung Dorotheens an ihren ersten Bräutigam, der voll hohen Sinnes in den Tod ging. Den düsteren Lebensregeln, die er scheidend der Verlassenen ans Herz legte, stellt Hermann ein festes Vertrauen entgegen, und er erscheint von dem frischen Mute beseelt, der des Glückes froh macht und in der Gefahr zum Siege führt.

Der Name Urania soll nicht auf das Amt der Muse, die Himmelskunde, sondern auf seine Bedeutung „die Himmlische" hinweisen; man kann an das Sprichwort denken: Ehen werden im Himmel geschlossen. Daß die hier eingeleitete Ehe eine glückliche werden wird, dafür liegt die stärkste Gewähr in dem Charakter der beiden Liebenden, und damit ist zum Teil auch die zweite Überschrift „Aussicht" erklärt, die vor allem auf die schöne Zukunft des Paares deutet; in zweiter Linie bezieht sie sich auf die letzte Rede Hermanns, die eine mutige Erhebung der gesamten Kraft des Vaterlandes und damit den Frieden in Aussicht stellt.

Musen, die ihr so gern die herzliche Liebe begünstigt,
Auf dem Wege bisher den trefflichen Jüngling geleitet,
An die Brust ihm das Mädchen noch vor der Verlobung gedrückt habt,
Helfet auch ferner den Bund des lieblichen Paares vollenden,
Teilet die Wolken sogleich, die über ihr Glück sich heraufziehn,
Aber saget vor allem, was jetzt im Hause geschiehet.

Ungeduldig betrat die Mutter zum drittenmal wieder
Schon das Zimmer der Männer, das sorglich erst sie verlassen,
Sprechend vom nahen Gewitter, vom schnellen Verdunkeln des Mondes,
Dann vom Außenbleiben des Sohns und der Nächte Gefahren;
Tadelte lebhaft die Freunde, daß, ohne das Mädchen zu sprechen,
Ohne zu werben für ihn, sie so bald sich vom Jüngling getrennet.

Mache nicht schlimmer das Übel! versetzt' unmutig der Vater!
Denn du siehst, wir harren ja selbst und warten des Ausgangs.

Aber gelassen begann der Nachbar sitzend zu sprechen:
Immer verdank' ich es doch in solch unruhiger Stunde
Meinem seligen Vater, der mir als Knaben die Wurzel
Aller Ungeduld ausriß, daß auch kein Fäschen zurückblieb
Und ich erwarten lernte sogleich wie keiner der Weisen.

Sagt, versetzte der Pfarrer, welch Kunststück brauchte der Alte?
Das erzähl' ich euch gern, denn jeder kann es sich merken,
Sagte der Nachbar darauf. Als Knabe stand ich am Sonntag
Ungeduldig einmal, die Kutsche begierig erwartend,
Die uns sollte hinaus zum Brunnen führen der Linden.
Doch sie kam nicht; ich lief wie ein Wiesel dahin und dorthin,
Treppen hinauf und hinab und von dem Fenster zur Thüre.
Meine Hände prickelten mir; ich kratzte die Tische,
Trappelte stampfend herum, und nahe war mir das Weinen.
Alles sah der gelassene Mann; doch als ich es endlich
Gar zu thöricht betrieb, ergriff er mich ruhig beim Arme,
Führte zum Fenster mich hin und sprach die bedenklichen Worte:
Siehst du des Tischlers da drüben für heute geschlossene Werkstatt?
Morgen eröffnet er sie; da rühret sich Hobel und Säge,
Und so geht es von frühe bis Abend die fleißigen Stunden.
Aber bedenke dir dies: der Morgen wird künftig erscheinen,
Da der Meister sich regt mit allen seinen Gesellen,
Dir den Sarg zu bereiten und schnell und geschickt zu vollenden;
Und sie tragen das bretterne Haus geschäftig herüber,
Das den Geduld'gen zuletzt und den Ungeduldigen aufnimmt
Und gar bald ein drückendes Dach zu tragen bestimmt ist.
Alles sah ich sogleich im Geiste wirklich geschehen,
Sah die Bretter gefügt und die schwarze Farbe bereitet,
Saß geduldig nunmehr und harrete ruhig der Kutsche.
Rennen andere nun in zweifelhafter Erwartung
Ungebärdig herum, da muß ich des Sarges gedenken.

Lächelnd sagte der Pfarrer: Des Todes rührendes Bild steht
Nicht als Schrecken dem Weisen und nicht als Ende dem Frommen.
Jenen drängt es ins Leben zurück und lehret ihn handeln,
Diesem stärkt es, zu künftigem Heil, im Trübsal die Hoffnung.
Beiden wird zum Leben der Tod. Der Vater mit Unrecht
Hat dem empfindlichen Knaben den Tod im Tode gewiesen.
Zeige man doch dem Jüngling des edel reifenden Alters
Wert, und dem Alter die Jugend, daß beide des ewigen Kreises
Sich erfreuen und so sich Leben im Leben vollende!

Ein Dichter, dessen Kunstgefühl weniger geübt war, würde vielleicht den Jüngling und das Mädchen bis in das Haus begleitet und dabei bemerkt haben, daß die Eltern und Freunde schon lange auf ihre Ankunft gewartet hatten. Die epische Darstellung erfordert aber, daß ein abgerissener Faden wieder angeknüpft wird, daß die Begebenheiten, so weit es nötig und möglich ist, nicht bloß

als ein Geschehenes mitgeteilt werden, sondern daß wir sie mit eigenen Augen wahrnehmen. Goethe verändert daher die Szene. Er verläßt jetzt das Paar in der Nähe des Hauses und führt uns zu den übrigen Personen. Nachdem die Freunde von ihrer Sendung Bericht erstattet, hatte man eben nichts andres zu thun, als zu warten. Darüber vergingen viele Stunden; die Ungeduld der Eltern ist daher sehr erklärlich. Nun aber hören wir wieder nicht bloß von ihr, sondern wir sind noch Zeugen davon, wie sie den höchsten Grad erreicht. Eine ähnliche Anordnung fanden wir am Anfange des fünften Gesanges. Die besorgte Mutter geht bei ihrer Lebhaftigkeit mehrmals hinaus, und wie man seinen Unmut gerne anderen zu empfinden giebt, macht sie ihren Freunden und Gästen Vorwürfe; der Vater, der in einer noch ärgerlichern Laune ist, vergilt ihr dies aus demselben Grunde mit einer kurzen Zurechtweisung. Da schlägt sich der Nachbar Apotheker ins Mittel. Er erzählt ein Geschichtchen aus seiner Kindheit, das ihm für immer zu einer philosophischen Gemütsruhe verholfen. Mit seiner sonstigen Lebhaftigkeit ist diese Gelassenheit recht wohl vereinbar. Er gehört zu den Menschen, die einzelne Lehren und Ermahnungen annehmen, um von ihnen in bestimmten analogen Fällen Gebrauch zu machen, doch ohne darum ihr ganzes Wesen von ihnen durchdringen zu lassen. So wird dies ruhige Verhalten dem Apotheker eigen sein, wenn er auf etwas zu warten hat, denn ihm steht alsdann sogleich der fürchterliche schwarze Sarg vor Augen, in anderen Dingen kommt dagegen seine natürliche Beweglichkeit ungehindert zum Vorschein. Der Vater mahnt den Knaben daran, daß der Sarg zuletzt die Geduldigen und die Ungeduldigen aufnimmt, und daß man auch ihm einst das bretterne Haus bereiten werde. Das Verlangen, daß ein ersehnter Zeitpunkt schleuniger eintrete, schließt unbewußt auch den Wunsch ein, daß die Todesstunde schneller heranrücke. Dieser Zusammenhang lag indes dem Kinde wohl zu fern, und so erscheint die Erinnerung an den Tod nur als ein leeres Schreckmittel, wodurch der ungeduldige Knabe zum Schweigen gebracht wurde. Der Geistliche erklärt sich aus einem andern Grunde gegen dieses Zuchtmittel, worüber später. Die Eltern würden in jener verdrießlichen Stimmung die Säumigen nicht mit

Heiterkeit begrüßt haben. Darum war der Dichter darauf bedacht, ihren Unmut zu zerstreuen; ehe die schlechte Laune wiederkehrt, geht die Thüre auf, und es zeigt sich das herrliche Paar, doppelt herrlich in der Fülle und Kraft des Lebens nach den düsteren Gedanken an den Tod.

1. Musen, die ihr so gern die herzliche Liebe begünstigt, —

Die alten Dichter rufen nicht bloß am Anfange, sondern auch im Verlaufe der Erzählung die Musen an, wenn eine neue Reihe von Begebenheiten anhebt oder ein Wendepunkt eintritt. Die Musen offenbaren dann den Sängern, was vor Zeiten geschehen ist, doch ohne an den Begebenheiten selbst Anteil zu nehmen, und es ist eine Neuerung, daß Goethe sie hier als Schutzgottheiten des liebenden Paares betrachtet, die sich dessen bis zur Vollendung des Bundes annehmen möchten.

18. — daß auch kein Fäschen zurückblieb.

Zu Faser gab es eine alte Nebenform: der Fase oder Fasen, wozu die Verkleinerung Fäschen gehört.

19. Und ich erwarten lernte sogleich, wie keiner der Weisen.

Nicht die sieben Weisen, von denen niemand einen hierauf bezüglichen Wahlspruch gehabt hat, sondern die Stoiker, deren Gemütsruhe auch den Laien bekannt ist.

25. — ich lief wie ein Wiesel dahin und dorthin.

Ein sprichwörtlicher und auch von Voß mehrmals gebrauchter Vergleich. Der Apotheker weiß nicht, daß er die bewegliche Art dieses Tierchens noch zur Zeit nicht völlig abgelegt hat.

46. Lächelnd sagte der Pfarrer: Des Todes rührendes Bild steht
Nicht als Schrecken dem Weisen und nicht als Ende dem Frommen.

Lessings Abhandlung „Wie die Alten den Tod gebildet" (1769) that zu ihrer Zeit eine unglaubliche Wirkung. Seit dem Mittelalter spukte das Beingerippe in der Phantasie der christlichen Maler und Dichter. Jetzt lernte man den Tod als den Bruder des

Schlafes kennen, und die sanfte Vorstellung des Schlummers ließ die Menschen mit mehr Beruhigung an ihre Auflösung denken: man pries dies als einen neuen Triumph, den das klassische Heidentum über das Christentum feierte. Man übersah, daß die Religion dessen, der dem Tode den Stachel genommen, dadurch nicht in Schatten gestellt werden konnte; denn die Bibel ist sehr reich an milden und trostreichen Vorstellungen von unserm Heimgange zu dem Vater, und nur die Einseitigkeit der älteren christlichen Dichter und Künstler hatte die Welt mit dem Knochenmanne geängstigt. Gegenwärtig finden sich auf unseren Kirchhöfen christliche und heidnische Symbole in friedlichem Wechsel nebeneinander: hier das Kreuz, die Garbe, die Sichel, dort die Aschenurne, die Psyche, die umgekehrte Fackel. — Den Weisen und den Frommen hat Goethe hier so unterschieden: Jener richtet, indem er das Jenseits auf sich beruhen läßt, seinen Blick auf die Welt, in der er lebt, und sein Leben selbst ist ein rastloses Streben und Handeln. Das Bild des Todes versetzt ihn nicht in Angst und Sorgen, sondern ermuntert ihn zu frischer Thätigkeit. So waren, wie Goethe sich auch sonst äußert, die Alten gesinnt, und nach ihrem Beispiele verwandelte er sich selbst das memento mori in ein memento vivere. Unter dem Frommen ist der verstanden, welcher mit seinen Gedanken vorzugsweise in der Welt der Verheißung weilt. Auch für ihn hat der Tod keine Schrecken, denn er sieht in ihm nur den ersehnten Boden, der ihn einst aus dem Lande der Trübsal abruft, und er versüßt sich seine Leiden mit der Hoffnung eines künftigen Heiles.

Aber die Thür ging auf. Es zeigte das herrliche Paar sich,
Und es erstaunten die Freunde, die liebenden Eltern erstaunten
Über die Bildung der Braut, des Bräutigams Bildung vergleichbar;
Ja es schien die Thüre zu klein, die hohen Gestalten
Einzulassen, die nun zusammen betraten die Schwelle.

Hermann stellte den Eltern sie vor mit fliegenden Worten.
Hier ist, sagt' er, ein Mädchen, so wie ihr im Hause sie wünschet.
Lieber Vater, empfanget sie gut; sie verdient es. Und, liebe
Mutter, befragt sie sogleich nach dem ganzen Umfang der Wirtschaft,
Daß Ihr seht, wie sehr sie verdient Euch näher zu werden.

Eilig führt' er darauf den trefflichen Pfarrer beiseite,
Sagte: Würdiger Herr, nun helft mir aus dieser Besorgnis
Schnell und löset den Knoten, vor dessen Entwicklung ich schaudre.
Denn ich habe das Mädchen als meine Braut nicht geworben,
Sondern sie glaubt als Magd in das Haus zu gehn, und ich fürchte,
Daß unwillig sie flieht, sobald wir gedenken der Heirat.
Aber entschieden sei es sogleich! Nicht länger im Irrtum
Soll sie bleiben, wie ich nicht länger den Zweifel ertrage.
Eilet und zeiget auch hier die Weisheit, die wir verehren!
Und es wendete sich der Geistliche gleich zur Gesellschaft.

Aber leider getrübt war durch die Rede des Vaters
Schon die Seele des Mädchens; er hatte die munteren Worte
Mit behaglicher Art, im guten Sinne gesprochen:
Ja das gefällt mir, mein Kind! Mit Freuden erfahr' ich, der Sohn hat
Auch wie der Vater Geschmack, der seinerzeit es gewiesen,
Immer die Schönste zum Tanze geführt und endlich die Schönste
In sein Haus als Frau sich geholt; das Mütterchen war es.
Denn an der Braut, die der Mann sich erwählt, läßt gleich sich erkennen,
Welches Geistes er ist, und ob er sich eigenen Wert fühlt.
Aber Ihr brauchtet wohl auch nur wenig Zeit zur Entschließung?
Denn mich dünket fürwahr, ihm ist so schwer nicht zu folgen.

Hermann hörte die Worte nur flüchtig; ihm bebten die Glieder
Innen, und stille war der ganze Kreis nun auf einmal.

Aber das treffliche Mädchen, von solchen spöttischen Worten,
Wie sie ihr schienen, verletzt und tief in der Seele getroffen,
Stand, mit fliegender Röte die Wange bis gegen den Nacken
Übergossen; doch hielt sie sich an und nahm sich zusammen,
Sprach zu dem Alten darauf, nicht völlig die Schmerzen verbergend:
Traun! zu solchem Empfang hat mich der Sohn nicht bereitet,
Der mir des Vaters Art geschildert, des trefflichen Bürgers;
Und ich weiß, ich stehe vor Euch, dem gebildeten Manne,
Der sich klug mit jedem beträgt und gemäß den Personen.
Aber so scheint es, Ihr fühlt nicht Mitleid genug mit der Armen,
Die nun die Schwelle betritt, und die Euch zu dienen bereit ist;
Denn sonst würdet Ihr nicht mit bitterem Spotte mir zeigen,
Wie entfernt mein Geschick von Eurem Sohn und von Euch sei.
Freilich tret' ich nur arm, mit kleinem Bündel ins Haus ein,
Das mit allem versehn die frohen Bewohner gewiß macht;
Aber ich kenne mich wohl und fühle das ganze Verhältnis.
Ist es edel, mich gleich mit solchem Spotte zu treffen,
Der auf der Schwelle beinah' mich schon aus dem Hause zurücktreibt?

Bang bewegte sich Hermann und winkte dem geistlichen Freunde,
Daß er ins Mittel sich schlüge, sogleich zu verscheuchen den Irrtum.
Eilig trat der Kluge heran und schaute des Mädchens
Stillen Verdruß und gehaltenen Schmerz und Thränen im Auge.
Da befahl ihm sein Geist, nicht gleich die Verwirrung zu lösen,
Sondern vielmehr das bewegte Gemüt zu prüfen des Mädchens.

Und er sagte darauf zu ihr mit versuchenden Worten:
Sicher, du überlegtest nicht wohl, o Mädchen des Auslands,
Wenn du bei Fremden zu dienen dich allzu eilig entschlossest,
Was es heiße, das Haus des gebietenden Herrn zu betreten;
Denn der Handschlag bestimmt das ganze Schicksal des Jahres,
Und gar vieles zu dulden verbindet ein einziges Jawort.
Sind doch nicht das Schwerste des Diensts die ermüdenden Wege,
Nicht der bittere Schweiß der ewig drängenden Arbeit;
Denn mit dem Knechte zugleich bemüht sich der thätige Freie;
Aber zu dulden die Laune des Herrn, wenn er ungerecht tadelt,
Oder dieses und jenes begehrt, mit sich selber in Zwiespalt,
Und die Heftigkeit noch der Frauen, die leicht sich erzürnet,
Mit der Kinder roher und übermütiger Unart,
Das ist schwer zu ertragen, und doch die Pflicht zu erfüllen
Ungesäumt und rasch, und selbst nicht mürrisch zu stocken.
Doch du scheinst mir dazu nicht geschickt, da die Scherze des Vaters
Schon dich treffen so tief, und doch nichts gewöhnlicher vorkommt,
Als ein Mädchen zu plagen, daß wohl ihr ein Jüngling gefalle.

So wie die Erwarteten eintreten, erkennen die Eltern mit frohem Staunen, daß ihr Sohn die glücklichste Wahl getroffen. Hermann ist jedoch in der größten Unruhe, nicht nur weil der nächste Augenblick über sein Glück entscheiden soll, sondern weil es Dorotheen schon beleidigen könnte, daß er sie getäuscht hat. Die Angst beraubt ihn aller Besonnenheit. Auf welche seltsame Art stellt er die Fremde den Eltern vor! Die Mutter könne sogleich zu einer Prüfung schreiten und das Mädchen über das ganze Gebiet der Wirtschaft befragen! Jetzt ruft er hastig den Pfarrer zum Beistande auf; da aber Dorothea im Zimmer war, kam die Bitte dennoch zu spät, und seine Unklugheit that bereits ihre Wirkung. Beide Eltern mußten sie doch gleich mit dem ersten Worte, das sie zu ihr redeten, als Schwiegertochter willkommen heißen. Der Vater that es mit einem ganz harmlosen Scherze. In seiner Freude über Dorotheens Erscheinung begrüßt er die Braut des

Sohnes mit heiterm Wohlwollen und auf eine artige Weise, wobei er zum Lobe Hermanns hinzufügt, daß er ihr ebenfalls kein unerwünschter Bräutigam sein werde. Er ahnt nicht im entferntesten, daß dies Dorotheen beleidigen könnte.

Wie kommt es, daß die einsichtsvolle, der Selbstbeherrschung gewohnte Dorothea hier dem würdigen Bürger gleich eine rohe Spottlust zutraut und sich mit empfindlichen Worten zur Wehre setzt? Es war natürlich, daß sie errötete, als sie so unerwartet ihr stilles Geheimnis aussprechen hörte; woher aber der gereizte Ton und die scharfe Zurechtweisung? Eine tiefe Kränkung hat sie aus der Fassung gebracht; sie fühlt sich in ihrem innersten Wesen verwundet. Sie hegt eine stille Neigung gegen Hermann; sie kann nicht annehmen, daß der begüterte Bürger ihre Verheiratung mit seinem Sohne gern sehen würde. Nach ihrer Meinung muß er diese für eine lächerliche Sache, die keinem im Traume einfällt, die Magd mit dem Bündel für ein eben solches Nichts gehalten haben; denn mit Dingen, die irgend zu fürchten sind, pflegt man sich nicht zu belustigen. Ihr feines Ehrgefühl läßt sie daher in den Worten des reichen Hausherrn eine unverholene Voraussetzung ihres Unwertes wahrnehmen, und so schießt ihr vor Scham und Zorn das Blut in die Wangen.

Der Gastwirt war eben nicht der Mann, der sich von jungen Leuten belehren ließ, und es hätte noch mehr Ärgernis gegeben, hätte es nicht der Pfarrer übernommen, ihr statt seiner eine Strafrede zu halten. Warum that er aber nicht noch etwas Besseres und erfüllte Hermanns Bitte, das Mißverständnis aufzuklären? Der Geist giebt ihm ein, zu jener Kränkung noch bittere Vorwürfe hinzuzufügen. Man sieht, warum ihn Goethe so handeln läßt. Der Gang des Gedichtes machte nämlich eine Fortdauer der Verwirrung notwendig. Hätte Dorothea nun gleich erfahren, daß Hermann sie zur Lebensgefährtin wünschte, so fehlte uns die Überzeugung, daß ihre Einwilligung nicht im geringsten aus der Rücksicht auf äußere Vorteile, sondern allein aus der freien Neigung des Herzens hervorging. Daher wird Dorothea mehr und mehr in die Enge getrieben, bis sie zuletzt in dem Augenblicke, als sie aller Hoffnung entsagt, von selbst und nur zur Recht-

fertigung ihres Benehmens das Bekenntnis ablegt, daß Hermann ihr das Herz abgewonnen.

57. **Über die Bildung der Braut, des Bräutigams Bildung vergleichbar.**

Hermanns Gestalt ist nirgends beschrieben. Das eine Wort soll die Phantasie anregen, sich dieselbe in ungewöhnlicher Vollkommenheit vorzustellen, da Dorotheens Bildung ihr ähnlich ist.

62. **Lieber Vater, empfanget sie gut, sie verdient es. Und, liebe Mutter, befragt sie sogleich nach dem ganzen Umfang der Wirtschaft.**

Als die Salzburgerin den Dienst annahm, erzählte sie dem Sohne des Bürgers alle ihre Künste, wie sie das Vieh füttern, die Kühe melken, das Feld bestellen, Heu machen und dergleichen mehr verrichten könne. Wir werden Dorotheen gern eine solche Aufzählung ihrer Fertigkeiten und die von Hermann in Vorschlag gebrachte Prüfung erlassen.

101. **Freilich tret' ich nur arm, mit kleinem Bündel ins Haus ein,**
Das, mit allem versehn, die frohen Bewohner gewiß macht;
Aber ich kenne mich wohl und fühle das ganze Verhältnis.

Nach dem in den beiden ersten Zeilen vorausgehenden Zugeständnis ihrer Armut kann der folgende Gegensatz: aber ich kenne mich wohl, nur bedeuten: aber ich weiß, daß ich einigen Wert habe. Dorothea giebt jedoch den Worten, während sie dieselben ausspricht, noch einen andern Sinn. Sie sagt zugleich: ich weiß, daß ich nur eine Magd bin, und fühle den Abstand zwischen uns. Diese Unordnung in der Folge der Gedanken malt sehr schön ihre innere Unruhe. — Der Wohlstand macht die Menschen gewiß; er überhebt sie, da sie sich unabhängig fühlen, eines ängstlichen Abwägens ihrer Reden und Handlungen, während der Arme oft ungewiß und in Sorgen ist, ob er nicht jemand verletzen könnte.

113. **— o Mädchen des Auslands.**

Diese Anrede soll Dorotheen ihre hilflose Lage bemerklich machen.

121. **Aber zu dulden die Laune des Herrn —**

Der Pfarrer schildert ganz vortrefflich das traurige Los vieler Dienstboten. Wie zahlreich sind die Familien, in denen die Meinung herrscht, daß ihre Verpflichtungen gegen das Gesinde mit Lohn und Kost erledigt sind, und daß dieses dafür schuldig ist, jede Mißhandlung des Ehrgefühls mit Schweigen hinzunehmen.

122. Oder dieses und jenes begehrt, mit sich selber in Zwiespalt,
Und die Heftigkeit noch der Frauen —

Dieses und jenes sind nicht mancherlei, sondern einander entgegengesetzte Dinge, so daß die Dienstboten nicht wissen, wie sie es dem wunderlichen Hausherrn recht machen sollen. Der Frauen ist wohl der alte Genitiv der Einheit.

Diese beiden Abschnitte enthalten manche ungewöhnliche Ausdrücke. 8. Die Mutter verläßt das Zimmer sorglich, d. h. hier nicht: mit Fürsorge, sondern: besorgt. Auch weiter unten (IX, 252) hat Hermann den Ring „sorglich" betrachtet. 34. So geht es die fleißigen Stunden, es fehlt: hindurch. 46. Des Todes Bild steht dem Weisen nicht als Schrecken, nämlich vor Augen. 94. Sie verdient Euch näher zu werden, für: lieb zu werden oder näher zu treten. 69. Sie glaubt, als Magd ins Haus zu gehn, für: einzutreten. 91. Doch hielt sie sich an, für: sie hielt an sich.

Also sprach er. Es fühlte die treffende Rede das Mädchen,
Und sie hielt sich nicht mehr; es zeigten sich ihre Gefühle
Mächtig, es hob sich die Brust, aus der ein Seufzer hervordrang.

Und sie sagte sogleich mit heiß vergossenen Thränen:
O, nie weiß der verständige Mann, der im Schmerz uns zu raten
Denkt, wie wenig sein Wort, das kalte, die Brust zu befreien
Je von dem Leiden vermag, das ein hohes Schicksal uns auflegt.
Ihr seid glücklich und froh, wie sollt' ein Scherz euch verwunden!
Doch der Kranke fühlt auch schmerzlich die leise Berührung.
Nein, es hülfe mir nicht, wenn selbst mir Verstellung gelänge.
Zeige sich gleich, was später nur tiefere Schmerzen vermehrte
Und mich drängte vielleicht in stillverzehrendes Elend.
Laßt mich wieder hinweg! Ich darf im Hause nicht bleiben.
Ich will fort und gehe, die armen Meinen zu suchen,

Die ich im Unglück verließ, für mich nur das Bessere wählend.
Dies ist mein fester Entschluß, und ich darf euch darum nun bekennen,
Was im Herzen sich sonst wohl Jahre hätte verborgen.
Ja, des Vaters Spott hat tief mich getroffen; nicht, weil ich
Stolz und empfindlich bin, wie es wohl der Magd nicht geziemet,
Sondern weil mir fürwahr im Herzen die Neigung sich regte
Gegen den Jüngling, der heute mir als ein Erretter erschienen.
Denn als er erst auf der Straße mich ließ, so war er mir immer
In Gedanken geblieben; ich dachte des glücklichen Mädchens,
Das er vielleicht schon als Braut im Herzen möchte bewahren.
Und als ich wieder am Brunnen ihn fand, da freut' ich mich seines
Anblicks so sehr, als wär' mir der Himmlischen einer erschienen.
Und ich folgt' ihm so gern, als nun er zur Magd mich geworben.
Doch mir schmeichelte freilich das Herz (ich will es gestehen)
Auf dem Wege hieher, als könnt' ich vielleicht ihn verdienen,
Wenn ich würde des Hauses dereinst unentbehrliche Stütze.
Aber ach! nun seh' ich zuerst die Gefahren, in die ich
Mich begab, so nah' dem Stillgeliebten zu wohnen.
Nun erst fühl' ich, wie weit ein armes Mädchen entfernt ist
Von dem reicheren Jüngling, und wenn sie die tüchtigste wäre.
Alles das hab' ich gesagt, damit ihr das Herz nicht verkennet,
Das ein Zufall beleidigt, dem ich die Besinnung verdanke.
Denn das mußt' ich erwarten, die stillen Wünsche verbergend,
Daß er sich brächte zunächst die Braut zum Hause geführet;
Und wie hätt' ich alsdann die heimlichen Schmerzen ertragen!
Glücklich bin ich gewarnt, und glücklich löst das Geheimnis
Von dem Busen sich los, jetzt, da noch das Übel ist heilbar.
Aber das sei nun gesagt; und nun soll im Hause mich länger
Hier nichts halten, wo ich beschämt und ängstlich nur stehe,
Frei die Neigung bekennend und jene thörichte Hoffnung.
Nicht die Nacht, die breit sich bedeckt mit sinkenden Wolken,
Nicht der rollende Donner (ich hör' ihn) soll mich verhindern,
Nicht des Regens Guß, der draußen gewaltsam herabschlägt,
Noch der sausende Sturm. Das hab' ich alles ertragen
Auf der traurigen Flucht und nah' am verfolgenden Feinde.
Und ich gehe nun wieder hinaus, wie ich lange gewohnt bin,
Von dem Strudel der Zeit ergriffen, von allem zu scheiden.
Lebet wohl! ich bleibe nicht länger; es ist nun geschehen.

Also sprach sie, sich rasch zurück nach der Thüre bewegend,
Unter dem Arm das Bündelchen noch, das sie brachte, bewahrend.
Aber die Mutter ergriff mit beiden Armen das Mädchen,
Um den Leib sie fassend, und rief verwundert und staunend:

Sag', was bedeutet mir dies und diese vergeblichen Thränen?
Nein, ich lasse dich nicht; du bist mir des Sohnes Verlobte.

Aber der Vater stand mit Widerwillen dagegen,
Auf die Weinende schauend, und sprach die verdrießlichen Worte:
Also das ist mir zuletzt für die höchste Nachsicht geworden,
Daß mir das Unangenehmste geschieht noch am Schlusse des Tages;
Denn mir ist unleidlicher nichts als Thränen der Weiber,
Leidenschaftlich Geschrei, das heftig verworren beginnet,
Was mit ein wenig Vernunft sich ließe gemächlicher schlichten.
Mir ist lästig, noch länger dies wunderliche Beginnen
Anzuschauen. Vollendet es selbst; ich gehe zu Bette.
Und er wandte sich schnell und eilte zur Kammer zu gehen,
Wo ihm das Ehbett stand und wo er zu ruhen gewohnt war.
Aber ihn hielt der Sohn und sagte die flehenden Worte:
Vater, eilet nur nicht und zürnt nicht über das Mädchen!
Ich nur habe die Schuld von aller Verwirrung zu tragen,
Die unerwartet der Freund noch durch Verstellung vermehrt hat.
Redet, würdiger Herr! denn Euch vertraut' ich die Sache.
Häufet nicht Angst und Verdruß: vollendet lieber das Ganze!
Denn ich möchte so hoch Euch nicht in Zukunft verehren,
Wenn Ihr Schadenfreude nur übt statt herrlicher Weisheit.

Tiefer noch als durch jenen Scherz wurde Dorothea dadurch verletzt, daß der Geistliche bei seiner Unkenntnis der Umstände berechtigt schien, ihre Empfindlichkeit einem unzeitigen Hochmute zuzuschreiben. Sie sieht nur ein Mittel, sich von diesem Vorwurfe zu reinigen; sie muß erklären, daß des Vaters Worte sie nicht gekränkt haben würden, wenn nicht eben das, womit er seinen Scherz trieb, ihre teuerste Hoffnung gewesen wäre. Wieviele Mädchen möchten sich aber dazu entschlossen haben, dem geliebten Jünglinge gegenüber eine thörichte Herzensverwirrung zu bekennen und sich damit erst recht einem spöttischen Lächeln oder einem ebenso demütigenden Mitleiden auszusetzen? Die meisten würden, selbst wenn sie das ungastliche Haus sofort verließen, sich gescheut haben ihr Geheimnis zu verraten. Ehe ein solches Wort über ihre Lippen kam, hätten sie zu dem Übrigen, was ihnen das Schicksal auferlegt, in stillem Leidenstrotze auch den Vorwurf des Hochmuts schweigend hingenommen. Dorothea entscheidet sich dennoch für das Schwerere, weil es das Edlere ist. Sie mag lieber einer Unklug-

heit schuldig erscheinen, die nur ihr eigner Schade ist, als ihre Gesinnung tadeln lassen, und damit giebt sie uns ein herrliches Beispiel von echter Heldengröße des Weibes. Fleckenlos muß ihr Ruf sein wie ihr Herz, und ehe sie sich der Gefahr aussetzt, daß man gering von ihr denkt, enthüllt sie die Wahrheit, so viel Opfer das auch kostet.

Dorothea eilt trotz des draußen tobenden Unwetters zur Thüre. Auf eine schöne Weise bezeichnet der Dichter auch in diesem Momente die Eigentümlichkeit der Eltern. Die Mutter umfaßt in ihrer Herzensgüte das brave Mädchen mit beiden Armen und läßt sie nicht mehr von sich. Der Vater aber hat für alle Nachgiebigkeit nur Verdruß eingeerntet, sein artiges Willkommen wurde mit einer Beleidigung erwiedert, die lange pathetische Rede macht ihm die Sache nicht einmal deutlich, und das leidenschaftliche Weinen und Schreien der Weiber ist ihm ohnehin zuwider. Mag geschehen, was da will, er geht mit seinem Ärger zu Bette. Nun aber hält ihn Hermann mit flehenden Worten zurück. Er muß erst alles erfahren, um nicht zu glauben, daß der Sohn eine Braut gewählt, die den Vater absichtlich kränken könnte.

134. O, nie weiß der verständige Mann, der im Schmerz uns zu raten
Denkt, wie wenig sein Wort, das kalte, die Brust zu befreien
Je von dem Leiden vermag, das ein hohes Schicksal uns auflegt.

Der Mann heißt verständig, weil er die Dinge nur mit dem Verstande auffaßt und nach Grundsätzen beurteilt, ohne dabei in Erwägung zu ziehen, daß namentlich an den Handlungen der Frauen sehr oft auch tiefe Bewegungen des Gemütes Anteil haben. Das hohe Schicksal ist im Sinne der Griechen die heilige Macht, welche in erhabener Ferne über dem Erdenleben thronend, manches Menschenherz mit schweren Prüfungen heimsucht.

143. Ich will fort und gehe, die armen Meinen zu suchen,
Die ich im Unglück verließ, für mich nur das Bessere wählend.

Dorothea hatte alle Liebespflichten gegen ihre Verwandten erfüllt, und diese waren bereits der größten Not enthoben; in ihrem Edelmute macht sie sich jedoch schon darüber Vorwürfe, daß sie die Vertriebenen nicht weiter auf der traurigen Flucht begleiten wollte,

obgleich es keinem andern etwas nützte, wenn es ihr selbst ebenfalls schlecht erging.

147. Ja, des Vaters Spott hat tief mich getroffen.

Dorothea bezeichnet den Wirt nicht im eignen Namen mit dem vertraulichen Worte, sondern sie nennt ihn so als den Vater des Jünglings, dem sich ihr Herz zugeneigt hat.

164. — — — damit ihr das Herz nicht verkennet,
Das ein Zufall beleidigt, dem ich die Besinnung verdanke.

Nun sich ihr Geist gesammelt hat, erweist sie dem Wirte die Gerechtigkeit, es anzuerkennen, daß er wenigstens nicht die Absicht gehabt, ihr mit seinem Scherze wehe zu thun.

166. Denn das mußt' ich erwarten, die stillen Wünsche verbergend,
Daß er sich brächte zunächst die Braut zum Hause geführet.

Sie hatte anfangs, als sie mit Hermann am Brunnen zusammentraf, eine solche Besorgnis gewiß nicht gehegt. Erst als er ihr den Dienst bei den Eltern antrug, wurde sie zweifelhaft, und jetzt hielt sie sich nach den geringschätzigen Worten des Vaters gänzlich überzeugt, daß sie sich in einer Täuschung befunden.

171. Aber das sei nun gesagt.

Eigentlich: was ich gesagt, sei genug.

174. Nicht die Nacht, die breit sich bedeckt mit sinkenden Wolken,
Nicht der rollende Donner (ich hör' ihn) soll mich verhindern,
Nicht des Regens Guß, der draußen gewaltsam herabschlägt,
Noch der sausende Sturm.

Solche Stellen, an denen der Dichter die einfachen Worte der Erzählung mit einer schwungvollen Sprache vertauscht, haben dieses Gegensatzes wegen eine wahrhaft mächtige Wirkung. Der Nachthimmel bedeckt sich mit sinkenden d. i. mit schweren, tief herabhängenden Wolken. Für den Regen enthält unser Wortschatz sehr malerische Bezeichnungen: er gießt, strömt, rauscht oder stürzt herab. Die schweren Tropfen des heftigen Platzregens, der das

Gewitter begleitet, schlagen herab, verberat imber humum (Virg. Aen. IX, 669).

179. Und ich gehe nun wieder hinaus, wie ich lange gewohnt bin,
Von dem Strudel der Zeit ergriffen, von allem zu scheiden.

Hinausgehen hat hier die vollere Bedeutung: ich verlasse das Haus, um wieder in der Welt ohne Obdach umherzuirren. „Von allem zu scheiden" ist mit den Worten: „wie ich lange gewohnt bin", zu verbinden.

181. Ich bleibe nicht länger; es ist nun geschehen.

Die Sache ist abgethan; nachdem ich mich über mein Benehmen erklärt und dies Bekenntnis abgelegt, habe ich hier weiter nichts zu thun.

186. Sag', was bedeutet mir dies? und diese vergeblichen Thränen?

Eigentlich unnötige Thränen, zu denen keine Ursache vorhanden ist, nicht vergebliche, die keinen Erfolg haben.

193. Leidenschaftlich Geschrei, das heftig verworren beginnet.

Nicht anfängt, sondern ein verworrenes Geschrei unternimmt es, das auszurichten, womit ein wenig Vernunft sogleich zu stande käme.

199. Aber ihn hielt der Sohn und sagte die flehenden Worte.

Der liebevolle Sohn hatte nicht daran genug, daß dem Vater nun alles recht war; er sehnte sich nach seiner freudigen Zustimmung, wie er schon vorher (V, 55, 120) des Mädchens, das er zur Frau erwählte, immer mit der Rücksicht auf den Vater gedachte, dem sie eine Tochter sein würde, wie er sie wünschte.

Lächelnd versetzte darauf der würdige Pfarrherr und sagte:
Welche Klugheit hätte denn wohl das schöne Bekenntnis
Dieser Guten entlockt und uns enthüllt ihr Gemüte?
Ist nicht die Sorge sogleich dir zu Wonn' und Freude geworden?
Rede darum nur selbst! was bedarf es fremder Erklärung?

Nun trat Hermann hervor und sprach die freundlichen Worte:
Laß dich die Thränen nicht reun, noch diese flüchtigen Schmerzen;

Denn sie vollenden mein Glück und, wie ich wünsche, das deine.
Nicht das treffliche Mädchen als Magd, die Fremde, zu dingen
Kam ich zum Brunnen; ich kam, um deine Liebe zu werben.
Aber, ach! mein schüchterner Blick, er konnte die Neigung
Deines Herzens nicht sehn; nur Freundlichkeit sah er im Auge,
Als aus dem Spiegel du ihn des ruhigen Brunnens begrüßtest.
Dich ins Haus nur zu führen, es war schon die Hälfte des Glückes.
Aber nun vollendest du mir's! O sei mir gesegnet!
Und es schaute das Mädchen mit tiefer Rührung zum Jüngling
Und vermied nicht Umarmung und Kuß, den Gipfel der Freude,
Wenn sie den Liebenden sind die langersehnte Versichrung
Künftigen Glücks im Leben, das nun ein unendliches scheinet.

Und den übrigen hatte der Pfarrherr alles erkläret.
Aber das Mädchen kam, vor dem Vater sich herzlich mit Anmut
Neigend und so ihm die Hand, die zurückgezogene, küssend,
Sprach: Ihr werdet gerecht der Überraschten verzeihen
Erst die Thränen des Schmerzes und nun die Thränen der Freude.
O, vergebt mir jenes Gefühl, vergebt mir auch dieses,
Und laßt nur mich ins Glück, das neu mir gegönnte, mich finden!
Ja, der erste Verdruß, an dem ich Verworrene schuld war,
Sei der letzte zugleich! Wozu die Magd sich verpflichtet,
Treu zu liebendem Dienst, den soll die Tochter Euch leisten.

Und der Vater umarmte sie gleich, die Thränen verbergend.
Traulich kam die Mutter herbei und küßte sie herzlich,
Schüttelte Hand in Hand; es schwiegen die weinenden Frauen.

Eilig faßte darauf der gute, verständige Pfarrherr
Erst des Vaters Hand und zog ihm vom Finger den Trauring
(Nicht so leicht; er war vom rundlichen Gliede gehalten),
Nahm den Ring der Mutter darauf und verlobte die Kinder;
Sprach: Noch einmal sei der goldenen Reifen Bestimmung,
Fest ein Band zu knüpfen, das völlig gleiche dem alten.
Dieser Jüngling ist tief von der Liebe zum Mädchen durchdrungen,
Und das Mädchen gesteht, daß auch ihr der Jüngling erwünscht ist;
Also verlob' ich euch hier und segn' euch künftigen Zeiten,
Mit dem Willen der Eltern und mit dem Zeugnis des Freundes.

Und es neigte sich gleich mit Segenswünschen der Nachbar.

Hermann erklärt nun, von dem Geistlichen dazu aufgefordert, Dorotheen mit wenigen herzlichen Worten, daß ihre Liebe, um die

er am Brunnen nicht zu werben gewagt, sein Glück vollende. Die arme Magd, die mit dem Bündel unter dem Arme ins Haus trat, mit einer bittern Kränkung empfangen wurde, darauf ihren Hoffnungen entsagte und sich durch ein beschämendes Bekenntnis bloßstellte, die Verstoßene, die aus dem Kreise der Glücklichen in Wind und Wetter hinauseilen wollte, um wieder alle Leiden einer hilflosen Zukunft über sich ergehen zu lassen: sie ist plötzlich die Verlobte des trefflichen, geliebten Jünglings und bricht in Thränen der Rührung aus. Ihr Zartsinn treibt sie, vor allem ein Unrecht gut zu machen. Sie küßt dem beleidigten, verkannten Vater die Hand und gelobt ihm eine treue, dienstwillige Tochter zu sein, Dies bewegt auch sein Herz, und er kann sich nicht der Thränen enthalten. Hierauf vollzieht der Geistliche die feierliche Verlobung des Paares.

So hätte denn die Begebenheit ihr Ende erreicht. Dorothea, Hermann, die Eltern, sie alle sind, obgleich die Umstände einen solchen Ausgang nicht ahnen ließen und mannigfache Verwickelungen hemmend dazwischen traten, des ersehnten Glückes teilhaft geworden, und nachdem Verdruß und Kummer, Hoffnung und Verzweiflung die Herzen beunruhigt, kehrt in ihr Inneres eine selige Befriedigung ein. Jene Aufregung hat teils die tief verborgenen Schätze des Busens ans Licht heraufgebracht, wie nur die Sturmflut dem Meeresboden seine Perlen entlockt, teils sind die Geister in dem heißen Streite wirklich reifer geworden, so daß sie der Gunst, die ihnen jetzt die Vorsehung erweist, vollkommen würdig erscheinen und unsere Freude über ihr Glück durch die Teilnahme an ihrem edlen und liebenswürdigen Charakter erhöht wird.

208. Welche Klugheit hätte denn wohl das schöne Bekenntnis
Dieser Guten entlockt und uns enthüllt ihr Gemüte?

Der Geistliche kann nicht daran zweifeln, daß dies der Klugheit möglich gewesen wäre, denn er meint es ja selbst durch seine Klugheit bewirkt zu haben. Daher ist wohl der Sinn dieser Worte: Welches andere Mittel konnte die Klugheit erwählen, als eine solche empfindliche Strafrede?

225. Künftigen Glücks im Leben, das nun ein unendliches scheinet.

„Unendlich“ kann ebensowohl zu „Glück“ als zu „Leben“ bezogen werden; wahrscheinlicher ist jenes.

236. Und der Vater umarmte sie gleich, die Thränen verbergend.

Nach seinen Begriffen von der Würde des Mannes und des Hausherrn hatte der Wirt sich daran gewöhnt, den Starken zu spielen. Im Grunde war sein Herz weich, und solchen Männern sind die Thränen der Weiber nur deshalb ein Greuel, weil sie eine Ansteckung befürchten.

240. — — und zog ihm vom Finger den Trauring,
(Nicht so leicht; er war vom rundlichen Gliede gehalten).

Wiederum wird ein Nebenumstand bemerkt, der die Wahrheit und Lebendigkeit der Erzählung erhöht. Sonst ist in dem Gedichte nirgends angedeutet, daß der Wirt eine wohlgenährte Gestalt gehabt; man wird sich indessen den stattlichen, wohlhabenden Bürger von Anfang an nicht anders vorgestellt haben.

243. Sprach: Noch einmal sei der goldenen Reifen Bestimmung,
Fest ein Band zu knüpfen, das völlig gleiche dem alten.

Mit der Bestimmung des Ringes, ein Band zu knüpfen, wird eine altdeutsche Vorstellung festgehalten. Wir sehen jetzt gewöhnlich in dem Ringe ein Symbol ewiger Treue, weil er nicht Anfang, nicht Ende hat. Nach der Auffassung unserer Vorfahren bezeichnete der Ring, als das Glied einer Kette, die Unfreiheit. Wer ein Gelübde that, ließ sich um Arm, Fuß oder Hals einen Ring legen und trug ihn, bis er dasselbe erfüllt. So wechselten Braut und Bräutigam die Ringe, weil sie nicht mehr frei sein, sondern einander angehören wollten. — Das Band soll völlig dem alten gleichen; hierin liegt eine schöne Hinweisung auf die glückliche Ehe der Eltern. Dasselbe Metall vereinigt nun auch die Hände des jungen Paares und knüpft an den ersten einen zweiten Lebenslauf; es zeigt der Jugend

des edel reifenden Alters
Wert und dem Alter die Jugend, daß beide des ewigen Kreises
Sich erfreuen und so sich Leben im Leben vollende!

245. Dieser Jüngling ist tief von der Liebe zum Mädchen durchdrungen,
Und das Mädchen gesteht, daß auch ihr der Jüngling erwünscht ist.

Die Verlobung geht ganz in die Form der Trauung über, bei der der Geistliche dem Bräutigam und der Braut das Jawort abfordert, und der Apotheker, dessen Dienste bei der Brautwerbung verschmäht wurden, erhält jetzt wenigstens die Genugthuung, daß ihm das Amt eines Zeugen übertragen wird.

249. Und es neigte sich gleich mit Segenswünschen der Nachbar.

Er wird seinen Glückwunsch ohne Zweifel mit einer drolligen Förmlichkeit abgestattet haben. Der Dichter geht darüber hinweg, weil in diesem feierlichen Augenblicke scherzhafte Dinge nicht an ihrem Platze wären.

Aber als der geistliche Herr den goldenen Ring nun
Steckt' an die Hand des Mädchens, erblickt' er den anderen staunend,
Den schon Hermann zuvor am Brunnen sorglich betrachtet.
Und er sagte darauf mit freundlich scherzenden Worten:
Wie? du verlobest dich schon zum zweiten Mal? Daß nicht der erste
Bräutigam bei dem Altar sich zeige mit hinderndem Einspruch!

Aber sie sagte darauf: O, laß mich dieser Erinnrung
Einen Augenblick weihen! Denn wohl verdient sie der Gute,
Der mir ihn scheidend gab und nicht zur Heimat zurückkam.
Alles sah er voraus, als rasch die Liebe der Freiheit,
Als ihn die Lust, im neuen, veränderten Wesen zu wirken,
Trieb nach Paris zu gehn, dahin, wo er Kerker und Tod fand.
Lebe glücklich! sagt' er. Ich gehe; denn alles bewegt sich
Jetzt auf Erden einmal, es scheint sich alles zu trennen.
Grundgesetze lösen sich auf der festesten Staaten,
Und es löst der Besitz sich los vom alten Besitzer,
Freund sich los von Freund; so löst sich Liebe von Liebe.
Ich verlasse dich hier; und wo ich dich jemals wieder
Finde, wer weiß es? Vielleicht sind diese Gespräche die letzten.
Nur ein Fremdling, sagt man mit Recht, ist der Mensch hier auf Erden;
Mehr ein Fremdling als jemals ist nun ein jeder geworden.
Uns gehört der Boden nicht mehr; es wandern die Schätze;
Gold und Silber schmilzt aus den alten, heiligen Formen;
Alles regt sich, als wollte die Welt, die gestaltete, rückwärts
Lösen in Chaos und Nacht sich auf und neu sich gestalten.

Du bewahrst mir dein Herz; und finden dereinst wir uns wieder
Über den Trümmern der Welt, so sind wir erneute Geschöpfe,
Umgebildet und frei und unabhängig vom Schicksal;
Denn was fesselte den, der solche Tage durchlebt hat!
Aber soll es nicht sein, daß je wir, aus diesen Gefahren
Glücklich entronnen, uns einst mit Freuden wieder umfangen,
O, so erhalte mein schwebendes Bild vor deinen Gedanken,
Daß du mit gleichem Mute zu Glück und Unglück bereit seist!
Locket neue Wohnung dich an und neue Verbindung,
So genieße mit Dank, was dann dir das Schicksal bereitet.
Liebe die Liebenden rein, und halte dem Guten dich dankbar.
Aber dann auch setze nur leicht den beweglichen Fuß auf;
Denn es lauert der doppelte Schmerz des neuen Verlustes.
Heilig sei dir der Tag; doch schätze das Leben nicht höher
Als ein anderes Gut, und alle Güter sind trüglich.
Also sprach er; und nie erschien der Edle mir wieder.
Alles verlor ich indes, und tausendmal dacht' ich der Warnung.
Nun auch denk' ich des Worts, da schön mir die Liebe das Glück hier
Neu bereitet und mir die herrlichsten Hoffnungen aufschließt.
O verzeih', mein trefflicher Freund, daß ich selbst an dem Arm dich
Haltend bebe! So scheint dem endlich gelandeten Schiffer
Auch der sicherste Grund des festesten Bodens zu schwanken.

Also sprach sie und steckte die Ringe nebeneinander.
Aber der Bräutigam sprach mit edler, männlicher Rührung:
Desto fester sei bei der allgemeinen Erschüttrung,
Dorothea, der Bund! Wir wollen halten und dauern,
Fest uns halten und fest der schönen Güter Besitztum.
Denn der Mensch, der zur schwankenden Zeit auch schwankend gesinnt ist,
Der vermehret das Übel und breitet es weiter und weiter;
Aber wer fest auf dem Sinne beharrt, der bildet die Welt sich.
Nicht dem Deutschen geziemt es, die fürchterliche Bewegung
Fortzuleiten und auch zu wanken hierhin und dorthin.
Dies ist unser! so laß uns sagen und so es behaupten!
Denn es werden noch stets die entschlossenen Völker gepriesen,
Die für Gott und Gesetz, für Eltern, Weiber und Kinder
Stritten und gegen den Feind zusammenstehend erlagen.
Du bist mein, und nun ist das Meine meiner als jemals.
Nicht mit Kummer will ich's bewahren und sorgend genießen,
Sondern mit Mut und Kraft. Und drohen diesmal die Feinde
Oder künftig, so rüste mich selbst und reiche die Waffen.
Weiß ich durch dich versorgt nur das Haus und die liebenden Eltern,
O, so stellt sich die Brust dem Feinde sicher entgegen.

Und gedächte jeder wie ich, so stünde die Macht auf
Gegen die Macht, und wir erfreuten uns alle des Friedens.

Nachdem die eigentliche Handlung des Gedichtes bis zum völligen Abschlusse hingeführt ist, folgt ein Anhang, in dem der Dichter nach seinem Plane noch einmal und alles Einzelne in eine bestimmte Ansicht zusammenfassend, die großen Bewegungen und Veränderungen des Welttheaters aus dem kleinen Spiegel zurückzuwerfen trachtet. Dem Geiste des Ganzen gemäß werden auch jetzt nicht die Freiheitsbegriffe der Parteien, die Gleichheit vor dem Gesetze, die Beseitigung der Vorrechte, welche der Müßiggang und der Eigennutz der höheren Stände an sich gerissen, zum Gegenstand der Darstellung gemacht, sondern die Revolution, aus welchen Ideen sie hervorgegangen und worauf sie gerichtet sein mag, tritt nur nach ihren zerstörenden Wirkungen hervor. Der anarchische Zustand, in dem die Gesetze des Staates keine Geltung haben, der Bürger mit seiner Habe keinen Rechtsschutz genießt, jenes gleichmäßige Zerfallen der sittlichen Ordnung, daß Liebe sich von der Liebe löst, daß der Mensch sich auf der Erde nicht mehr zu Hause fühlt und dennoch nicht mit Vertrauen zum Himmel aufblicken kann, diese völlige Auflösung der Welt in ein nächtliches Chaos wird uns mit ergreifenden Worten geschildert, und wir erkennen, daß uns vorhin die Erzählung des Richters noch lange nicht mit dem Schlimmsten bekannt gemacht hat.

Wem aber sollte der Dichter diese Schilderung in den Mund legen? Dorothea hatte den Ereignissen nahe gestanden, doch solche Worte sind für die Zunge eines Weibes zu gewaltig, darum muß sie ein junger Heros gesprochen haben, der mit aufgeschlossenem Geiste den Gang der Dinge beobachtet und sich selbst mit todesmutigem Enthusiasmus in die Bewegung gestürzt hat. Auf die Gefahr hin, daß Hermanns bescheidenes Bild dadurch verdunkelt wird, stellt der Dichter einen frühern Verlobten Dorotheens als Zeugen, begeisterten Genossen und als ein Opfer der Revolution auf; eine Hinweisung auf jene Schrecken waren die letzten Worte, die er scheidend zu der Trauten sprach, und diese wiederholt sie jetzt mit liebevoller Erinnerung. Die Offenheit und Wärme, mit der

sie des Frühgeschiedenen gedenkt, ist so edel wie die „männliche Rührung“, mit der der zweite Verlobte diese Erinnerung aufnimmt.

Nun aber regt sich auch Hermanns männlicher Geist. Zwar gelassen, doch mit aller Bestimmtheit erklärt er sich für die entgegengesetzte Denkweise, und der Dichter läßt durch ihn zwischen dem heißblütigen, neuerungssüchtigen Treiben der Franzosen und dem beharrlichen Sinne des deutschen Volkes eine Scheidewand errichten. Es zieme sich nicht für uns, mit dem Staate Experimente anzustellen und um eines Idoles willen die Sicherheit und Wohlfahrt der Einzelnen wie des Ganzen mit gewaltsamen Umwälzungen auf das Spiel zu setzen. Wolle man uns aber die Revolution und die zerstörende Anarchie durch einen Krieg aufdringen, so müsse sich die Macht der Macht entgegenstellen, und eine einmütige Erhebung werde den Segen des Friedens zurückführen. Diese Worte waren für die damalige Zeit sehr bedeutsam. Schon hatten die deutschen Staaten, durch die Ränke der Diplomaten verwirrt, durch das Glück und die Übermacht der Feinde in Schrecken versetzt, es versäumt, als eine Gesamtheit zu handeln, und erst im Jahre 1813 dachten wenigstens die Meisten wie die Besten, worauf sich alle des Friedens freuten.

Haben wir nun die beiden Verlobten Dorotheens als die Repräsentanten ihrer Nationen betrachtet, so müssen wir sie jetzt auch noch nach ihrem persönlichen Charakter vergleichen, weil wir nicht ohne weiteres über jenes Bedenken hinweggehen können, daß die Einführung des französischen Jünglings zwar das Gedicht um eine herrliche Erscheinung reicher macht, aber diesen Vorzug mit dem Fehler erkauft, daß nun der eigentliche Held der Dichtung selbst Dorotheen, auf welche die Liebe jenes Heros ein verklärendes Licht wirft, nicht völlig zu erreichen scheint. Jener stürzt mit edlem Feuer in die Bewegung, deren furchtbare Gewalt er mit weit reichendem Blicke überschaut, während Hermann sich für die glanzlose Tugend des konservativen Festhaltens an der bestehenden Ordnung entscheidet; jener trennt sich von der geliebten Braut und besiegelt den heldenmütigen Enthusiasmus mit dem Tode, ihn umleuchtet die Erhabenheit eines tragischen Unterganges, während Hermann in seiner Begeisterung sogleich die einschränkende Rücksicht

auf die Versorgung des Hauses und der liebenden Eltern einfließen läßt, und während es uns unbekannt bleibt, ob die Zukunft wirklich einmal seine Entschlossenheit auf die Probe gestellt hat. Hierauf ist jedoch zu erwiedern, daß jener feurige Enthusiasmus uns nach der Absicht des Dichters zuletzt doch nur als eine edle Verirrung, dagegen die einsichtsvolle Mäßigung des deutschen Jünglings als das Weisere und Bessere erscheinen sollte, und wenn Hermann freilich zur Zeit keine Kriegsthaten aufzuweisen hat, so zeugt es doch von der Wahrheit und Stärke seines vaterländischen Gefühles, daß er nicht mehr mit jenem leidenschaftlichen Eifer, den ihm die Verzweiflung einflößte, sondern mit ruhiger Überzeugung die Notwendigkeit einer todesmutigen Gegenwehr ins Auge faßt. Auch hierin vollendet sich die Entwickelung seiner edlen Natur, und es ist nunmehr nach allen Seiten hin sein ganzes Wesen eine gehaltvolle Entfaltung des goldenen Wortes: Die gelinde Macht ist groß!

So steht der deutsche Jüngling in seiner stillen Tüchtigkeit neben der deutschen Jungfrau, die bei allen Schätzen des Geistes und Gemütes mit liebevoller Hingebung die Bestimmung des Weibes allein darin erkennt,

daß sie sich ganz vergißt und leben mag nur in andern!

Sei es unserm Volke beschieden, sich fort und fort durch eine solche Jugend zu erneuern; was dann auch kommen mag, das Vaterland bleibt gesegnet für alle künftigen Zeiten!

253. Und er sagte darauf mit freundlich scherzenden Worten:
Wie! Du verlobest dich schon zum zweiten Mal?

Wäre die Mitteilung über Dorotheens frühern Bräutigam nicht wirklich erst als ein Nachtrag in jene Rede des Richters gekommen, so würde der Geistliche das gefühlvolle Mädchen gewiß nicht mit scherzenden Worten an ihren schweren Verlust erinnert haben. Vgl. die Anmerkung zu VI, 217—316. Goethe äußert: „Einige Verse im Homer, die für völlig falsch und ganz neu ausgegeben werden, sind von der Art, wie ich einige selbst in mein Gedicht, nachdem es fertig war, eingeschoben habe, um das Ganze klarer und faß=

licher zu machen und künftige Ereignisse beizeiten vorzubereiten." (An Schiller 19. April 1797.) Es entging ihm diesmal, daß durch jene nachträgliche Einschaltung wichtige Abänderungen nötig wurden.

258. Der mir ihn scheidend gab.

Es war also eigentlich nicht ein Verlobungs-, sondern ein Gedenkring.

275. Du bewahrst mir dein Herz; und finden dereinst wir uns wieder
Über den Trümmern der Welt, —

Trotz der starken Übertreibung, daß die, welche die Anarchie überständen, erneute Geschöpfe, umgebildet und frei und unabhängig vom Schicksal sein sollten, ist hier dennoch nicht ein Wiederfinden im Jenseits, wo wir uns eine solche Erneuerung und völlige Befreiung des Geistes denken, sondern, wie V. 279 f. zeigen, die nochmalige Anknüpfung ihres Bundes auf Erden gemeint.

281. O, so erhalte mein schwebendes Bild vor deinen Gedanken,
Daß du mit gleichem Mut zu Glück und Unglück bereit seist!

Dorothea soll diesen Gleichmut aus dem Beispiele des Geliebten, der sich mit Fassung in die Todesgefahr begiebt, schöpfen.

286. Aber dann auch setze nur leicht den beweglichen Fuß auf;
Denn es lauert der doppelte Schmerz des neuen Verlustes.

„Doppelt" bedeutet hier nicht nur „ungewöhnlich groß". Man empfindet bei dem zweiten Verluste den ersten noch einmal, und der doppelte Verlust verdoppelt die Schmerzen. — Dorothea soll, wenn sie eine neue Verbindung eingeht, nicht ihr ganzes Glück auf diese bauen, denn stets lauere das Verderben. Was wird aber aus dem Menschen, wenn er kein Vertrauen zur Vorsehung hat, wenn er, in sorgenvollen Gedanken an die Unbeständigkeit des Glücks, selbst Liebe und Freundschaft nur zurückhaltend und mit halbem Herzen erwiedert? Diese Furcht vor dem Unglücke macht uns elender als das Unglück selbst. Kaiser Heinrich II. hatte den Wahlspruch: Nil impense ames, ita fiet, ut in nullo contristeris.

Es lag nicht in Goethes Natur, einen solchen Grundsatz zu empfehlen, und daß der hochherzige Jüngling ihn ausspricht, soll uns nur die traurige Wirkung der zerrütteten Lebensverhältnisse zeigen.

288. Heilig sei dir der Tag; doch schätze das Leben nicht höher
Als ein anderes Gut, und alle Güter sind trüglich.

Wir pflegen uns bei der Auslegung dieses berühmt gewordenen Satzes gewöhnlich nicht an den beschränktern Sinn zu binden, den er im Zusammenhange hat. Er bedeutet hier: Schätze das Leben mit allen seinen herzerfreuenden Gaben als ein heiliges Geschenk, doch vergiß nicht, daß ihm ein Ziel gesetzt ist, und daß es dir unvermutet entrissen werden kann, wie jedes einzelne seiner Güter.

295. — So scheint dem endlich gelandeten Schiffer
Auch der sicherste Grund des festesten Bodens zu schwanken.

Ein oft gebrauchtes, aber schönes und bezeichnendes Bild. „Er hing (an ihrem Halse) wie am Uferfelsen ein Schiffbrüchiger; der Boden bebte noch unter ihm.“ (W. Meisters Wanderjahre, 1. Buch, 9. Kap.) Dorothea fühlt, daß sie mit dem Mangel an Zuversicht zu dem neuen Glücke ihren Freund kränkt; sie bittet ihn deshalb um Verzeihung und wird in kurzem die Ängstlichkeit, welche ihr das eigne trübe Schicksal und die Warnungen des scheidenden Bräutigams eingeflößt, überwunden haben.

300. — Wir wollen halten und dauern,

Wir wollen uns einen beständigen Sinn erhalten.

301. Fest uns halten und fest der schönen Güter Besitztum.

Eine Anspielung auf jenen stürmischen Geist der Revolution, der die Zustände so zerrüttet hat, daß sich der Besitz vom alten Besitzer, der Freund vom Freunde, Liebe von Liebe löst und jeder im eignen Lande, ja auf der Erde ein Fremdling ist.

302. Denn der Mensch, der zur schwankenden Zeit auch schwankend gesinnt ist,
Der vermehret das Übel und breitet es weiter und weiter.

